

МІНІСТЕРСТВО ОСВІТИ І НАУКИ УКРАЇНИ
КАМ'ЯНЕЦЬ-ПОДІЛЬСЬКИЙ ДЕРЖАВНИЙ УНІВЕРСИТЕТ

Л.О.ІВАНОВА, Л.Б.ІОТКО

DEUTSCHE FESTE UND BRÄUCHE

НІМЕЦЬКІ ЗВИЧАЇ ТА СВЯТА



**Рекомендовано Міністерством освіти і науки України
як навчальний посібник для студентів
вищих навчальних закладів**

Кам'янець-Подільський
2006

УДК 811.112.2(075.8)
ББК 81.432.4-923
I 20

Рекомендовано Міністерством освіти і науки України як навчальний посібник для студентів вищих навчальних закладів (лист № 14/18.2 – 659 від 17.03.2006)

Рецензенти:

Яцюк І.Я., кандидат філологічних наук, доцент, завідувач кафедри німецької мови Тернопільського національного педагогічного університету ім. В.Гнатюка;

Гінка Б.І., кандидат філологічних наук, доцент, декан факультету іноземних мов Тернопільського національного педагогічного університету ім. В.Гнатюка;

Панчишина Т.А., кандидат філологічних наук, доцент кафедри іноземних мов Подільського державного аграрно-технічного університету

Іванова Л.О., Іотко Л.Б.

I 20 Deutsche Feste und Bräuche: Німецькі звичаї та свята: Навчальний посібник. — Кам'янець-Подільський: Кам'янець-Подільський державний університет, редакційно-видавничий відділ, 2006. — 194 с.

ISBN 966-643-046-0

Представлений посібник містить об'ємний країнознавчий матеріал, який дає змогу глибоко пізнати специфіку звичаїв та свят німецького народу. Підібрані тексти можуть бути використані на заняттях з країнознавства, на практичних заняттях з німецької мови при вивченні розмовних тем про Німеччину, для підготовки рефератів про культуру народу, а також для домашнього читання.

УДК 811.112.2(075.8)
ББК 81.432.4-923

Друкується згідно з рішенням вченої ради Кам'янець-Подільського державного університету, протокол № 5 від 26 травня 2005 р.

ISBN 966-643-046-0

© Іванова Л.О., Іотко Л.Б., 2006

DEM LEBEN FORM UND FARBE GEBEN

Mehr als Folklore: Das Brauchtum



*Ein tiefer Sinn
wohnt in den alten
Bräuchen, man muss sie
ehren.*

F.Schiller

*Das Leben ohne
Feste ist wie eine weite
Reise ohne Wirtshaus.*

Demokrit

*Tages Arbeit!
Abends Gäste!
Saure Wochen!
Frohe Feste!*

**Johann Wolfgang
von Goethe**

Als man im letzten Jahrhundert anfang, Bräuche aufzuschreiben und zu dokumentieren, tat man dies in der Meinung, sie seien größtenteils dem Untergang geweiht. Auf der einen Seite glaubte man, die Bräuche seien allesamt uralt und hätten sich größtenteils unverändert erhalten; auf der anderen Seite war man überzeugt, dass sie in der modernen Zeit und Gesellschaft keinen Platz mehr finden könnten. Heute weiß man, dass diese Auffassung falsch war. Die Bräuche sind meist gar nicht so alt, sie sind auch in jüngerer und jüngster Zeit entstanden, sie wandeln sich und verschwinden wohl auch, aber werden dann durch neue ersetzt oder ergänzt. Ohne Bräuche geht es offenbar nicht.

Die Landkarte der Festbräuche ist in den letzten Jahren eher noch bunter geworden. Kaum eine Gemeinde, die nicht ihren besonderen Tag oder ihre besonderen Tage hat. In solchen Bräuchen und Festen feiern die Bewohner sich selbst und versichern sich ihrer Zusammengehörigkeit. Diese besonderen Tage sind wichtig für die Identität eines Ortes, um es mit einem gängigen Schlagwort zu sagen – oder einfacher: Sie bieten ein Stück Heimat.

Menschen brauchen Brauchtum – im alltäglichen wie im religiösen Bereich, um ihr Leben mit allen Sinnen ausloten und auskosten zu können. Darauf verweist bereits die Wortbedeutung des althochdeutschen „brukjan“: Nahrung aufnehmen, genießen. Das leuchtet im Zusammenhang mit der herbstlichen Treibjagd oder dem Kirchweihfest natürlich sofort ein!

Auch Sportverein und Liederkranz, Handwerksinnungen und Universitäten, Kindergruppen und Jugendcliquen schufen – und schaffen sich noch heute – ihre ganz eigenen Bräuche und Rituale: am Stiftungsfest, bei der Überreichung des Gesellenbriefes, bei der Verleihung der Doktorwürde, beim Richtfest, bei Rockkonzerten. Brauch-

tum verbindet, lässt das Zusammengehörigkeitsgefühl wachsen, schweißt zusammen. Es wird zum gegenseitigen Erkennungsmerkmal, zur „Erkennungsmelodie“, z.B. wenn beim Staatsbesuch die Nationalhymnen gespielt und die Flaggen gehißt werden.

Bräuche helfen die Unsicherheit „Was mache ich denn an einem solchen Tag?“ dadurch überwinden, dass sie einen Rahmen abstecken, Zeichen und Symbole zur Verfügung stellen, ja sogar die „Spielregeln“, „Rollenzuweisungen“ und die farbenprächtige Kleiderordnung vorgeben. Das erleichtert vieles. Manche Bräuche legen bereits die „richtigen Worte“ in den Mund, auf die dann alle Mitfeiernden mit



Spannung warten.

Brauchtum rankt sich auch um bestimmte Knotenpunkte des Lebens: Um Geburt und Tod, Konfirmation und Abitur. Wie erfinderisch ist man in manchen Gegenden beim Ausrichten einer Hochzeit! Welche manchmal grotesken Formen nimmt der Abschied von der Bundeswehr vielerorts an! An wichtigen Anlässen greifen Menschen dankbar auf alte Bräuche zurück. Manchmal geben sie ihnen ein neues Gesicht und damit neues Leben.

Im Laufe des Jahres sorgt das Brauchtum für vielfältige und farbenfrohe Abwechslung bis hin zur Ausge-

lassenheit am Fasching oder am Erntedankfest, in der Walpurgis- oder in der Silvesternacht. Es nimmt dem Alltag seine Schwere und bringt Entlastung.

Durch die sich ändernden Lebensbedingungen und -gewohnheiten, durch die Entwicklung von einem Agrar- zu einem Industriestaat beispielsweise, können viele Bräuche ihren Mutterboden und langsam auch ihren Sinn verlieren. Eine Zeitlang werden sie vielleicht noch folkloristisch gepflegt, aber dann verstehen immer weniger Menschen, was mit ihnen gesagt werden soll, welche Erinnerung, welche Lebenser-

fahrung sie lebendig halten und weitergeben möchten. Sie verwelken und sterben wie Blumen und Pflanzen ohne Regen.

Gerade junge Menschen haben manchmal ihre Schwierigkeiten mit dem Brauchtum, weil es oft eng mit dem Begriff „Tradition“ verbunden ist, weil im Laufe der Zeit aus Gestaltungsvorschlägen oft -vorschriften werden. Es lässt sich nicht bestreiten, dass manche Bräuche erstarrt und ausgehöhlt sind wie leere Schneckenhäuser. In ihnen wohnt kein Leben mehr, sie strahlen nichts mehr aus. Um manchen alten Zopf ist es nicht einmal schade. Er gehört einfach abgeschnitten! Unter Umständen entsteht gerade daraus dann ein neuer Brauch, der viel Freude mit sich bringt, der Menschen beflügelt zu einem Neuanfang.

Und es ist bemerkenswert, dass in unserer hochtechnisierten, computergesteuerten Zeit immer mehr junge Menschen ihre Liebe zur Tradition entdecken und pflegen.

Ohne Brauchtum wäre unser Leben um vieles ärmer, trockener, kopflastiger. Der Maitanz und der Adventskranz, die Martinsgans und der Christbaum, das bunte Faschingtreiben, die gefärbten Ostereier und der Pfingstritt wecken die „Lebensgeister“, sind Medizin gegen graue Eintönigkeit, Nahrung für ausgehungerte Seelen, die auf der Suche sind nach den ursprünglichen Geheimnissen. All diese Bräuche lassen auf ihre Weise unmittelbar teilhaben an einer größeren Wahrheit und Weisheit.

Texterläuterungen

Liederkranz, der – Singgruppe, die;

Handwerksinnung, die – цех, спілка ремісників;

Stiftungsfest, das – святкування заснування чогось;

Gesellenbund, der – спілка підмайстрів;

Gesellenbrief, der – Zeugnis der bestandenen Gesellenprüfung (verlangt wird Anfertigung eines Gesellenstückes, Werkzeug- und Materialkenntnis sowie genügende kaufmännische Schulung);

Richtfest, das – свято з нагоди закінчення будівництва будинку. Свято Richtfest – це вираз подяки всім, хто допомагав будувати дім.



DEUTSCHE VOLKSART



Ein Grundzug der deutschen Volksart ist der Reichtum des Gemüts, das Kraft und Tiefe, Zartheit und Innigkeit in sich vereinigt und worin Tugenden wurzeln, wie Familien- und Heimatsinn, Naturfreude, Anhänglichkeit an Recht und Sitte der Väter. In harmonischem Zusammenklang mit diesem Ehrentum des Volkes steht seine hohe geistige Begabung.

Dem einheitlichen Charakter widerstreitet jedoch eine wundervolle Mannigfaltigkeit in den besonderen Landschaften, und wie die Natur des deutschen Bodens verschieden ist, so auch das Gemüts- und Geistesleben seiner Bewohner, denn beide sind von jener beeinflusst. Wer die sturmfesten Menschen der deutschen Nordseeküste kennt, der weiß, wie wenig sie zur Fröhlichkeit gestimmt scheinen. Die wogenden Wasser mit dem ewig gleichen Wechsel der Flut, die Gefahren, die den Schiffer mit dem Anblick des Todes vertraut machen, die Entbehrungen der kargen Lebensweise lassen keine Herzensfreude laut werden. Was aber die Küstenbewohner auszeichnet, ist der Heldenmut im unablässigen Ringen mit Wetter und Wind, die Kraft und Geschicklichkeit, die Ruhe der Seele, das Gottvertrauen. Und wenn die Sturmflut gegen die eigene Hütte braust: der Herr wird helfen. Mit stolzem Selbstgefühl liebt der Strandsasse seinen Heimatboden, dessen Deiche nur ein schwacher Schutz sind gegen die Wut des Meeres.

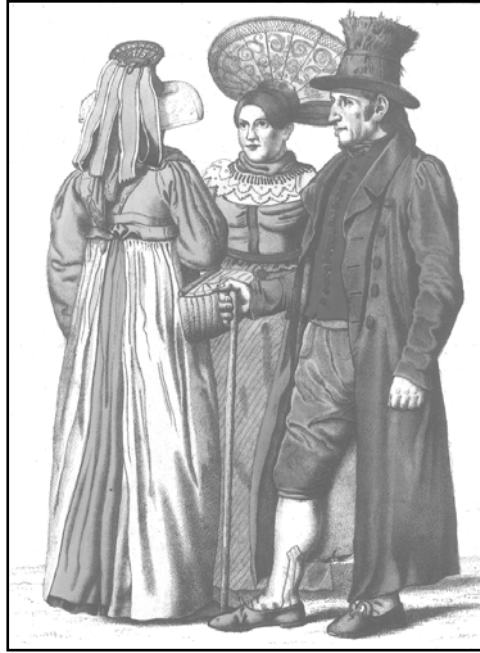
Sorgloser lebt das Volk an der Ostsee, obschon auch hier die Schrecknisse der Naturgewalten große Landstrecken mit Elend überströmen können und ein tapferes, kernfestes Geschlecht verlangen. Aber die Männer sind heiterer; es ist, als erfrische die kräftige Brise, die über die Wellen weht, ihre Herzen. Und erscheinen sie auch dem lebhaften Mittel- und Süddeutschen anfangs zugeknöpft, allzu gemessen und kühl: unter diesem zurückhaltenden Wesen birgt sich ein goldenes Gemüt und eine nicht minder köstliche Begabung für die Schelmerei, eine „freundliche Gespaßigkeit“.

Die niederdeutsche Ebene erzeugt im Großen und Ganzen ein langsames Wesen. Wie könnte es auch anders sein, z. B. bei dem Ansiedler, der emsig das tiefe Moor urbar macht und mit schweren Mühen das tägliche Brot erdarbt. Er verzichtet auf den Lohn des Schaffens, er weiß, dass dieser erst nach Jahrzehnten kommen wird, aber kommen muss er. So gewöhnt er sich denn an die Langsamkeit des Hoffens, des Denkens, des Arbeitens. Und wiederum dem Heidebewohner nimmt die Einsamkeit seines Himmelsstriches die Sinne gefangen, sei er ein Schäfer, der strickend seine schwarzen Heidschnucken über den dünnen Boden führt, sei er ein Imker, der von der einfachen Hütte hinausblickt in die bange, schwermütige Stille der Landschaft, wo sich sein Reichtum, ein Heer von Bienen, in heißem Sonnenglänze tummelt, sei er ein Großbauer, dessen Leben in der Hof- und Feldwirtschaft aufgeht. Zu ihnen dringt keinerlei Anregung aus dem Getriebe der Welt, sie kennen nur ihre eigene Lebensform und halten daran fest. Denn der Geist, dem selten neue Gedanken zugetragen werden, haftet am Alten und ist natürlich schwerfällig. Auch in Körperhaltung, in Bewegung und Sprache prägt sich lässige Ruhe aus, ja selbst in der Fußbekleidung, im Holzschuh, der jetzt freilich mehr und mehr verschwindet. Dieses unförmige Gewicht, das den Bauern vor der Nässe bewahrt, ist eine Erfindung norddeutscher Plumpheit. Wer es an den Füßen trägt, kann nicht anders als langsam einherschleifen.

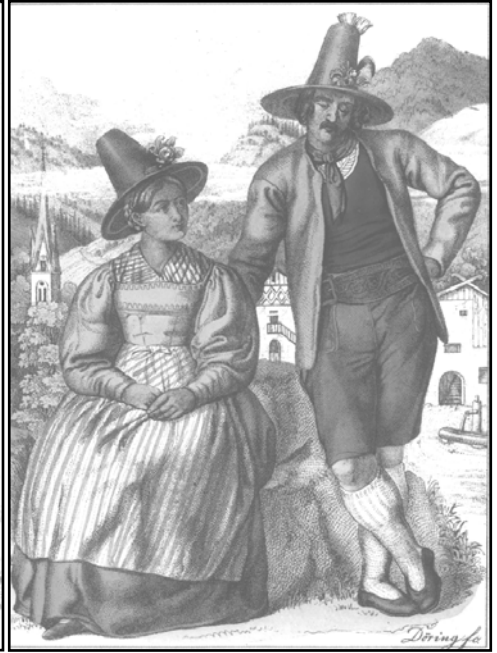
Es ist leicht einzusehen, dass solche bedächtige Art, die allem Neuen und Fremden misstraut, zur Hartnäckigkeit, ja zum Trotz werden kann, wenn es gilt, gewohntes Recht und gute Sitte zu schirmen. Und mit der Wahrung des Althergebrachten eint sich ein.

Deutschland

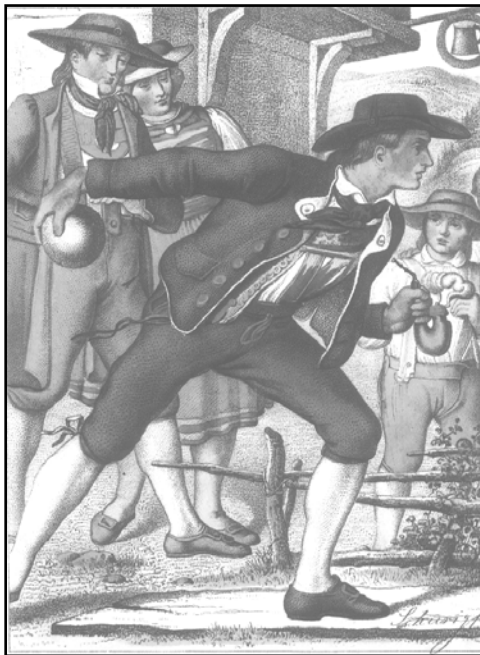




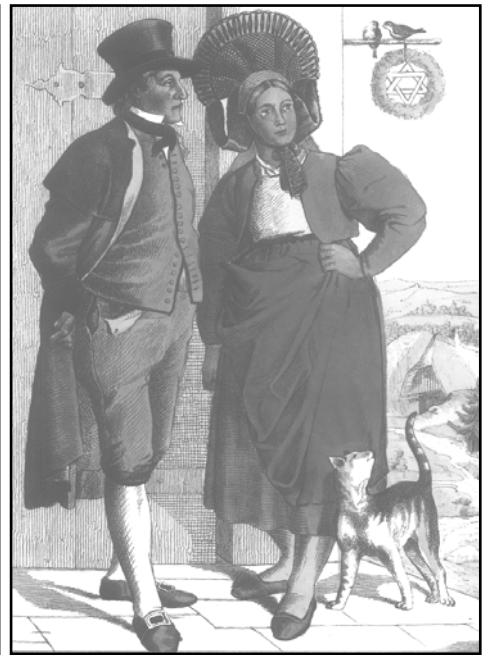
Allgäuer



Bauersleute aus Tirol



Bauersleute aus Baden



Wirthsleute aus Schwarzwald

stolzes Gefühl der Unabhängigkeit. Wie einst der Bauernstand des Dithmarschens die Dänen bei Bornhöved (1228) schlug, so ist unter den Enkeln jener Helden noch heute ein kerniges Kraftbewusstsein lebendig. — Im Schatten hoher Eichen versteckt liegen die Bauernhöfe Westfalens, an geeigneten Plätzen verstreut, und weit ziehen sich die Kirchspiele [Pfarreien] auseinander. Wortkarge, breitschulterige, starke Männer wohnen in den einsamen Anwesen. Unter den Sprüchen aber, die über der breiten Toreinfahrt stehen, ist keiner bezeichnender als dieser: „Wat frag' ick na' de Lü' [Leuten], Gott helpet mi!“ Er zeigt uns zugleich jene Tugend an, die alle überragt, die Frömmigkeit. Im Zusammenhang mit dem bedachtsamen Wesen des Norddeutschen steht ferner die vielwägende Schwierigkeit des Entschlusses; dabei darf er sich rühmen, dass sein Geist klar blickt und sein Urteil sicher trifft. Und hat er einmal einen Vorsatz gefasst, so lässt er ihn nicht aus dem Auge. Fest und zäh ist sein Wollen, tatkräftig und unermüdlich sein Handeln. Die Ziele aber, die er erstrebt, müssen praktisch und erreichbar sein. Sein nüchterner Verstand geht nicht in die Höhe, sondern schnurstracks gradaus; und schlicht und gerade, bieder und wahr, treu und zuverlässig ist seine Sinnesart. Vor allem eignet dem Norddeutschen das Pflichtgefühl, besonders das märkische Volk sucht seinesgleichen in ernster Arbeitstreue; dabei darf man aber nicht übersehen, dass der norddeutsche Charakter unter seiner rauen Oberfläche doch ein vielseitiges, köstliches Innenleben in sich schließt.

Ein Abbild dieser norddeutschen Nüchternheit und Tüchtigkeit, dazu der Gemütsiefe und frohen Herzenslaune gibt uns die mundartliche Dichtung: ein Genuss für jeden, der den Norden nicht kennt, ein größerer noch für den, der ihn kennt. Solcher teils ernsten, teils trocken-humorvollen niederdeutschen Dichtung steht die oberdeutsche gegenüber, die uns die lebendige Eigenart des Südens widerspiegelt.

Blicken wir nach Bayern und Österreich hinein, in das gesegnete Land, wo des Bauern Arbeit auf fruchtbarem Acker, in Obstpflanzungen und fettem Wiesengrunde reichlich gelohnt wird, wo dunkle Wälder und silberne Quellen, luftige Höhen und reizende Täler von den Wundern der Schöpfung erzählen: da klingt der Sang altsesshafter Menschen munter gen Himmel als ein lauter Widerhall ihres Wohlbehagens, ihrer Gemütsfreudigkeit, ihres Kraft- und Wertgefühls. Und blicken wir ferner über Österreichs und Bayerns Hochgebirge, wo der Senn zur Alp fährt und aus voller Brust den Jauchzer ins hallende Tal schickt, wo der Jäger mit der Spielhahnfeder am Hut der Gämse nachklettert auf schwindeligem Grat, wo das Auge des schmucken Dirndls über die Wildnis steiler Klippen und über die Schauer tiefer Schluchten weit, weit hinausschweift in blaue Fernen: solch ein Land weckt jubelnde Lieder, launige und ausgelassene Klänge des Herzens und hell-lautes Zitherspiel obendrein. Es weckt aber auch die Freude am Tanz und herrliche Lebenslust drückt sich in der Kunst des Schuhplatteln aus, in der die urwüchsige Kraft der Burschen sich gütlich tut.

Wenig Neigung zeigt der bayrische Stamm für Handel und Industrie. Seit alters sind ihm Ackerbau und Viehzucht Quellen des Wohlstandes; mit unverdrossener Emsigkeit hat sich der Bauer sein wohnliches Heim gegründet, dort schafft er in traurem Zusammenleben mit seinem Gesinde, dort ruht er des Abends behaglich aus, vorausgesetzt — dass er nicht im Wirtshaus frisch anstecken hilft. Denn was dem Norddeutschen sein Tee und sein Grog, was dem Rheinländer sein Wein, was dem Sachsen sein Kaffee, das ist dem Bayern sein Bier.

Schauen wir in die Schweiz hinüber, wo die tosenden Gewässer, die unbändigen Söhne der Gletscher, über die Schroffen stürzen und wo ein freies und frohes Volk das Erbe seiner Väter hütet: wie kräftige Alpenluft weht uns alemannische Dichtung an oder wie sanfter Kuhglockenklang hallt sie gemütlich zu Herzen oder sie tönt wie ein wundersames Echo aus alten Zeiten.

Und blicken wir auf den Stolz des deutschen Vaterlandes, den Rhein mit seinem Reichtum an Natur und Kunst und Geschichte: welch stolzer Schmuck von Burgen und Schlössern, von Dörfern und Städten; welch malerische Pracht der Rebenhügel, der Obsthaine; welch wechselvoller Segen an Waldung, an Saatland, an Wiesen und Weiden! Und gar der königliche Strom selbst mit den gleitenden Schiffen! Glückliche alle, die dort wohnen! Da ist der Elsässer, ein liebenswürdiger und munterer, gemütvoller und sinniger Menschenschlag; da ist der Bauer des Schwarzwaldes, den kluger Unternehmungsgeist und natürliches Kunstgeschick auszeichnet; da ist der Pfälzer, geschickt und schlagfertig, lebendig und lustig, ein Kenner des Weines und des Lebensgenusses, doch auch hervorragend durch Schaffensfreude und Tatkraft. Ihm benachbart wohnt der Neckarschwabe, treuherzig und bieder, empfänglichen Gemüts und scharfsinnig zugleich, regsam und tüchtig, anziehend durch seine Neigung zu neckischem Spott; benachbart wohnt auch der Mainfranke, ein heiterer, mitteilbarer Charakter, dem jede Heimlichkeit fremd ist, begabt mit reicher Phantasie und beweglichem Geiste. Bewundernswert durch die Vielseitigkeit des Gewerbes, durch die Ausdauer und Klugheit bei der Arbeit zeigt sich der Nürnberger Franke. Vom „Goldnen Mainz“ bis Rudesheim und weiter nach Bingen leuchtet ein milder Himmel den berühmtesten Weingebirgen Deutschlands, dem Rheingau. Gleich den Reizen der Landschaft prangen hier der Wohlstand und das Wohlbehagen der Menschen, die an den grünen Ufern wohnen und deren Leben von Frohsinn und Herzenswärme durchsonnt ist.

In all diesen südlichen Landschaften erklingen die Sprache und die Dichtung heller und weicher als in denen des Nordens.

Und endlich zwischen Norden und Süden liegt das weite Gebiet Mitteldeutschlands. Auch hier ist Sprache und Volkstum vielgestaltiger, aber weniger rein und unvermischt. Auf heiteren Höhen und in lieblichen Gründen sitzt das freundliche, lebhaft und eifrig betriebsame Geschlecht der Thüringer, neben ihnen hausen im rauhen Hessen die stattlichen Enkel der Katten, Männer mit ruhigem Ernst und redlicher Festigkeit. Überlegener Bildung rühmen sich die klugen Obersachsen, deren gemüthliche Gesinnung und beschauliche Lebensweise eine seltene Vereinigung eingeht mit eifriger Gewerbetätigkeit und rührigem Streben auf allen Geistesgebieten. Auf dem Kamm an den Hängen des Erzgebirges arbeitet mit rastlosem Fleiß und entbehrender Genügsamkeit ein biederer Stamm mit weichen, fröhlichen *Herzen* und mit zäher Heimmattreue. Seine ehrliche Derbheit teilt er mit dem Nachbarn im Vogtland; nur sind diese noch offener und heiterer gestimmt. Der Vogtländer hat eigentlich stets gute Laune. Diese sprudelnde Lustigkeit, dazu noch treffender Mutterwitz, lebhaftes Empfinden, praktische Geschicklichkeit leuchten schon dem rotbackigen Jungen aus den blauen Augen; und aus dem Jungen wird ein kräftiger Bursch, der in der gesunden Luft gedeiht und immer gut und viel, vor allem seine Kartoffelklöße, zu essen wünscht. Rauer wieder ist der Lausitzer, wie auch dessen Sprache härter klingt. Und zuletzt der Schlesier im Lande Rubezahl ist poetisch und phantastisch veranlagt, humorvoll und gemüthlich, zufrieden im Genusse des Kleinlebens, arbeitsam und klug. So ist das deutsche Volkswesen unendlich verschieden und dies ist auch der besondere -Reiz all der vielen Lieder und Geschichten, die von der Seeküste im Norden bis zu den Alpen im Süden gesungen und erzählt werden.

Nach Oskar Dähnhardt



I. TRADITIONELLE FESTE IM JAHRESVERLAUF

Adventszeit, Nikolaustag und Weihnachten

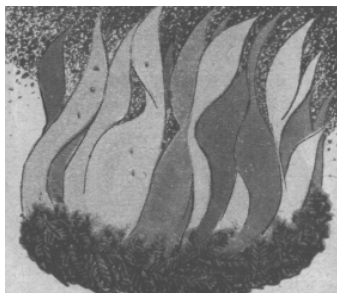
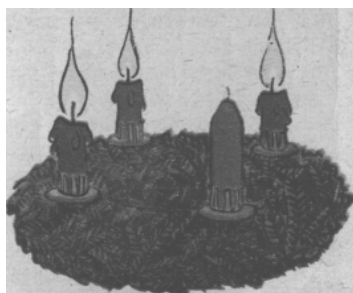
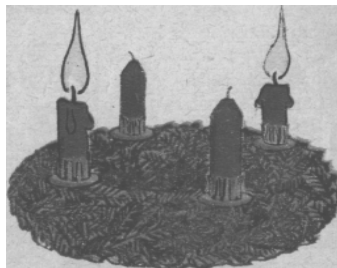
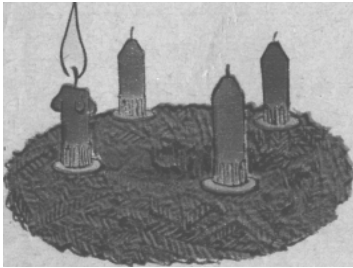
Unter dem Kreuzberg, dem heiligen Berg der Franken hat nach Überlieferungen Bonifatius die ersten Germanen getauft und vielleicht wurde hier das erste Weihnachtsfest auf deutschem Boden gefeiert.

Weihnachten, das Fest der Geburt Jesu, wird seit über 1000 Jahren von allen Christen in der Welt unterschiedlich, aber immer feierlich begangen. In Deutschland bereitet man sich lange darauf vor: in der Adventszeit.

Eine der schönsten Zeiten des Jahres ist das. Vorfriede ist die schönste Freude, die Adventswochen sind voll davon. In der Kirche, die mit dem ersten Adventssonntag das neue Kirchenjahr eröffnet hat, künden frohe Feste das nahende Weihnachten an. Draußen in der Natur wächst die freudige Erwartung auf das Wiederaufsteigen des Lichts zur Wintersonnenwende, und in den Familien wird das große Fest vorbereitet.

In der Zeit des Advents steckt aber auch ein Stück der Bußzeit. Man wird etwas besinnlicher. Der Advent erinnert uns an eine wichtige Erfahrung: Der Mensch ist noch nicht am Ziel. Er ist noch nicht ganz. Er sucht immer noch und ist immer noch unzufrieden.

Der Advent schließt das Tor zur Weihnachtszeit auf. Er beginnt vier Sonntage vor dem Weihnachtsfest. In den Stuben soll es nach Tannengrün duften, der Adventskranz wird aufgehängt oder aufgestellt, in den Kinderzimmern enthüllen die Adventskalender ihre erste Überraschung. Adventssterne müssen angebracht, Rauschgöldengel und Krippenfiguren wiederhergestellt, alle Leuchter mit Kerzen besteckt werden. Einige Schüsseln und Körbe werden mit Kostproben von Weihnachtsplätzchen, Pfefferkuchen und Nüssen gefüllt. Bratäpfel stehen bereit und ein heißes Getränk zur Dämmerstunde, wenn zum ersten Mal vorgelesen wird und die alten Advents- und Weihnachtslieder von der Stubenmusi gespielt werden.



Advent! Advent! Ein Lichtlein brennt

Ad - vent! Ad-vent! ein Licht - lein brennt. Erst
eins, dann zwei, dann drei, — dann vier: dann
steht das Christ - fest vor — der Tür.

The musical score is written in 4/4 time with a key signature of one flat (B-flat). It consists of three staves. The first staff has a treble clef and a key signature of one flat. The second and third staves have a treble clef and a key signature of one flat. The lyrics are written below the notes. Chord symbols (F, C, C7, Gm) are placed above the notes.

*Advent! Advent! Ein Lichtlein brennt.
Erst eins, dann zwei, dann drei, dann vier:
Dann steht das Christfest vor der Tür.*



Lied des Nussknackers

*König Nussknacker, so heiß' ich.
Harte Nüsse, die zerbeiß' ich.
Süße Kerne schluck' ich fleißig;
Doch die Schalen, die schmeiß' ich
Lieber andern hin,*

*Weil ich König bin
Aber seid nicht bang!
Zwar mein Bart ist lang,
Und mein Kopf ist dick
Und gar wild mein Blick;
Doch was tut denn das?
Tu kein'm Menschen was,
Bin im Herzensgrund,
Trotz dem großen Mund,
Ganz ein guter Jung.
Lieb Veränderung,
Amüsier mich gern
Wie die großen Herrn.
Arbeit wird mir schwer,
Und dann mag ich sehr
Frommen Kindersinn,
Weil ich König bin.*

Heinrich Hoffmann



Bunte Weihnachtsplätzchen

Texterläuterungen

Bonifatius – Benedikttermönch und Missionsbischof (geb. um 672 in Wessex, England, ermordet 754 in Friesland) missionierte vor allem Hessen, Thüringen, Friesland, gründete zahlreiche Klöster.

...wird...vorgelesen – hier: Bibelgeschichten werden abends in den Familien vorgelesen.

die Stubenmusi – die Stubenmusik

Der Adventskalender

Der Adventskalender ist ein unentbehrlicher Zeitmesser für die letzten vier Wochen vor dem Fest. Er zügelt und steigert zugleich 24 erwartungsvolle Tage lang die Vorfreude auf das große Weihnachtsereignis. Die Ursprünge des Adventskalenders lassen sich bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Die ersten Formen kommen aus dem protestantischen Umfeld. So wurden in evangelischen Familien im Dezember

vierundzwanzig religiöse Bilder nach und nach an die Wand gehängt. Großer Beliebtheit erfreute sich auch die Weihnachtsuhr mit Bibelsprüchen. Einfach, aber nicht weniger effektiv, war eine andere Variante: 24 an die Wand oder Türe gemalte Kreidestriche, von denen die Kinder täglich einen wegwischen durften.

Sie taten's mit Begeisterung: brachte ihr Verschwinden doch den mit Spannung erwarteten Tag der Bescherung sichtbar näher. Das erste gedruckte Exemplar verdankt seine Existenz den Kindheitserlebnissen eines schwäbischen Pfarrerssohns aus Maulbronn. Seine Mutter zeichnete dem kleinen Gerhard auf einem Karton 24 Kästchen ein — auf jedes war ein „Wibele“ (ein Gebäckstück) genäht.

„Geboren“ wurde der Prototyp des heutigen Adventskalenders allerdings in Bayern. Als Teilhaber der lithographischen Anstalt Reichhold & Lang in München verzichtete Gerhard Lang jedoch auf die Gebäckstücke und verwandte statt dessen farbenprächtige Zeichnungen, die ausgeschnitten und auf einen Pappkarton geklebt werden konnten.

1908 verließ dieser erste, wenn auch noch fensterlose Adventskalender die Druckpresse in München. Von der bayerischen Metropole startete der vorweihnachtliche Zeitmesser einen Triumphzug um den Globus. Dreißig Jahre, bis 1940, kreierte bekannte Kinderbuchillustratoren immer neue Motive.

Teilweise wurden die Kalender recht aufwendig und mit viel Handarbeit hergestellt. So gab es Figuren zum Ausschneiden und Aufkleben und Adventshäuschen mit Ziehfiguren sowie aufrollbaren Fensterchen. Schokoladenkalender —



mit zumeist minderwertigem Inhalt — sind beileibe keine neuen Erfindungen. Sie wurden von Reichhold & Lang bereits von Mitte der 20er Jahre an hergestellt.

Der Zweite Weltkrieg setzte dem Höhenflug des Adventskalenders ein jähes Ende. Als Nazi-Propagandamittel — Adventsspruch: „Mein hellstes Licht sei dem Führer geschenkt, der immer an uns und Deutschland denkt“ — führte er ein ideologisch verbrämtes Schattendasein. 1940 wurde der Münchner Betrieb, in dem bis dahin 29 Entwürfe in 42 Ausgaben erschienen waren, eingestellt.

Erst in den 50er Jahren konnte der Adventskalender wieder an seinen Erfolg anknüpfen — Engel, Nikolaus und das Christkind kehrten als Motive zurück. Da fährt der

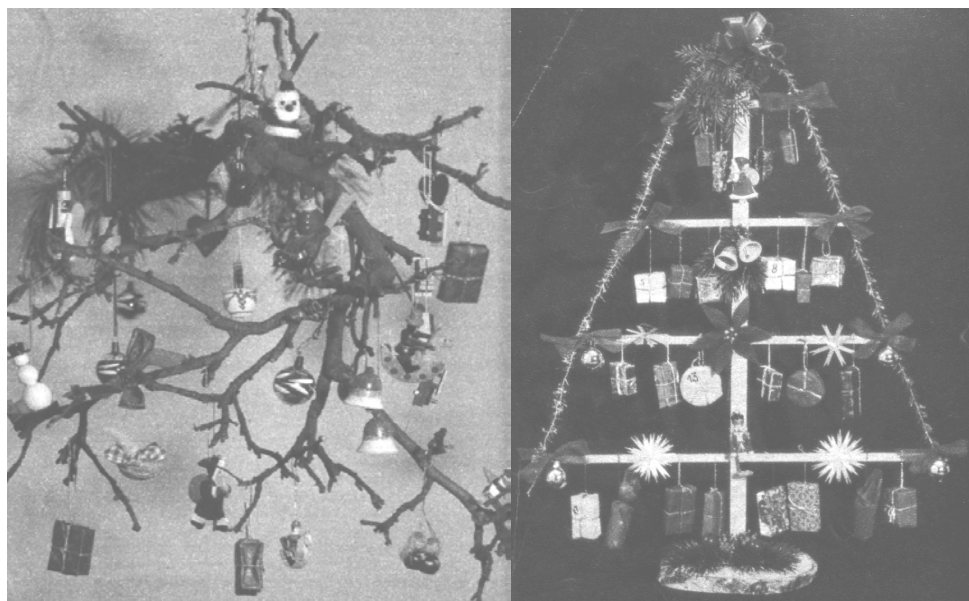
Nikolaus mit seinem Rentierschlitten durch den verschneiten Wald, Wichtelmänner mit Zipfelmütze packen fleißig Geschenke ein, auf dem zugefrorenen Dorfteich laufen Kinder Schlittschuh. Eine heile Welt, die schon unsere Großeltern in vorweihnachtliche Stimmung versetzte.

Die Kleidung der Dorf- und Waldbewohner wurde zwar nach und nach der aktuellen Mode angepaßt, die Häuser, Straßen und Plätze blieben jedoch unverändert: klein, mit Fachwerk versehen und rauchenden Schornsteinen — romantisch eben. Modern gestaltete Adventskalender haben es gegen die traditionellen Motive schwer. Im Dezember ist Nostalgie gefragt. Die Firma Korsch in München und der 1946 gegründete Richard Sellmer Verlag in Stuttgart sind heute die beiden größten Adventskalender-Hersteller in der Bundesrepublik. Ungezählt viele Möglichkeiten gibt es, den Adventskalender selbst überraschungsreich zu gestalten:

Die Goldnusskette: 24 schöne, große Nüsse werden mit dem Messer an ihren Nähten geöffnet und sauber entleert. Die hohlen Schalen werden außen vergoldet und innen rot, gelb, grün und blau ausgetuscht und mit winzigen, netten Überraschungen gefüllt: kleine Püppchen gibt es, Zuckerperlen, japanische Wunderblumen oder chinesische Papierschlängen, holzgeschnitzte Spielzeugtierchen, Lackbildchen usw.

Dann werden je zwei Schalen in Abständen an einem Band oder einer Schnur wieder aufeinandergeklebt zu einer langen goldenen Kette, die übers Bett gehängt oder quer durch Zimmer gespannt werden kann. Tag für Tag wird nun eine Goldnuss nach der anderen geöffnet, und je kürzer das Band wird, um so näher kommt der Weihnachtstag heran.

Die bunte Schachtelkette beruht auf demgleichen Prinzip. An die Stelle der goldenen Nüsse treten Streichholzschachteln, die mit Buntpapier beklebt die Tageszahlen oder allerlei Bilder — Tannenzweige, Lichter, Sterne, Kleeblätter, Hufeisen, Herzen, Blumen und Figuren — zeigen und innen ähnlich mit kleinen Geschenken gefüllt sind. Das größere Fassungsvermögen gibt entsprechend mehr Möglichkeiten für Schokoladenstückchen, Plätzchen, kleine Spielzeugautos, Wagen und Zootiere usw. Wieder werden alle Schachteln auf Schnur oder Band gereiht und jeden Tag geöffnet.

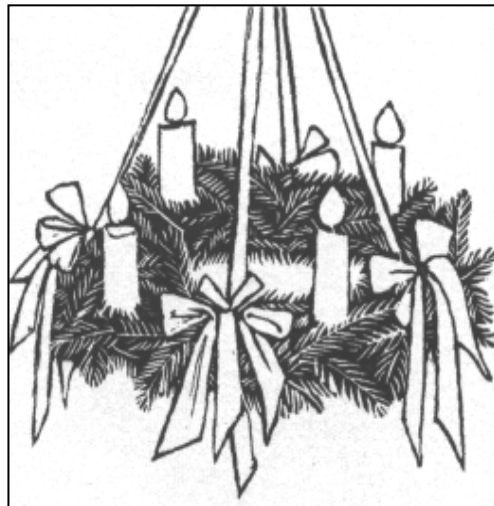


Das Adventshaus

Das Adventshaus ist ein Haus mit 24 Fenstern oder Türen, das die Eltern oder die größeren Geschwister für die kleineren basteln. Man nimmt eine dreiteilige Aufstellpappe, malt eine hübsche Hausfassade darauf und schneidet alle Fenster und Türen, die man abwechslungsreich darauf verteilt, so ein, dass man sie nach vorn aufklappen kann, klebt aber überall einen kleinen Riegel darüber. Hinter jede Öffnung klebt man buntes Seidenpapier oder durchsichtiges Zeichenpapier, auf das man Figuren malt. Diese Pappe wird nun tagsüber vors Fenster, abends vor eine Kerze gestellt, und jeden Tag wird ein Licht mehr geöffnet, bis schließlich am Weihnachtsabend aus 24 Öffnungen festlicher Schein dringt. Was man in die Fenster malt? Engel, Hirten, Ochs und Esel, den heiligen Nikolaus für den 6. Dezember, die Heiligen Drei Könige, Sterne, Maria und Josef und schließlich das Christkind in der Krippe. Oder: Spielzeug, das der Weihnachtsmann vielleicht bringt: Puppen, Tiere, Eisenbahn, Rollschuh, Malkasten, Bilderbuch, Pfefferkuchen, Zuckerwerk und zum Schluss den großen, bunten Weihnachtsbaum. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.



Weihnachtsdorf



Der Adventskranz

In den Wohnungen und Kirchen, manchmal auch in Büros und Betrieben hängen Adventskränze mit vier Kerzen. Am ersten Sonntag wird die erste Kerze angezündet, am zweiten eine zweite dazu, usw., am letzten Sonntag vor Weihnachten brennen alle vier Kerzen.

Der Adventskranz ist natürlich besonders schön, wenn er nicht fertig geschmückt vom Gärtner oder aus dem Blumengeschäft bezogen wird, sondern wenn wir ihn eigenhändig binden, auf jeden Fall aber selbst mit Bändern, Kerzen und Kugeln schmücken. Ein

paar Ruten aus dem Garten geben das notwendige runde Grundgerüst, Waldmoos und Stroh polstern das Gestell zur erforderlichen Dicke, und darauf werden mit Blumendraht oder Garn schuppenartig die zurechtgeschnittenen Tannenspitzen gebunden. Es macht nicht viel Arbeit, wohl aber Spaß. Am besten erstellen wir gleich zwei Kränze, einen kleineren für den Tisch (damit er Tellern und Schüssel, Tassen und Kannen noch Platz lässt) und einen größeren zum Aufhängen an der Zimmerdecke oder am Türrahmen zwischen den Zimmern.

Der Rauschgoldengel



Der Rauschgoldengel, der am Adventssonntag als Symbol der Verkündigung zwischen zwei Kerzenleuchtern aufgestellt wird, feiert alljährlich seine Wiederauferstehung aus der wattegepolsterten Ruheschachtel, in der er seit dem vorigen Christfest geschlafen und geträumt hat. Wir haben ihn nach langer Suche einmal in einem Künstlerladen oder auf dem Weihnachtsmarkt gekauft. Oder wir machen uns selbst an seine Erschaffung.

Das aus Lichterwachs modellierte und mit Tusche oder besser noch Ölfarben bemalte Köpfchen mit der seidigen Engelhaarperücke wird auf einen Rückgratstock montiert. Das große, goldene Gewand wird aus einem geraden Stück steifen Goldpapiers plisseartig gefaltet und am oberen Rand zusammengerafft. Auf dem Rücken werden aus Stanniol oder anderer Metallfolie geschnittene, mächtige Silberflügel befestigt.

Texterläuterungen

der Rauschgoldengel – ангел із “золотої” фольги

das Rauschgold – сухозлітка, позолотка.

die Verkündigung – hier: Verkündigung über die Geburt von Jesu.

Die Weihnachts-(Christkindl)-Märkte

Weihnachtsmarkt ist eine alte Tradition. Der Markt wird jedes Jahr vier Wochen vor dem Weihnachten eröffnet, aber vor dem 24. Dezember wird er geschlossen: am Heiligen Abend muss Ruhe in die Stadt einziehen.

Den bekanntesten deutschen Weihnachtsmarkt hat die Stadt Nürnberg. Da sind bei Beginn der Adventszeit auf dem Marktplatz Buden und Stände aufgebaut, an denen alles zu kaufen ist, was man zu Weihnachten braucht. Christbaumschmuck und Kerzen, Krippenfiguren und Lebkuchen — ein berühmtes Gebäck, das hauptsächlich

zu Weihnachtszeit gebacken und verzehrt wird, — Tannenbäume und auch Geschenke für den Heiligen Abend.



Bei der feierlichen Eröffnung tritt sogar ein „Christkind“ auf. Seltsamerweise wird dieses Christkind, das ja ursprünglich nichts anderes sein soll als eben Christus als kleines Kind, von einem Mädchen dargestellt. Hier zeigen sich die heidnischen Wurzeln des Weihnachtsfestes. Schon in vorchristlicher Zeit wurde bei vielen Völkern zur Wintersonnenwende ein Lichtfest gefeiert. Viele der alten Symbole und Bräuche wurden von der Kirche übernommen und mit neuen, christlichen Inhalten versehen.



Christkind

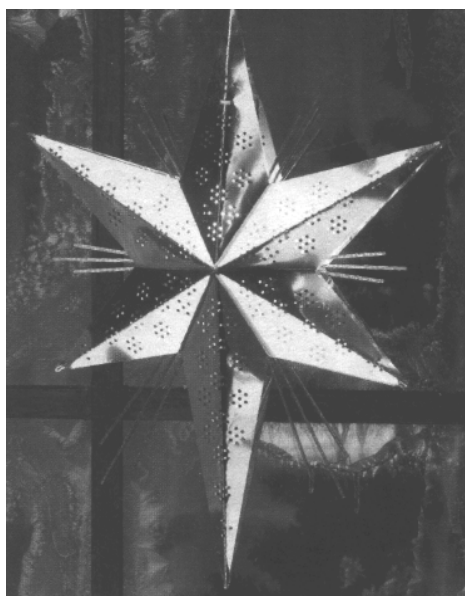
So ist das weibliche Christkind, das eher die Züge eines Engels trägt, wohl eine heidnische Lichtgestalt in christlichem Gewand. Auch der Brauch, das Haus im Winter mit Tannenzweigen zu schmücken, ist älter als das christliche Weihnachtsfest. Die immergrünen Pflanzen sollen das Leben symbolisieren.

Es ist wirklich ein einmaliges Erlebnis, über einen solchen Weihnachtsmarkt zu gehen. Am schönsten ist es für die Kinder. Da riecht es nach Tannenharz und gebrannten Mandeln, da leuchten die Stände und die kleinen Öfen, auf

denen die Würstchen gebraten oder Kastanien geröstet werden. Da klingen die Lieder und Musikinstrumente. Bläser- und Sängergruppen unterhalten die Besucher. Wer friert, kauft sich einen „Glühwein“, einen aromatisch gewürzten Weihnachtspunsch.

Die Geschichte vom Weihnachtsstern

Rudolf Koch



In einem fernen Lande lebten drei Könige von Jugend auf in guter Freundschaft. Ihnen ward durch einen alten, umherziehenden Wahrsager die Kunde, dass die Geburt des Erlösers nahe bevorstünde und zum Zeichen dessen ein großer Stern am Himmel erscheinen würde.

Da traten sie aus ihren Burgen heraus, die nahe beieinander lagen, und gelobten durch Schwur und Handschlag, dass sie spähen wollten nach dem Stern, und wenn er erschiene, ihm nachziehen wollten, um dem Heiland der Welt zu huldigen. Und sie gingen hinaus vor die Stadt zu einem Sterngucker, der hatte sein Fernrohr aufgestellt auf einem merkwürdigen Turme, zu dem eine hohe Treppe hinaufführte. Da stiegen sie

hinauf, und oben konnten sie weit über alles Land sehen, denn die Treppe war höher als die höchsten Palmen, die daneben standen und ihre schweren Häupter im Winde wiegten.

Der Sterngucker fragte nach ihrem Begehre, zuckte die Achseln und sagte, er hätte in der letzten Zeit keine besonderen Sterne gesehen außer denen, die alle Tage da wären und die er alle mit Namen wüsste.

Und der jüngste von den Königen guckte aus Neugier in das mächtige Rohr, das zum Himmel hinaufstarrte, konnte aber nichts sehen, traute sich auch nicht nach der Handhabung zu fragen, und so stiegen sie betrübt wieder hinab, nachdem sie sich höflichst bedankt und verabschiedet hatten.

So besuchten sie noch oft den Sterngucker, und der gab ihnen immer freundliche Antwort und sagte, er hätte schon ein Auge darauf, und sie brauchten sich nicht umsonst zu bemühen, er würde sie es wissen lassen, wenn etwas zu sehen wäre und der Stern von fernher käme. Aber sie ließen das nicht zu und sagten, es mache ihnen eine Freude, und sie kämen schon lieber selber. Und manchmal, wenn der Älteste zu müde war und die hohe Treppe nicht steigen konnte, setzte er sich auf die unterste Stufe und harrte, bis die andern wieder herunterkamen und dachte indes an den Stern und den, den er verkündigen sollte. Aber immer bekamen sie dieselbe Antwort, und schon wollten sie fast verzagen.

Da, eines Tages, als sie am wenigsten daran dachten und auf einem ihrer Schlösser am Meer auf dem Söller standen, erstrahlte plötzlich Luft und See von einem zauberhaften Lichte, und in wunderbarem Strahle stand der Stern vor ihren

Augen und spiegelte sich in den leise zitternden Fluten des unendlichen Meeres. Sie konnten sich vor Freude und Entzücken nicht lassen und liefen hin und her und umarmten sich, und noch zur selben Stunde verabredeten sie, dass sie am nächsten Morgen aufbrechen wollten, um dem Stern nachzuziehen. Und in der nahen Stadt kamen die Leute noch in der späten Nacht vor das Tor und staunten über das seltsame Naturereignis und dachten und meinten es müsste Unheil bedeuten.

Und zur Stunde verbreitete sich die Nachricht, dass die drei Könige dem Stern nachziehen wollten; die einen glaubten es und die andern nicht, aber alle erzählten es weiter.

Am Morgen, noch vor Aufgang der Sonne, war die halbe Stadt auf den Beinen, lebhaft mit Worten streitend gingen sie vors Tor, um zu sehen, und da stand schon das Kamel, das die Könige mitnehmen wollten, hoch bepackt, und da kamen sie auch selber daher in der Morgendämmerung und verabschiedeten sich freundlich und liebevoll von ihren Getreuen, die ihnen eine glückliche Reise wünschten und gutes Ergehen. Gerade als die herrliche Sonne ihre ersten Strahlen über den Boden schickte, wandten sie der Heimat den Rücken und machten sich auf den Weg dem Sterne nach, der am hellen Tage deutlich zu erkennen war. Die Zurückbleibenden sahen ihnen eine Weile nach, und als sie das schwankende Kamel aus den Augen verloren hatten, wandten sie sich und gingen dem Tore zu, und die Klugen unter ihnen sagten, es wäre ein Unsinn, dass die drei Könige auf so unsichere Botschaft hin eine so weite Reise unternähmen, und sie meinten, es wäre nur eine Ausrede, und sie wollten vielleicht nur einmal fort in die weite Welt und ferne Länder sehen und Abenteuer erleben. Aber die nicht so gescheit waren, die armen Leute und die Kinder, die so herumstanden, die glaubten das nicht, sie meinten vielmehr, dass die drei Könige aus einer Sehnsucht ausgezogen seien und in einem festen Glauben, doch sagten sie nichts und gingen still heim, aber sie gedachten ihrer bisweilen und sahen nach dem Stern, der langsam kleiner wurde und im Laufe der Zeit fast ganz verblaßte.

Die drei Könige folgten treulich dem geheimnisvollen Strahl, meist ruhten sie bei Tage und wanderten nachts, doch auch umgekehrt hielten sie es, je nachdem die Witterung sich anließ. Sie kamen durch die Wüste, wo sie brennenden Durst litten, durch weite, unwirtliche Gegenden, wo sie wochenlang keines Menschen und keiner Seele ansichtig wurden, sie gerieten in Sümpfe und mussten weite Umwege machen, und manchmal, nach vieler Mühsal und beschwerlichem Wandern über unwegsame Klüfte, legten sie das müde Haupt zur Ruhe, ohne dem teuren Stern auch nur um einen Schritt näher gekommen zu sein.

So zogen sie viele Wochen lang. Meist redeten sie nur wenig miteinander, denn es waren fromme, schweigsame Männer, doch bei der Rast am abendlichen Lagerfeuer, da sprachen sie von ihrer Jugend und von der Heimat, die nun schon so fern war, von ihren Getreuen und von dem Stern. Von dem aber sprachen sie am liebsten.

Dann kamen sie in bewohnte, reiche Gegenden von üppigem Wachstum und zogen durch Dörfer und Städte und über weite Plätze und sahen Handel und Wandel und große Mengen Volkes, und sie kamen durch enge Gassen, dass sie meinten, die Häuser müssten über ihnen zusammenstürzen, und manchmal auch über hohe geschweifte Brücken, von denen man in die schwindelnde Tiefe breiter Flusstäler hinabschauen konnte. Und die Menschen, wo sie auch hinkamen, hatten Streit und Not und klagten ihnen von der Verderbtheit ihres eigenen Geschlechts.

Das Erscheinen des Sternes, der ja auch bei ihnen leuchtete, erklärten sie sich alle auf eine trockene Weise, von der sie sagten, sie wäre wissenschaftlich. Aber die drei Könige verstanden ihre Ausdrücke der Gelehrsamkeit nicht, doch fanden sie nicht den Mut, ihnen zu widersprechen und schwiegen über die Absicht ihrer Reise.

Und weiter zogen sie und kamen ans Meer, da gingen sie entlang bis an eine Stelle, wo ihnen Flussarme und Einbuchtungen des Wassers den Weg versperrten. Das war eine Wildnis von Schilf und Binsen.

Ratlos standen sie am Ufer, da nahm sich ein Fährmann ihrer an, und sie führten das treue, brave Kamel vorsichtig in den schwankenden Kahn und fuhren über die Flüsse und Seen, griffen mit den Händen die seltsamen Wasserlilien und Lotosblumen, sahen Krokodile und Nilpferde und wunderten sich des Reichtums und der Unerschöpflichkeit der Natur. Und als sie wieder ans Trockene kamen, setzten sie ihren Weg fort. Da kamen sie in ein armes Land, wo nur geringes Wachstum war und wenig dürftige Menschen lebten. Die hausten in armen Hütten aus Lehm und kamen hervor, wenn sie ihrer ansichtig wurden, und grüßten sie freundlich. Und die Könige fassten Vertrauen zu ihnen und deuteten auf den Stern und sagten von der Kunde, die ihnen geworden war. Und die armen Menschen glaubten ihnen und segneten sie und baten sie, dass sie auf der Heimreise wieder durch ihre Gegend ziehen möchten, damit sie auch die Botschaft vernähmen von der Geburt des Herrn.

Und sie zogen weiter und ruhten in den sternklaren Nächten an einsamen Ziehbrunnen und machten sich Feuer an und hüllten sich in ihre Mäntel, denn sie näherten sich schon nördlichen Gegenden, und die Sonne schien am Tage nicht mehr so heiß, und in der Nacht wurde es kühl.

Fern am Himmel hob sich ein Gebirge, und der Stern stand dicht über weißen, zackigen Schneebergen, das Kamel schritt tapfer die steilen Saumpfade empor, schwer atmend folgten die Männer, müde stützte sich der älteste auf seinen Stock, und oft mussten die andern halten, weil er zurückgeblieben war. Als sie auf die Passhöhe kamen, von der man hinabschauen kann in das jenseitige Land, da jagte ein gewaltiger Schneesturm über sie hinweg, dass sie erschauerten vor Kälte bis ins innerste Mark hinein, und sie hoben den Freund auf den Höcker des Tieres, und in eiligen Schritten suchten sie Schutz auf dem jenseitigen Hang. Und über ihnen flog ein großer Steinadler dahin und an den Felswänden empor und verschwand in einer fernen Schlucht.

Als sie langsam vom Gebirge herunterkamen, gelangten sie in ein Land, das war ganz anders geartet. Da waren weite dunkle Wälder, große Menschen mit hellen Haaren, die waren wohl ungefügt und rau, aber von gutem Herzen und hilfsbereit, gaben dem Kamel von dem duftigen Heu ihrer Wiesen zu fressen, und die Frauen und Kinder, die vor den Hütten standen, erstaunten sich sehr über den seltsamen Aufzug. In dem Lande war es kalt, und die drei Könige aus dem Morgenlande sahen einen zugefrorenen Teich und wunderten sich sehr dieser merkwürdigen Naturscheinung, denn sie hatten dergleichen nie gesehen, noch je davon gehört.

Und es wurde ihnen bang ums Herz, und sie fürchteten sich in den endlosen Wäldern und wären schier verzagt, und der Zweifel beschlich ihre Herzen, denn sie meinten, sie wären ans Ende der Welt gelangt und müssten umkommen in dem rauhen, unfreundlichen Lande und in der bitteren Kälte.

Aber schöner und klarer als je, leuchtend in allen Farben, blickte der Stern durch die bereiften Baumstämme und schieß so nah zu sein, dass alle Zweifel wieder verschwanden und sie weiterzogen im tiefen Schnee. In dem seltsamen Lande ging die Sonne schon am hohen Nachmittag unter, und wenn sie schied, suchten sie eine geschützte Stelle zwischen den uralten Eichen und fegten den Schnee etwas zur Seite und machten ein Feuerchen, kochten sich einen Hirsebrei, schälten Äpfel dazu und wärmten sich die Hände.

Die neue Hoffnung belebte die müden Glieder, eine leise freudige Erregung fasste sie alle, der Stern schien magische Kräfte auszustrahlen. Fern in einer Waldlichtung gewahrten sie ein armes Dörflein, dort stand der Stern, sprühend in allen Farben und leuchtend wie eine Sonne, nah über den Häusern und schien stillzustehen, und sie hoben die Hände mit Tränen in den Augen und dankten Gott. Da rasteten sie noch einmal am Rand des Waldes, öffneten ihre Laden, wuschen und salbten sich und legten Geschmeide und Spangen an. Die Geschenke, die sie mitgebracht hatten für den Gottessohn und die auf dem Grunde der Lade sorgfältig verwahrt lagen, nahmen sie zur Hand, es waren: Gold, Weihrauch und Myrrhen. Das Gold war als ein feiner, gelber Goldstaub, eingeschlossen von einem zierlichen, kleinen Schrein aus weißem, durchscheinendem Alabaster; der Weihrauch von seltsam lieblichem Geruch, in kleine Bündelchen gebunden, war gefasst von einer schlanken Dose aus glänzendem Sandelholz, die war besetzt mit bunten Edelsteinen; und die Myrrhen, von geheimnisvoller Wunder- und Heilkraft, dunkle Körner, die lagen in einer Schale aus schillerndem Perlmutter, die gefasst war von feingehämmertem Silber. Jeder dieser kostbaren Gegenstände lag wieder zum Schutz eingebettet in einem kräftigen Kasten aus poliertem Ebenholz.

Diese drei Kasten nahmen sie in den Arm, nachdem sie sich gegenseitig beschaut hatten und alles wohl geordnet war, und gingen bei nahendem Abend in das verschneite Dorf.



Die Leute hinter den kleinen Fenstern sperrten die Augen auf, die Kinder kletterten auf die Bänke und drückten die Gesichter an die Scheiben, von weitem folgten ihnen andere, doch traute sich niemand nahe heran.

Die drei Könige kamen auf den Marktplatz, sie sahen sich um, doch vermochten sie nicht zu erkennen, wo das Haus wäre, das sie suchten, so banden sie das Kamel an einen Pfahl und gingen, um es zu erfragen. Kaum waren sie um die Ecke, da kamen die Leute aus ihren Türen und riefen andere, und bald stand ein dichter Kreis von neugierig staunenden Menschen um das seltsame Tier. Und sie ergingen sich in breiten Gesprächen über diese Merkwürdigkeit der Natur, die Kinder vergaßen ihre Schulaufgaben, die Handwerksmeister ihre Arbeit, die Dienstmädchen ihre Herrschaft.

So standen sie und bewunderten das Kamel, und neben ihnen war der Heiland der Welt, der Erlöser der Menschen geboren worden, und sie achteten seiner nicht und wussten es nicht und ließen ihn in Armut und Dürftigkeit. Aber die drei Könige kamen in eine Seitengasse, da frugen sie Kinder, die liefen davon und antworteten nicht, doch eine alte Frau am Fenster gab Auskunft auf ihre Frage, ob hier in der letzten Zeit ein Kind auf die Welt gekommen sei, und wies sie in einen benachbarten kleinen Bauernhof, da wären fremde Leute, die hätten vor Tagen ein Knäblein bekommen. Sie gingen hinüber, einige beherzte Kinder folgten ihnen und standen um sie herum, als sie klopfenden Herzens an die Tür pochten und einen matten Lichtschein durch den Türspalt gewahrten. Und sie öffneten die Tür und knieten nieder und wagten die Augen kaum zu erheben, beteten still und sahen in einem dürftigen Stall bei matten Laternenschein den wackeren Joseph rüstig hantieren und eine Reihe Windeln aufhängen, die Maria liebend über die Krippe gebeugt und drinnen das Kindlein, das kleine Geschöpf, erhofft, ersehnt, geschaut im Geist von vielen, vielen Geschlechtern, nun endlich auf der Welt erschienen, zum Heil geboren für alle, die hoffenden, glaubenden, liebenden Herzens sind.

Und sie konnten vor Rührung nicht sprechen, reichten schüchtern ihre Geschenke dar und wendeten den Blick nicht von dem lieblichen Kindlein, das fröhlich jauchzte und die kostbaren Dinge mit lachenden Augen beschaute.

Und als später die Jünger des Herrn die Geschichte seines Lebens und Sterbens aufzeichneten, da dachten sie auch der drei Könige aus dem fernen Morgenlande, und so ist die Kunde auf uns gekommen von ihrer mühseligen Reise, und jedes Jahr zur Weihnachtszeit erinnern wir uns wieder ihres unverdrossenen Mutes, ihrer unwandelbaren Treue und ihres festen, unerschütterlichen Glaubens.



Der Aufbau der Krippe

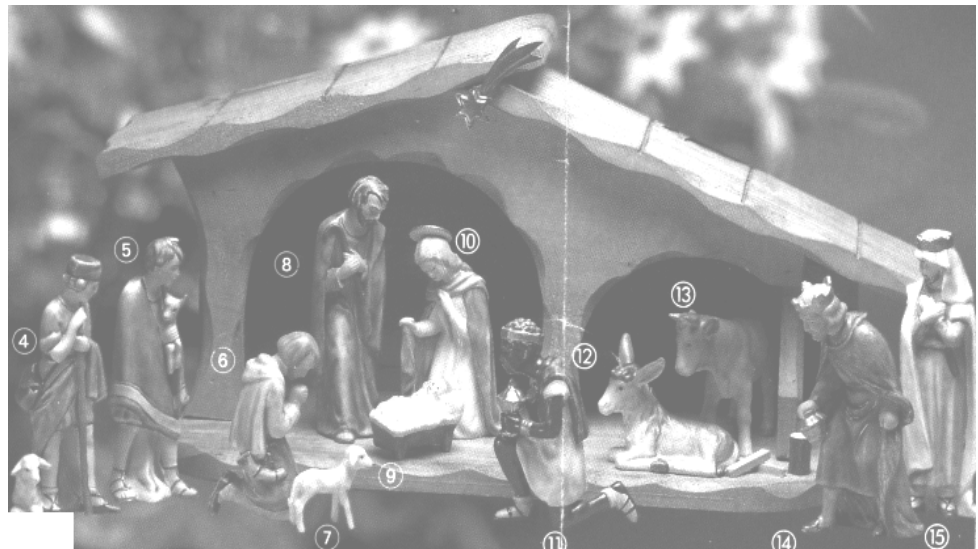
Die Weihnachtskrippe wird zum ersten Male durch den heiligen Franz in Italien in einer Kirche aufgestellt. Schon bald standen Krippen in vielen Kirchen und Klöstern, später auch in Schulen und Wohnungen. Das ist ein Symbol der Krippe aus Bethlehem, wohin Maria ihren Sohn legte.

Der Adventsaufbau einer Weihnachtskrippe ist vielleicht das schönste Familienwerk, das man für die Tage vom ersten Adventssonntag bis zum Weihnachtstag unternehmen kann. Das aber will von sorgfältiger Hand vorbereitet, von Jahr zu Jahr mehr ausgeschmückt und in fleißiger Sammelarbeit immer mehr bereichert werden. Entscheidend für das Gelingen und die Wirkung unseres Vorhabens ist die Beschaffung wirklich guter Krippenfiguren.

Zunächst schafft man den Schauplatz — die Bühne. Sie zeigt die nach vorn hin offene, strohgedeckte Bretter- oder Reishütte. In die Hütte stellt man die leere, nackte Krippe. Darüber schwebt zunächst als einzige Verheißung der Goldstern.

Ochs und Esel finden ihren Platz im Stall, Rehe und Hasen tauchen vielleicht neugierig im Gebüsch auf, die Schafe kommen mit ihren Hirten, Josef naht und Maria, die Heiligen Drei Könige lassen sich von ferne blicken, ziehen einer nach dem anderen daher mit Pferden und Kamelen.

Jeden Tag dürfen die Kinder einen Strohalm oder ein weiches Federchen in die Krippe legen, bis schließlich am Weihnachtsabend das Christkind hineingebettet wird.



4- Hirte mit Lamm,
5- Hirte mit Zicklein
6- Hirte

7- Schäfchen
8- Josef
9- Kind (Jesus)

10- Maria
11- König
12- Esel

13- Ochse
14- König
15- König

Texterläuterungen

der Goldstern – der Stern der Weihnacht, Symbol des über Bethlehem - dem Geburtsort von Christi – scheinenden Sternes;

Alte Bräuche

In früherer Zeit spielten im Volksbrauchtum die drei **Klöpfnächte** (das sind die drei letzten Donnerstage in der Adventszeit) eine große Rolle. Da durfte die Jugend lärmend durchs Dorf ziehen, an allen Haustüren klopfen und um Gaben bitten. Oft wurden auch Bohnen oder Kieselsteine gegen die Fenster geworfen. In manchen Gegenden zog man mit Heugabeln aus und sang zum Beispiel:

*Klöpfel o, klöpfel o
der Bauer is a braver Mo,
Kropfa (Karpfen) raus, Kropfa raus
oder i stick enk a Loch ins Haus!*

Da wird dem Klopfer etwas auf die Gabel gesteckt, sei es ein Stück Speck oder ein Krapfen, oft auch Weihnachtsgebäck, manchmal aus Mutwillen auch nur eine Kartoffel. Am sogenannten Pfefferlestag, am 28. Dezember, revanchiert sich der Klopfer dann oft mit einer Gegengabe. Er „pfeffert“ das Gegengeschenk nur schnell in die Stube und verschwindet dann wieder.

In Tirol setzten die Klopfer schön geschnitzte Masken auf, man bewirtete sie reichlich und bat sie dann fest auf den Feldern herumzuspringen und zu trampeln, damit die nächste Ernte recht fruchtbar würde. Es war wohl ursprünglich ein heidnischer Brauch, um die Dämonen von den Feldern zu verscheuchen. Die kräftigsten Männer des Dorfes verummten sich mit weißen Tüchern und dämonischen Masken, tanzten und sprangen damit auf den Feldern umher. Das waren die sogenannten *Perchtenläufe*, die auch in manchen Gegenden in den zwölf Rauhnächten zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag stattfanden. Heute werden die Perchtenumzüge durch das *Krampuslaufen* mit Teufelsmasken mit Hörnern und Schellen am 5. Dezember ersetzt.

Texterläuterungen

der Krampus (bayr.-österr.) – Begleiter des hl. Nikolaus in Gestalt eines Teufels (Herkunft nicht geklärt)

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
ein milder Stern herniederlacht;
vom Tannenwalde steigen Düfte
und hauchen durch die Winterlüfte,
und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken;
das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
mich lieblich, heimatlich verlocken
in märchenstille Herrlichkeit.
Ein frommer Zauber hält mich wieder;
anbetend, staunend muss ich stehn;
es sinkt auf meine Augenlieder
ein goldner Kindertraum hernieder,
ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.
Theodor Storm

Wir sagen euch an den lieben Advent

F *g* *C7*

1. Wir sa - gen euch an den - lie - ben Ad -
Wir sa - gen euch an ei - ne bei - li - ge

F *F* *d* *g* *C* *F* *g* *C* *F*

vent. Se - bet, die er - ste Ker - ze brennt.
Zeit. Ma - chet dem Herrn die We - ge be - reit.

C *F* *C*

Refrain: Freut euch, ihr Chri - sten, freu - et euch

F *d* *F* *g* *C* *F*

sehr! Schon ist na - be der Herr. ———

2. Wir sagen euch an den lieben Advent.

Sehet, die zweite Kerze brennt.

So nehmt euch eins ums andere an,
wie auch der Herr an uns getan.

3. Wir sagen euch an den lieben Advent.

Sehet, die dritte Kerze brennt.

Nun tragt eurer Güte hellen Schein
Weit in die dunkle Welt hinein.

4. Wir sagen euch an den lieben Advent.

Sehet, die vierte Kerze brennt.

Gott selber wird kommen, er zögert nicht.
Auf, auf, ihr Herzen, und werdet licht.



Nikolaustag

Am Nikolaustag, am 6. Dezember, zieht geheimnisvoll, in süddeutschen Ländern auch offen sichtbar, der heilige Nikolaus im Bischofsornat mit Mitra und Krummstab,



zu Fuß oder auch auf einem weißen Pferd oder gar mit einem vollgepackten Esel durch die Straßen, begleitet von seinem rauhen Knecht Ruprecht oder in Österreich von dem roten Krampus mit der Teufelsfratze. Aber nur äußerlich scheint dieser wilde Diener so böse. Der gute Nikolaus lässt ihn höchstens einmal unartige Kinder erschrecken, mit der Rute bestrafen, im übrigen jagt er ihn in der Nacht Haus für Haus an den Dachrinnen und Vorsprüngen hinauf auf die Dächer, wo er in jeden Schornstein Geschenke hineinwerfen muss für die Kinder, die brav waren. Darum stellen diese klugerweise rechtzeitig ihre Schuhe zum Auffangen der Gaben bereit.

Im 11. Jahrhundert überführten Kaufleute die Gebeine des heiligen Nikolaus aus Kleinasien in ihre Heimatstadt Bari in Apulien; sie nahmen sie den Seeräubern ab, die sie aus Myra entführt hatten. Nikolaus war Bischof von Myra gewesen, einer kleinen Stadt in Vorderasien; von seinem Leben ist nichts bekannt. Zuerst nur in Myra verehrt, breitete sich sein Kult allmählich in ganz Vorderasien aus, und Nikolaus wurde zum wichtigsten Heiligen der griechisch-katholischen Kirche.

Je weniger man von Nikolaus wusste, desto mehr Legenden rankten sich um seine Gestalt. Er wurde zum Retter aus Seenot und zum Beschützer der Seefahrer und von daher zum Patron der Kaufleute; als „Poseidon, der Meeresherr der Christen“, wie die späten Griechen und Römer ihn nannten, wurde er mit den Eigenschaften des Poseidon (römisch Neptun) ausgestattet. Und wie dieser von seinem als Menschenschreck erscheinenden Sohn Triton begleitet wurde, so gesellte man dem Nikolaus einen Gefolgsmann bei: den auch als Menschenschreck auftretenden Knecht Ruprecht, einen vom Heiligen gezähmten Teufel.

Zum besonderen Schutzheiligen der Kinder wurde Nikolaus durch zwei Legenden, die man ihm angedichtet hat und in denen er drei Knaben wieder zum Leben erweckte und drei Mädchen mit goldenen Kugeln beschenkte. Im Mittelalter wurde in vielen Teilen Europas am 6. Dezember ein Knabenbischof (*episcopus puerorum*) gewählt und feierlich eingekleidet, der dann — wie Jesus auf einem Esel reitend — mit seinem Gefolge die Stadt durchzog. Die Sitte, am Vorabend des Nikolaustages den Schuh vor die Tür zu stellen, hat da ihren Ursprung: früher musste der Schuh mit Heu für den Esel des Heiligen gefüllt sein, der zum Lohn dafür Pfefferkuchen, Apfel und Marzipan hineintat.



Marzipane

In manchen Gegenden Oberbayerns, vor allem im Berchtesgadener Land, tritt der Nikolaus als Bischof mit Hut und Krummstab auf und besucht und segnet alle Häuser. Ihm voraus eilen unter der Führung eines Teufels die „Buttmandl“, die allerlei Unfug treiben, bevor der Nikolaus erscheint. Vor allem trachten sie danach, die jungen Mädchen zu umarmen und zu küssen. Ihre Masken sind sehr phantasievoll und altüberliefert, gekleidet sind sie ganz und gar in Stroh.



St. Nikolaus mit dem Nikoloweibl und Buttmandl. Die Buttmandl tragen Masken, Fell und sind mit Stroh umwickelt

Früher war der 6. Dezember das große winterliche Gabenfest für die Kinder; erst in der Reformationszeit wurde die Weihnachtsbescherung eingeführt. Heute ist wie gesagt aus dem Nikolaus zumeist die „unchristliche“ Figur des Weihnachtsmannes geworden, der gewöhnlich im roten pelzbesetzten Mantel und einem langen weißen Bart dargestellt wird.

Texterläuterungen

die Mitra – Kopfbedeckung der Bischöfe, Äbte (bei bestimmten feierlichen liturgischen Handlungen).

der Knecht, der Krampus — Begleiter des hl. Nikolaus oder des Christkinds, der mit Rute oder Geschenken erscheint;

sich ranken — hier: umgeben;

das Buttmandl = butt — незграбный, грубый; das Mand (avstr., bavar.) — пугало (городне);

die Rute — das Stöckchen. Mit der Rute wurden die unartigen Kinder vom Knecht Ruprecht (Krampus) bestraft.

Apulien — Landschaft im südöstlichen Italien

Bari — die Stadt in Apulien



Die Nikolausbescherung

Der bekannteste Brauch zum Nikolaustag ist der, dass die Kinder ihre Schuhe oder Strümpfe am Vorabend ans Fenster oder vor die Tür stellen dürfen und der Nikolaus sie über Nacht füllt. Schon ein ganz alter Spruch heißt:



*Sankt Nikolaus, leg mir ein,
was dein guter Will mag sein.
Äpfel, Nuss und Mandelkern
essen kleine Kinder gern.*

Am Vorabend des Nikolaustages und am Nikolausabend selbst kommen bei Einbruch der Dunkelheit so manche „Nikoläuse“ mit Mitra, Bischofsstab und prächtigen Gewändern angetan aus dem Haus. Mit dem Auto oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln geht es zu einem Haus oder in eine Wohnung, wo sie zu einem bestimmten Termin bestellt und erwartet sind. Solche Serviceleistungen bieten die Studentenwerke, die Caritas und andere Institutionen gegen ein Entgelt.

Die Kinder warten inzwischen merkwürdig stumm und ungewöhnlich brav auf ein heftiges Klopfen an der Wohnungstür. Sobald die Tür aufgegangen ist, stehen sie mit starrem Gesicht da und warten auf die Dinge, die da auf sie zukommen. Manche Kinder sitzen aber auch schon jetzt unter dem Tisch. Nach einer kurzen Begrüßung wird eines der Kinder aufgefordert, ein Gedicht oder ein Lied zu singen. Endlich öffnet der Nikolaus sein goldenes Buch, in dem angeblich alles verzeichnet

ist (zumindest alles, was von den Eltern Tage zuvor telefonisch durchgegeben wurde). Er hebt seine Stimme und beginnt mit entsprechend ernstem Gesichtsausdruck und mit geharnischter Tonlage die Missetaten und Fehler des Kindes vorzulesen. Sofort danach legt er dem Kind Besserung ans Herz, das dieses mit Herzklopfen gelobt. Endlich greift er in seinen Sack und holt das Nikolausgeschenk (das ihm vorher von den Eltern noch schnell zugesteckt wurde) hervor. So kommt eines nach dem anderen dran. Als Dank dürfen die Kinder dann noch eine Strophe eines Nikolausliedes singen, bevor der heilige Mann sich verabschiedet und die Wohnung verlässt. Großes Aufatmen.

Ist das wirklich eine sinnvolle Nikolausfeier?

Gibt es nicht allzu viele Kinder, die auf eine solche Feier mit Angstgefühlen reagieren? War der heilige Nikolaus tatsächlich so ein angsteinflößender Griesgram?

Es gibt auch eine andere Möglichkeit, den Nikolaus in die Wohnung zu holen und eine kleine Feier zu halten:

Man bittet einen Bekannten, den Nikolausdienst zu übernehmen. Er muss sich die entsprechenden Utensilien besorgen und soll unverkleidet ankommen. Vor den Kindern zieht sich der Bekannte um, und die Feier beginnt mit einem gemeinsamen Lied. Das goldene Buch dieses Nikolauses enthält die guten Seiten des Kindes, und der heilige Mann spart nicht mit Lob. Auch die Eltern sollten mit positiven Bemerkungen aus diesem Buch bedacht werden.

Nun kann der Nikolaus, oder die Eltern selbst, ein kleines, bereitliegendes Geschenk überreichen. Mit einem gemeinsamen Lied schließt eine solche Nikolausfeier ab. Der Nikolaus legt nun vor den Augen der Kinder sein Nikolausgewand wieder ab — und siehe da: es ist immer noch der Mann, den die Kinder sowieso kennen!

Wäre das nicht eine Nikolausfeier für das nächste Jahr?

Texterläuterungen

der Bischofstab – епископський жезл, посох

die Caritas – kath. Verband zur Wohlfahrtspflege (lat. „Hochschätzung, aus Hochachtung entspringende Liebe“).

geharnischt = streng

der Griesgram = mürrischer, missmutiger Mensch



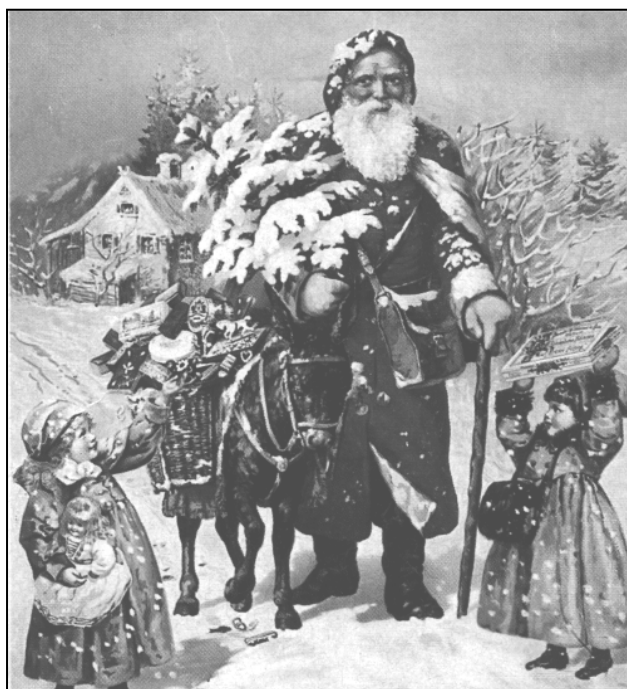
Der Weihnachtsbaum

Der Weihnachtsbaum schließlich nimmt als alles überstrahlendes Schmuckstück des Weihnachtsfestes unsere Phantasie in besonderer Weise in Anspruch. Schwer vorzustellen, wie gesagt, dass er vor noch nicht langer Zeit in anderen Ländern fast unbekannt war. Die Historiker haben herausgefunden, dass er erst im 19. Jahrhundert von Deutschland aus in der ganzen Welt bekannt und beliebt wurde. Seine Heimat, so berichten alte Quellen, ist Straßburg. Dort ist er seit dem 17. Jahrhundert Brauch. Man schmückte ihn mit Papierrosen als Symbol für die Rose vom Zweig Jesse, von der das alte Weihnachtslied singt „Es ist ein Ros entsprungen“ – und mit Äpfeln, weil man ihn als den Paradiesbaum deutete, der, durch Christus vom Fluch befreit, nun wieder Früchte tragen darf. Und man steckte ihm Kerzen auf, die strahlend verkünden sollten: „Ich bin das Licht der Welt“. (ausführlicher — in „Der Weihnachtsmann“)



Ein lustiger Räucher-
mann sollte bereitstehen,
der einen Bergmann, einen
Vogelhändler oder einen
Nachtwächter darstellt, mit
weihrauchduftenden Räu-
cherkerzen dazu, damit er
nach Tisch mit uns um die
Wette paffen kann. Dazu
vielleicht ein schöner Nuss-
knacker, in schmucker Hu-
sarenuniform, wie es in der
Volkskunst traditionell ist.

Vogelweihnachtsbaum: Damit draußen im Garten oder auf dem Balkon unsere gefiederten Freunde mitfeiern könnten, bereiten wir einen Vogelweihnachtsbaum vor. Nach altem Brauch besteht er aus einer dicken, körnerschweren Getreidegarbe, die auf einer Astgabel im Garten aufgestellt wird, und die noch mit Kugeln aus Sonnenblumenkernen und gefüllten Mohnkapseln behängt wird.



Der Weihnachtsmann

*Lieber guter Weihnachtsmann,
 schenk mir einen Kuchenmann,
 nicht zu groß und nicht zu klein,
 ich will auch immer artig sein.
 Gibst mir keinen, fang ich an zu weinen.*

*Lieber guter Weihnachtsmann,
 sieh mich nicht so böse an.
 Stecke deine Rute ein,
 ich will auch immer artig sein.*

Volksgut

Ein anonym gebliebener Autor hinterließ uns aus dem Jahre 1605 folgende, leider abrupt abgebrochene Mitteilung: „Auff Weihnachten richtet man Dannenbäum in Straszburg in den Stuben auff, daran hencket man roszen ausz vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgold, Zucker etc. Man pflegt darum ein viereckigent ramen zu machen undt vorrn ...“ Ja, so sah also damals der frühest erwähnte Weihnachtsbaum aus, und was „vorn“ war, blieb leider für immer im Dunkeln. Doch der Schmuck ist vorstellbar und wurde so oder ähnlich lange verwendet. Ab dieser Zeit hat dann der Weihnachtsbaum seinen Siegeszug in europäischen, ganz besonders aber in deutschen Stuben angetreten. Um 1840 / 50 war er dann schon so verbreitet, dass er die bis dahin auch gern als Schmuck verwendete Pyramide oder „Lichterkrone“ verdrängte. Dabei handelt es sich um eine spitz zulaufende, mit Grün umwundene, hölzernen Stabpyramide, die mit Kerzen bestückt war, aber nicht mit der heute bekannten und beliebten erzgebirgischen Figurenpyramide, die sich durch aufsteigende Kerzenwärme dreht, verwechselt werden darf. Die Form der Lichterkrone nahm schon ein wenig die Form des Weihnachtsbaumes vorweg.

Aber nicht nur der schön geputzte Weihnachtsbaum, sondern auch die Geschenke, die darunter aufgebaut werden, gehören zu einer echten Kinderweihnacht dazu. Gebracht werden diese Liebesgaben nunmehr seit über 150 Jahren vom Weihnachtsmann, dessen Entwicklung wir ein wenig nachvollziehen wollen. Im 19. Jahrhundert avancierte das christliche Weihnachtsfest zum eigentlichen Familienfest, bei dem vor allem am Heiligen Abend die „Bescherung“ den Höhepunkt darstellt.



„Herr Winter“ von Moritz von Schwind Bilderbogen von 1849, Vorbild aller nachfolgenden Weihnachtsmannfiguren

Vieles hat sich seitdem geändert, aber einen brauchen wir noch immer: den Weihnachtsmann. Auch seine Geburtsstunde ist belegbar. Bereits um 1820 soll sein Name schon vermerkt worden sein, und das Lied „Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben“, das 1835 von August-Heinrich Hoffmann von Fallersleben aufgeschrieben wurde, sorgte für seine große Popularität, obwohl sein Äußeres eigentlich nicht näher bekannt war. Seinen ersten optischen Auftritt

hatte er als eine ganz andere Figur, nämlich als der gestrenge „Herr Winter“, den der Maler Moritz von Schwind (1804-1871) im Jahre 1849 auf dem Münchner Bilderbogen Nr. 5 erscheinen ließ.

In sieben Episoden wird die Geschichte des Winters, wie in einem modernen Comic, dargestellt. Im Jahre 1906 kam noch ein entzückendes Bändchen mit „Märchen und Fabeln mit 40 Bildern“ von Moritz von Schwind heraus, in dem dieselbe Geschichte auf sieben Seiten gezeigt wird. Der Bilderbogen ist mit Text kommentiert, das Büchlein erläutert mit Versen.

Die erste Zeile zum ersten Bild lautet: „Dezember ist's, auf eisigem Feld, Herr Winter seinen Einzug hält“. Hier taucht Herr Winter mit einem Gleitschuh und einem Besen in der Hand auf. Symbole also, die für glatte Wege und rutschige Eisbahnen stehen. Eine weitere Abbildung zeigt die ärmliche Hütte eines alten Ehepaares, das warm verpackt am Tische hockt. Sie scheuchen den garstigen Gesellen schnell von dannen, denn ihnen bringt er nur Not und Elend. Im Vers dazu heißt es „Herr Winter macht sich auf den Weg / nimmt noch vom nächsten Waldgeheg das jüngste Tannenbäumchen mit / und eilt zur Stadt mit raschem Schritt.“

Ja, und wir eilen nun der Geburtsstunde der Weihnachtsmanngestalt entgegen; denn die nun folgende Abbildung dürfen wir getrost als diese betrachten. Schauen wir ihn uns genau an: Dort kommt uns doch der altbekannte Gabenbringer mit Namen Weihnachtsmann höchst persönlich entgegen, im wallenden Ge-

wand mit Kapuze, mit Rauschebart, dicken Fäustlingen und hohen Stiefeln ange-
tan und im Arm das obligatorische Tannenbäumchen; so eilt er zur nächsten Be-
scherung, könnte man meinen.

Der erzählende Text in der Bilderbogengeschichte klärt uns deutlich auf: „Die
Christnacht ist gekommen, aus allen Fenstern erglänzt heller, festlicher Schein,
und das Jubeln der fröhlichen Kinder schallt hinaus auf die schneebedeckten,
einsamen Straßen. Da trippelt ein Männlein gar eifrig einher und späht von Thür
zu Thür, ob nicht jemand ihm öffne und den geschmückten Weihnachtsbaum
annehme als willkommene Spende.



**Postkarte um 1900. Hier klopf ein weiß gekleideter Weihnachtsmann bei einem
„artigen Kind“ an, das betend auf ihn wartet**

Nicht gänzlich unerwähnt bleiben sollte das Christkindlein, ein geschlechtsloses,
himmlisches Wesen, das seine Geschenke an die Kinder in katholisch orientierten
Gegenden verteilt. Manchmal holt sich der Weihnachtsmann auch dieses liebe Christ-
kind als Helfer, und beide tauchen gemeinsam auf, ansonsten finden wir den
Weihnachtsmann, den männlichen Gabenbringer, allerorten, und er bedenkt auch die
Kinder, deren Eltern überhaupt keiner Religionsgemeinschaft mehr angehören und
das Fest der Liebe nur aus Tradition begehen.

Der Leitgedanke, dass eine liebevoll autoritäre Vaterfigur zu Weihnachten die
Geschenke an die Kinder verteilt, passte besonders gut ins Gedankengut der
bürgerlichen Schichten des 19. Jahrhunderts. Das Kind sollte artig sein, unwissend,
woher die schönen Geschenke kommen und wer sie vor allem bezahlen muss. So
konnte man dem Weihnachtsmann Macht- und Autoritätsattribute übertragen, ohne
selbst bei einem solchen Fest als strafender Elternteil auftreten zu müssen. Denn
einige Kinder werden statt mit Puppe und Eisenbahn auch noch heute mit einer Rute
beschenkt. Ein alter Vers, noch heute gelegentlich dahergeleiert, lässt es uns wissen:

„Lieber, guter Weihnachtsmann, schau mich nicht so böse an, stecke deine Rute ein, ich will auch immer artig sein.“

Die so fast allmächtige Weihnachtsmannfigur des 19. Jahrhunderts hat bislang alle Fährnisse überstanden, und wir können ihr jahrein, jahraus wieder begegnen. Kaum war sein Äußeres ab 1849 festgelegt, erschienen auch schon alle möglichen Darstellungen in allen möglichen Materialien. Es gab Weihnachtsmänner aus Schokolade, Lebkuchen, Marzipan, und unzählige Variationen auf Papier oder Pappe, in Büchern oder auf Postkarten erschienen schon bald.

Rührend und liebenswert erscheinen uns heute die aufwendig chromolithografierten, farbigen Abbildungen aus dem 19. Jahrhundert. Ihr nostalgischer Reiz ist unübertroffen und macht uns den Glauben an die „gute, alte Zeit“ wesentlich leichter. Anfangs trug der Weihnachtsmann einen braunen, blauen oder auch weißen oder grünen Mantel, ganz den Winterfarben entsprechend. Der originale Bilderbogen von Moritz von Schwind war dagegen unkoloriert, und so blieb es der Phantasie der Menschen überlassen, welche Farbe die Kleidung des Weihnachtsmannes, alias Herr Winter, hatte.



Pappweihnachtsmann · mit auffaltbarem Weihnachtsbäumchen, um 1890. Seine Ähnlichkeit mit Moritz von Schwinds „Herr Winter“ ist verblüffend. (Foto: Scholtz-Knobloch)

Erst 1931 wurde der Weihnachtsmann endgültig rot! Und das kam so: Die heute einzig gültige Farbgebung, roter Mantel, rote Mütze, weißer Pelzbesatz und schwarze Stiefel, beruht auf einer Werbekampagne der Firma Coca Cola.

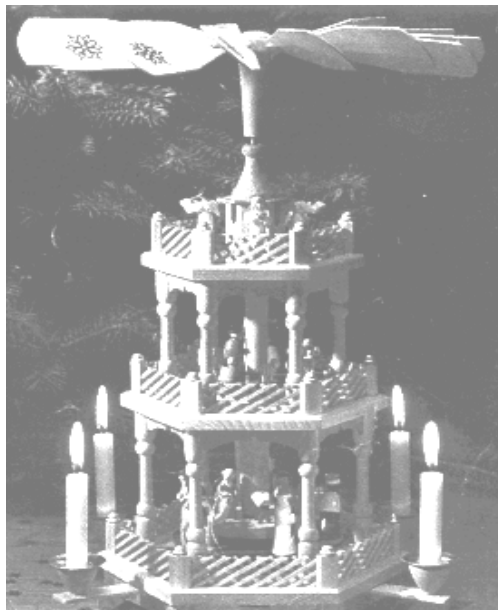


***Weihnachtsmann von Heute,
schon rot gekleidet***

verteilte er es auch gutmütig. Klar, dass diese witzige Werbung Furore machte und auch nach Europa überschwappte. Und bald darauf gab es nur noch konsequent rot/weiß gefärbte Weihnachtsmänner auch in Deutschland.

Santa Claus, wie der amerikanische Weihnachtsmann heißt, war ebenfalls eine Figur, die zunächst nur in den Köpfen der Menschen existierte, gesehen hatte ihn auch noch niemand. Gedichte und Geschichten aus dem frühen 19. Jahrhundert beschreiben ihn aber als Kobold und lustigen, verschmitzten alten Mann. (Clement Moore: „It was the Night before Christmas.“) Dieses Wissen nutzte der Zeichner Haddon Sundblom, der für Coca Cola arbeitete. In einer Anzeigenserie, die das Weihnachtsgeschäft 1931 ankurbeln sollte, stellte er Santa Claus in die typischen rot-weißen Farben gekleidet vor. Das liebenswerte, etwas verschmitzt dreinschauende Gesicht eines pensionierten Cola-Fahrers, namens Lou Prentice, musste für das äußere Erscheinungsbild herhalten. In den Werbeanzeigen ließ sich der lustige, alte Santa Claus das köstliche, braune Naß am liebsten selber schmecken, später

Weihnachtspyramide



Zur Weihnachtsstimmung trägt die Weihnachtspyramide bei. Sie ist schon seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Der Stolz vieler Familien ist die selbst gebaute und geschnitzte Pyramide, die seit Generationen jedes Jahr ihren Platz im Wohnzimmer findet.

Die aus Holz gefertigten Pyramiden sind manchmal bis zu einem Meter hoch. Um die Mittelachse sind runde Scheiben in mehreren Etagen angebracht. Auf diesen Scheiben stehen geschnitzte Figuren: Bergleute, Waldarbeiter, Tiere und Bäume, auch christliche Symbole (Christkind, Maria und Josef). Die Wärme brennender Kerzen steigt hoch zu den Flügeln, die wieder



rum die Scheiben mit den Holzfiguren in Bewegung setzen.

In über 70 Orten des Erzgebirges stehen meterhohe Pyramiden auf den Dorf- und Marktplätzen. Auch sie vermitteln weihnachtliche Stimmung, wenngleich sie elektrische Kerzen haben und die Scheiben von einem Elektromotor bewegt werden.

Das Weihnachtsgebäck

Das Wunder der Christnacht, in der die ganze Welt verwandelt wurde, haben sich frühere Generationen in der Legende vom ersten Weihnachtsgebäck zu verdeutlichen versucht:

„Als die Hirten auf dem Feld den Stern der Weihnacht sahen, machten sie sich sofort auf den Weg nach Bethlehem. Vor freudiger Erregung vergaßen sie, dass sie Brot im Backofen hatten. Daran erinnerten sie sich erst auf dem Rückweg, und sie rechneten damit, den Teig völlig verbrannt vorzufinden. Als sie aber den Backofen öffneten, da strömte ihnen ein wunderbarer Duft entgegen. Vorsichtig kosteten sie

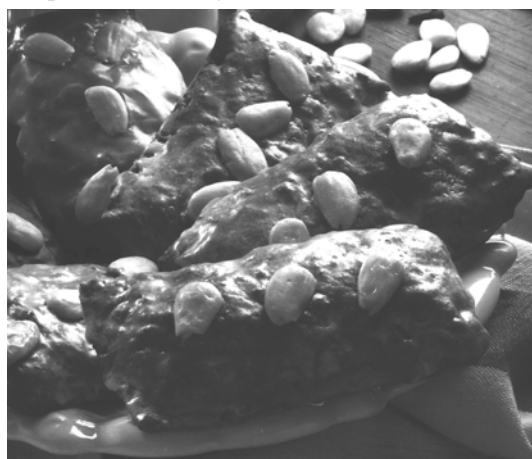
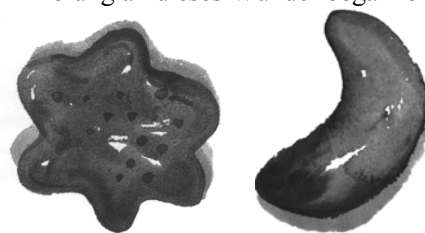
den schwarz gewordenen Teig, und statt des verkohlten Brotes hielten sie ein schmackvolles dunkles Gebäck in Händen. Davon gaben sie allen Freunden und Verwandten eine Kostprobe; weil dies aber sehr viele Menschen waren, brachen die Hirten das Gebäck in viele kleine Stückchen. Zur Erinnerung an dieses Wunder begannen sie dann alljährlich zur Christnacht kleine würzige Honigkuchen zu backen, äußerlich dunkel und unansehnlich wie das Geschehen im Stall, aber voll nie geahnter Süße“.

Schon in dieser Legende klingt der Gedanke auf, dass das weihnachtliche Backwerk in seiner dunklen, unscheinbaren Gestalt ein süßes Wunder widerspiegelt. Noch heute gibt es bei uns die alten Bezeichnungen *Lebkuchen* und *Pfefferkuchen*. Das Wort *leb* stammt aus dem Althochdeutschen und bedeutet „Heil- und Arzneimittel“.

In den Klöstern hatte man Jahrhunderte hindurch besondere Gärten für Arzneimittel angelegt, und die hier gezüchteten Pflanzen oder die daraus gewonnenen Säfte wurden als Medizin bereitet und waren sehr begehrt. Aber im Gegensatz zu heute

stellte man daraus keine Tabletten her, sondern die Heilkräuter und Heilsäfte wurden zu kleinem Gebäck verarbeitet. In der Weihnachtszeit stellte man aus besonders wohlschmeckenden Kräutern und Säften Heilgebäck her, und diese Lebkuchen wurden in den Klöstern verteilt. Manchmal wurde sogar darüber gepredigt, dass diese dem Körper Wohlbehagen und Gesundheit schenkenden Küchlein eindringlich machen sollen, dass das Weihnachtsgeschehen die ganze Welt heil und ganz machen solle.

Der Name *Pfefferkuchen* kommt aus dem Hochmittelalter. Damals begann der Gewürzhandel mit dem Orient. Von diesen Gewürzen war der Pfeffer besonders begehrt, und weithin wurden alle morgenländischen Gewürze als Pfeffer bezeichnet. Man nannte ja damals auch die Kaufleute spottweise „Peffersäcke“. Die aus dem Orient recht mühselig herangeschafften Gewürze waren sehr teuer, und die



38 *Nürnberger Lebkuchen*

meisten konnten sie nur zu besonderen Festtagen kaufen und verwenden. In der Weihnachtszeit aber wurde damit nicht gespart, dann aß man „Pfefferkuchen“.



Dresdner Weihnachtsstollen

Alte Hausbücher berichten davon, dass die Leb- und Pfefferkuchen mit siebenerlei oder neunerlei Gewürzen gebacken werden. Selbst auf den kleinen Tüten, in denen wir heute die Gewürze für all die kleinen Kuchen fertig gemischt kaufen, steht manchmal noch die Bezeichnung „Siebenlei Gewürz“.

Der Brauch, vor Weihnachten köstliche haltbare Leckereien herzustellen, ist schon uralt. In den Volkskunstmuseen finden wir noch viele schöne Nachbildungen kunstvoller „Gebildbrote“. Schon 1474 wurden auch die „Christstollen“ oder „Striezl“ als lohnendes Handelsobjekt für Sachsen und Thüringen angegeben.

Noch älter sind die Nürnberger Lebkuchen, von denen schon im Jahr 1300 berichtet wird.

Die „Läpkuchen“, zu denen man die Gewürze eigens aus Venedig bezog, waren als verdauungsfördernde Medizin von Mönchen erfunden worden, aber dann wurden sie bald allgemein als süßes Backwerk sehr geschätzt.

Werden Lebkuchen selbst gebacken, muss das zeitig vor Weihnachten geschehen, damit sie gut abliegen können; auch die „Springerle“ werden erst nach 14 Tagen weich. Alle Makronenmassen, das Eiweißgebäck hält sich lange, während die Sorten, die Butter oder Margarine enthalten, möglichst erst zuletzt gemacht werden sollen.

Den Kindern macht es große Freude, immer wieder neue Formen zu erfinden, und sie sind glücklich und stolz, wenn sie dann am Christbaum „ihren“ Stern oder „ihr“ Lebkuchenmännchen entdecken. Die schönsten Stücke werden natürlich für den Baum bestimmt. Ein großes Loch zum Aufhängen wird mit einem Fingerhut ausgestochen, ein kleines mit einer Stricknadel. Gebäckstücke ohne Loch kann man aber dann auch immer noch mit einem S-Haken aufhängen.



Springerle

Ein *Knusperhäuschen* unter dem Weihnachtsbaum oder als Geschenk darf eigentlich bei keinem familiären Weihnachtsfest fehlen. Man kann es ganz nach Geschmack kostspielig oder nur einfach ausschmücken. Welche Zutaten und Süßigkeiten auch verwendet werden, das Grundmaterial bleibt immer ein dicker Honigkuchen, aus dem das Häuschen „gebaut“ wird.

In früherer Zeit wurde vor Weihnachten unheimlich viel gebacken (oft wurden erst zu Ostern die letzten Stücke verzehrt), denn es war streng verboten, in den Tagen und Nächten zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag zu arbeiten. Da durfte weder gebacken noch geputzt oder gewaschen werden; die „Perchten“ würden sonst die aufgehängte Wäsche verzaubern.



Knusperhäuschen wird gebaut

Hutzelbrot

*Weinbeer, Mandel, Sultaninen
Süße Feigen und Rosinen,
Welche Nüsse, fein geschnitten,
Zitronat auch, muss ich bitten,*

*Birnenschnitzel doch zumeist
Und dazu den Kirschegeist,
Wohl geknetet mit der Hand
Alles kräftig durcheinand,*

*Und darüber Teig gewoben –
Heiß! Das muss ich mir loben,
Solch ein Brot kann's nur im Leben
Jedesmal zur Weihnacht geben.*



Hutzelbrot

Texterläuterungen

der Orient, das Morgenland — östliche Welt;
das Hutzelbrot — пудинг або хліб із запеченими сухофруктами.
das Gebildbrot — фігурні булочні вироби;
die Springerle — діал.: Weihnachtsgebäck mit Aniss (різдвяне анісове печиво);
die Makrone — Zuckerware aus Mandeln, Eiweiß und Zucker;
das Knusperhäuschen – Weihnachtsgebäck, пряниковий будиночок;

Das Weihnachtsfestessen

In den verschiedenen Gegenden ist das Weihnachtsfestessen mehr oder weniger zur Tradition geworden: Karpfen, Gans, Truthahn und Fasan sind die beliebtesten Speisen. In Brandenburg sagt ein Sprichwort: Wer Weihnachten nicht tüchtig Grünkohl isst, bleibt dumm. Dasselbe sagt man in Schwaben von den gelben Rüben, in Sachsen vom Heringssalat.

Den Kindern wurde am Weihnachtsabend nicht vorgelegt, sondern sie durften sich so viel nehmen, wie sie wollten. Die alten Germanen verschmausten zum Julfest einen Eber, und auch heute noch kommt in manchen Gegenden ein schön mit Rosmarin geschmückter Schweinskopf und Lungenwurst auf den Weihnachtstisch. In der Steiermark isst man eine Nuss- oder Mohnpotize, in Schlesien waren es Hefeklöße mit Backobst (Himmelreich genannt) oder Mohnklöße oder Würste mit Sauerkohl. Der schlesische Müller warf dem Wassermann Speisen in den Bach. Im Pinzgau bringt die Bäuerin den Rest der Heiligabend-Mahlzeit in den Obstgarten und sagt: Bam, esst`s! Und in Tirol stellt man gar der Mutter Gottes und ihrem Kind eine Schüssel Milch ans Fenster und legt zwei Löffel dazu.

Texterläuterungen

der Wassermann – міф. водяний



Der Heilige Abend

In den deutschsprachigen Ländern wird es schon am Abend des 24. Dezember, dem Heiligen Abend, gefeiert. Man schmückt den Weihnachtsbaum und zündet die Kerzen an. In den meisten Familien ist es eine feste Tradition, an diesem Tag zum Gottesdienst in die Kirche zu gehen. Nach der Rückkehr versammelt sich die Familie vor dem festlich erhellten Weihnachtsbaum. In vielen Familien liest der Vater die Weihnachtsgeschichte aus der Bibel vor. Es wird auch ein Weihnachtslied gesungen (oder wenigstens eine Weihnachtsplatte angehört) („O du fröhliche“, „Stille Nacht, heilige Nacht“, „O, Tannenbaum“, „Es ist ein’ Ros’ entsprungen“). Danach wünscht man sich gegenseitig ein „Gesegnetes Weihnachtsfest“. Dann folgt die so genannte Bescherung. Die Kinder dürfen die festlich eingepackten Geschenke öffnen. Auch die Erwachsenen tauschen Geschenke aus. Im Norden Deutschlands bringt die Geschenke der Weihnachtsmann, angetan mit weißem Bart und rotem Kapuzenmantel, in einem Sack auf dem Rücken. In manchen Familien, vor allem in Süddeutschland, kommt statt des Weihnachtsmanns das Christkind. Es steigt, so wird den Kindern erzählt, mit seinen Engeln direkt aus dem Himmel hinunter zur Erde. Aber es bleibt dabei unsichtbar – nur die Geschenke findet man unter dem Weihnachtsbaum.

Der Brauch der Weihnachtsbescherung ist eigentlich älter als das Weihnachtsfest selbst. Schon in vorchristlicher Zeit wurden am Fest des Sonnengottes und der Sonnenwende Geschenke verteilt. Die Weihnachtsgeschenke haben für Christen einen tieferen Sinn; sie beschenken einander, weil Gott allen Menschen seinen Sohn geschenkt hat. Das eigentliche Weihnachtsfest wird am 25. und 26. Dezember gefeiert.

Beide Tage sind gesetzliche Feiertage. Viele Familien nutzen sie zu Verwandtenbesuch oder Spaziergängen.

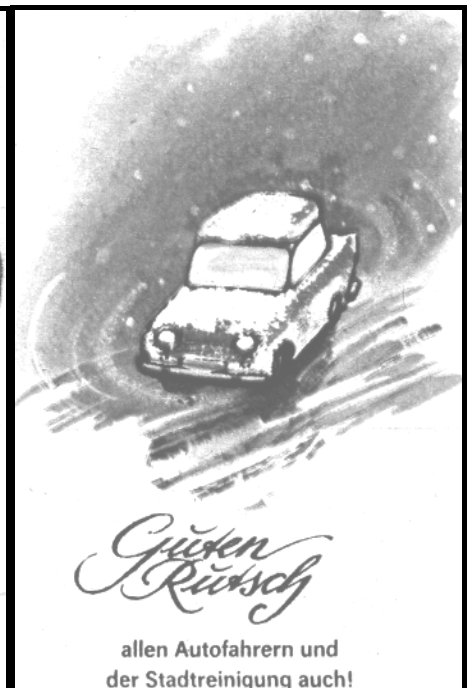


Weihnachtskarten

Die Weihnachtskarte geht auf die Initiative von Henry Cole zurück und trat ihren Siegeszug rund um die Welt von England aus an. Cole, der sich sowohl um Verbesserungen im Postwesen als auch um die erste Weltausstellung in London verdient gemacht hatte, besaß in London eine Kunsthandlung. Eines Tages kam er auf die Idee, dass eine Weihnachtskarte das Weihnachtsfest noch mehr aus der Reihe der gewöhnlichen Festtage herausheben könnte, deshalb beauftragte er 1843 C. Horsley mit einem Entwurf. Die erste Karte, sie erschien in einer Auflage von 1000 Stück, hatte die mittelalterliche Form des Triptychons. Das Mittelstück zeigte eine fröhliche Gesellschaft, die sich dem Genuss des Essens und Trinkens hingab, jedes der zwei Seitenbilder stellte eine gute Tat dar — die Bekleidung der Nackten und die Speisung der Hungrigen.



Später erschienen auf den Weihnachtskarten neben den Worten „Frohe Weihnachten“ auch die Glückwünsche zum Neujahr, denn beide Feste fielen ehemals in eins zusammen, wurden Jahrhunderte zugleich gefeiert.



Heute sehen die Weihnachts- und Neujahrskarten etwas anders aus, doch enthalten sie auch gute Wünsche, manchmal scherzhafte, voll Humor...

Weihnachtslieder

Neben Adventskranz, Tannenbaum und Krippe gehört vor allen Dingen die Musik zur Weihnachtszeit. Ja, erst durch sie erhält Weihnachten seine eigentliche feierliche Stimmung. Überall in Deutschland kann man in diesen Tagen festliche Konzerte hören. Allem voran das berühmte Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach. Wichtiger jedoch ist das private Musizieren im Familien- und Freundeskreis.

Alle Weihnachtslieder drücken die Freude über die Geburt Christi aus. Im deutschen Sprachraum sind sie unüberhörbar und blieben lebendig über die Jahrhunderte hinweg. Nur ganz wenige neue Weihnachtslieder können sich gegenüber den althergebrachten durchsetzen.

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit

Sizilianische Volkswaise

Text: Johannes Falk, 1816

2. und 3. Str.: Joh.C.Holzschuher, 1829

The image shows a musical score for a Christmas song. It consists of four staves of music in 4/4 time, with a key signature of one flat (B-flat). The melody is written on a treble clef. The lyrics are written below the notes. The first staff has lyrics: "1. O du fröh - li - che, o du se - li - ge,". The second staff has lyrics: "gna - den - brin - gen - de Weih - nachts - zeit!". The third staff has lyrics: "Welt - ging ver - lo - ren; Christ - ist ge - bo - ren.". The fourth staff has lyrics: "Freu - e, freu - e dich, o Chri - sten - heit.". Chord symbols are placed above the notes: F, B, F, B, F, C, G, C, G7, C, C7, F, B, C, F, C, F.

*O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Christ ist erschienen,
uns zu versöhnen,
freue, freue dich, o Christenheit!*

*O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Himmlische Heere
jauchzen dir Ehre:
freue, freue dich, o Christenheit!*

Dies Lied singt von der Rettung durch Christus und dem Lobgesang der Engel zur Ehre Gottes. Ein Aufruf zur Freude. Die Melodie ist als lateinisch gesungenes Wallfahrtslied „O sanctissima, o piissima“ in Italien entstanden und volkstümlich geworden. Herder brachte sie 1788 von seiner Italienreise nach Deutschland mit.

Stille Nacht, heilige Nacht

Text: Josef Mohr, 1818
Melodie: Franz Gruber, 1818

1. Stil - le Nacht, hei - li - ge Nacht!
Al - les schläft, ein - sam wacht
nur das trau - te hoch - hei - li - ge Paar,
hol - der Kna - be im lok - ki - gen Haar,
schlaf in himm - li - scher Ruh,
schlaf in himm - li - scher Ruh!

The musical score is written in G major and 3/4 time. It consists of six staves of music. The first staff begins with a treble clef and a common time signature (C). The lyrics are written below the notes. The second staff has a G chord above it. The third staff has F and C chords above it. The fourth staff has F and C chords above it. The fifth staff has G and C chords above it. The sixth staff has C, G7, and C chords above it. The lyrics are: 1. Stil - le Nacht, hei - li - ge Nacht! Al - les schläft, ein - sam wacht nur das trau - te hoch - hei - li - ge Paar, hol - der Kna - be im lok - ki - gen Haar, schlaf in himm - li - scher Ruh, schlaf in himm - li - scher Ruh!

*Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
nur das traute hochheilige Paar,
holder Knabe im lockigen Haar,
schlaf in himmlischer Ruh,
schlaf in himmlischer Ruh!*

*Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kund gemacht
durch den Engel Halleluja,
tönt es laut von fern und nah:
Christ, der Retter ist da!*

*Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb' aus deinem göttlichen Mund,
da uns schlägt die rettende Stund',
Christ, in deiner Geburt.*

Das Weihnachtslied der Deutschen. Es ist die aus vielen Bildern bekannte Szene: in dunkler Nacht Maria und Josef mit dem eben geborenen schlafenden Kind – darüber die singenden Engel. J.Mohr, Hilfsgeistlicher in Oberndorf bei Salzburg, schrieb am „Heiligen Abend“ (= 24. Dezember) 1818 die Verse, ließ sie von seinem Freund in Musik setzen und noch in derselben Nacht vom Schülerchor singen. Das Lied verbreitete sich schnell in Tirol, wurde aber erst 1843 gedruckt und ist heute in der ganzen Welt bekannt.

O Tannenbaum

Melodie aus Westfalen

1. O Tan - nen - baum, o Tan - nen - baum,
du trägst ein grü - nes Kleid.
den Win - ter, den Som - mer,
das währt die lie - be Zeit.

*O Tannenbaum, o Tannenbaum,
du trägst ein grünes Kleid,
den Winter, den Sommer,
das währt die liebe Zeit.*

*Warum sollt ich nicht grünen,
da ich noch grünen kann?
Ich hab nicht Vater noch Mutter,
der mich versorgen kann.*



*Und der mich kann versorgen,
das ist der liebe Gott,
der lässt mich wachsen und grünen,
drum bin ich schlank und groß.*

Einen Tannenbaum oder doch ein paar Tannenzweige findet man zur Weihnachtszeit in jedem Haus des deutschen Sprachraums. Die Tanne gilt, weil sie auch im Winter grün ist, als Symbol der Treue. Von diesem Lied existieren viele Fassungen, die Tradition ist sehr alt und geht wohl auf einen alten Baumkult zurück. Dieser Text stammt aus „Des Knaben Wunderhorn“.

Texterläuterungen

währen – dauern

jemanden versorgen – für jemanden sorgen

schlank – hochgewachsen

„Des Knaben Wunderhorn“ – die berühmte romantische Liedersammlung (alte deutsche Lieder)



Kommet, ihr Hirten

Aus Böhmen

1. Kom - met, ihr Hir - ten, ihr Män - ner und Frau'n.
Kom - met, das lieb - li - che Kind - lein zu schau'n.
Chri - stus der Herr ist heu - te ge - bo - ren,
den Gott zum Hei - land euch hat er - ko - ren.
Fürch - tet euch nicht!



*Kommet, ihr Hirten, ihr Männer und Frau'n.
Kommet, das liebliche Kindlein zu schau'n.
Christus, der Herr ist heute geboren,
den Gott zum Heiland euch hat erkoren.
Fürchtet euch nicht!*

*Lasset uns sehen in Bethlehems Stall,
was uns verheißt der himmlische Schall;
was wir dort finden, lasset uns künden,
lasset uns preisen in frommen Weisen:
Halleluja!*

*Wahrlich, die Engel verkündigen heut'
Bethlehems Hirtenvolk gar große Freud':
Nun soll es werden Friede auf Erden,
den Menschen allen ein Wohlgefallen.
Ehre sei Gott!*

Dies Lied entstand aus dem Spiel weihnachtlicher Szenen, dem Krippenspiel. Hier versammeln sich die Hirten, nachdem sie die „Gute Nachricht“ von den Engeln gehört haben und erzählen sie weiter.

Texterläuterungen

der Heiland – Retter
erkoren – ausgewählt
verheißen – versprechen
künden, verkünden – bekannt machen
die Weise – Melodie
wahrlich – wirklich

Silvesterabend, Neujahr



Das neue Jahr ist immer mit großen Hoffnungen und Erwartungen begrüßt worden.

Reich wuchert das Brauchtum um Silvester und Neujahr, aus dem Boden alten Volksglaubens hervorsprossend. Freilich ist manchmal nicht recht zu scheiden, was ursprünglich Weihnächte- und was Neujahrsbrauch ist; denn beide Feste fielen ehemals in eins zusammen, wurden durch Jahrhunderte zugleich gefeiert. Noch das Mittelalter hindurch fand die Bescherung fast ausschließlich zum Neujahrstage statt.

An der Wende, da der Atem der Zeit für Stunden zu stocken scheint, da das alte Jahr dem jungen, kräftigen das Schicksal der Menschen anvertraut, sind während des „Interregnums“ noch einmal böse und gute Mächte miteinander im Kampf. Da gilt es, die bösen zu bannen, die guten und holden aber sich geneigt zu machen für den kommenden Zeitabschnitt.

Das Böse liebt den deckenden Mantel des Dunkels. Darum wird die Silvesternacht erhellt. Feuerwerk in den buntesten Farben steigt ohne Unterbrechung in die finstere Nacht, die bösen Kräfte zu verscheuchen. Die Wirkung der Lichtkraft wird unterstützt durch möglichst großen und vielseitigen Lärm. Das Böse schleicht gern heimtückisch auf leisen Sohlen umher, überfällt das Lebende, wenn es nichtsahnend sich der Sorglosigkeit hingibt. Vor lautem Leben flieht die nächtlich-geheime Kraft des Bösen. So herrscht die ganze Silvesternacht hindurch ein gewaltiges Lärmen, Knallen und Krachen, ein Singen und Johlen, das in der mitternächtigen Stunde seinen Höhepunkt erreicht.

Doch der Kampf gegen die bösen Mächte allein genügt nicht, die guten Geister wollen herbeigezogen werden. Man trinkt Punsch, Glühwein oder Grog, denn in ihnen ist das Feuer des Guten und der Begeisterung enthalten. Man isst Pfannkuchen, reichlich gefüllt und dick gezuckert. Mit ihnen verleibt man sich das Glück ein. Zum Abendessen gibt es Karpfen und deren Schuppen werden in die Geldbörse getan, damit darin stets reichliche Flut herrsche. Hierbei spielt der uralte und weit verbreitete Glaube eine Rolle, dass in angehäuften Kleinigkeiten das angehäuften Glück sich halte. Daher der dick gezuckerte Pfannkuchen, wobei jedes Zuckerkörnchen ein kleines Glück bringen soll, daher die Schätzung der Karpfenschuppen, daher auch vielfach der Genuss von Hirsebrei oder Linsen zur Abendmahlzeit am Silvester.

Das Neujahrssingen hat in manchen Berggemeinden im großen Stil stattgefunden. Ein Vorsänger zieht mit einem Chor durch das Dorf, gewöhnlich ein älterer Bauer, der gut reimen kann und noch besser über die Haus- und Hofverhältnisse seiner Nachbarn und Freunde Bescheid weiß. Er singt den Neujahrswunsch, beginnt mit einer frommen Einleitung, wünscht dem Bauern oder der Bäuerin ein gutes Jahr, und spielt dabei auf einzelne Ereignisse des Vorjahres oder auf Eigenheiten der Leute an. Nach diesen Neckversen singt der ganze Chor einen Segenswunsch für das Haus, dann werden die Sänger von den Hausleuten beschenkt, und die Burschen böllern und schießen hinterm Haus, ehe sie sich weiterbegeben.

Hochzeitsorakel: Die Mädchen banden einen Goldring an ein Haar und hielten ihn in ein leeres Glas. So viele Male der Ring an das Glas schlug, so viele Jahre musste das Mädchen noch warten, bis es einen Mann bekam.

Die Mädchen liefen vors Haus und rafften in der Dunkelheit einen Arm voll Holzscheite oder Späne vom Brennholz. In der Stube wurde das Holz dann gezählt, waren die Späne oder Scheite paarig, so gab es noch im kommenden Jahr eine Hochzeit, war die Zahl ungerade, so musste das Mädchen noch warten.

Schuhwerfen. Für junge Mädchen ist die erste Neujahrsstunde eine gute Gelegenheit, etwas über Heiratsaussichten zu erfahren. Sie stellen sich mit dem Rücken zur Tür und werfen ihren Schuh hinter sich. Zeigt die Spitze auf die Tür, soll die Heirat in diesem Jahr gesichert sein. Andernfalls muss das Experiment in der nächsten Neujahrsnacht wiederholt werden.



An die Stubentür wurde das ABC gemalt, ein Mädchen oder ein Bursche bekam die Augen verbunden und einen Stock in die Hand gedrückt. Dann musste die Person zweimal gegen die Tür stoßen. Der erste Buchstabe bedeutete den Vornamen, der zweite den Nachnamen des künftigen Ehepartners.

Freigebigkeit bringt Reichtum: Das glaubte man auf der Insel Helgoland, wo in vorigen Jahrhunderten der Wirt seine Stammgäste in der Neujahrsnacht freihielt. In manchen nördlichen Städten war es Sitte, vor den Häusern Tische aufzustellen, auf denen Gebäck und Getränke bereitstanden, von denen sich jeder bedienen konnte, der vorüberkam.

Alles neu: Die Überzeugung, wie es am ersten Tag des Jahres ist, so wird es an allen kommenden sein, hat eine Reihe von Sitten begründet, die sich über den ganzen Tag erstrecken.

Am Neujahrstag zieht man frische Wäsche, möglichst auch neue Kleider an, und man geht frisch gewaschen und sauber ins Neue Jahr hinein. Das hat ursprünglich einen magischen Sinn gehabt, Wasser übte einen starken Reinigungszauber aus und stellte einen Schutz vor bösen Mächten dar.

Im Erzgebirge sagt man: Wenn man etwas falsch anzieht, dann geht es das ganze Jahr hindurch verkehrt.

Am Neujahrstag darf man nicht streiten, sonst gibt es Streit im ganzen Jahr; wenn Schränke und Kästen am Neujahrstag nicht sauber und ordentlich sind, so werden sie es das ganze Jahr nicht sein; und es muss gutes Essen in Hülle und Fülle geben, damit man im neuen Jahr keinen Hunger leidet.

Der guten Vorbedeutung wegen wünscht man Glück und möchte selber möglichst viele Glückwünsche bekommen und Glückzeichen um sich sehen: das Glücksschwein, die Glücksschuppe und Fischrogen, das Hufeisen, das vierblättrige Kleeblatt.



Zwiebelorakel. Ein alter bäuerlicher Silvesterbrauch ist das Zwiebelorakel, da ja das Wetter auf dem Lande eine große Rolle spielt. Eine Zwiebel wird in zwölf Teile geteilt, die die zwölf Monate bedeuten. Man bestreut die Teile nun sehr gleichmäßig mit Salz, und welcher „Monat“ viel Wasser ausschwitzt, der wird ein besonders regenreicher.

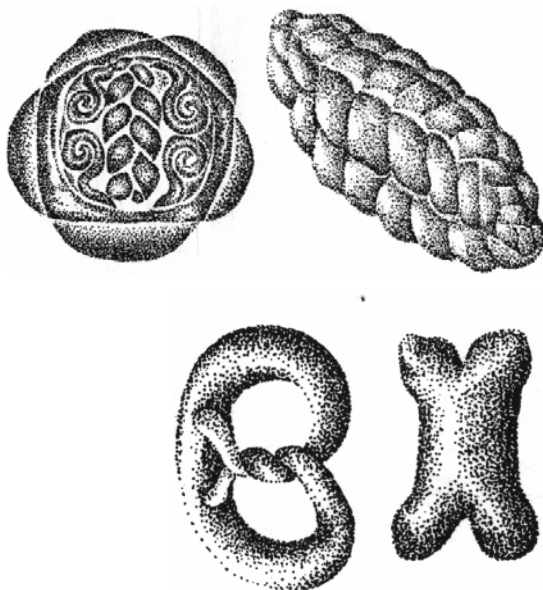
Nussschiffchen. Ein hübsches Silvesterspiel ist das mit einem Nussschiffchen, in dem man mit Kerzenwachs ein Papiersegel befestigt. An den Rand einer Wasserschüssel hängt man lauter Zettelchen mit Wünschen, zum Beispiel ein große Reise, ein großes Los, ein Fahrrad, ein Auto, eine schöne Wohnung usw. Dann darf jeder einmal das Schiffchen in die Mitte des Wassers setzen und mit dem Zeigefinger das Wasser bewegen. Hat es sich wieder beruhigt, landet das Schiffchen bei einem Zettel, was natürlich bedeutet, dass sich der betreffende Wunsch im neuen Jahr erfüllen wird.

Auf dem Silvestertisch. Reizend sind natürlich Marzipanschweinchen, aber Silvesterkrapfen dürfen auf keinen Fall fehlen, in die wir kleine eingerollte Zettelchen mit lustigen Sprüchen hineinschieben.

Am Silvesterabend wird meist ein glückbringender Karpfen gegessen, von dem sich jeder eine Schuppe in die Geldbörse stecken darf, damit sie das ganze Jahr über nicht leer wird. Kurz vor Mitternacht wird dann zum Neujahrsgebäck Punsch oder Champagner aufgetischt, mit dem man auf ein glückliches neues Jahr anstoßen kann.

Neujahrsbesuche und Neujahrsgebäck waren früher in Stadt und Land üblich. Man überbrachte persönlich den Neujahrswunsch samt Backwaren, Kringeln, Brezeln und herzförmigen Kuchen, die mit Sprüchen verziert waren.

Die Kinder gingen zu den Großeltern und den Paten, wünschten Glück zum Neuen Jahr und wurden dafür mit Backwerk beschenkt. Das war meist ein Neujahrskranz oder ein Zopfbrot, beides Backformen, mit denen ein magischer Schutz gegen Unheil und Dämonen beschworen wird. Es gab oft ein Geldgeschenk dazu, weil auch das Gold die Dämonen vertreibt. In Ostfriesland zeigte der



Neujahrskuchen ein springendes Pferd, in der Schweiz heißt das Brot für die Kinder Heilwecken, weil das Brot heilig ist und schützende Kraft haben soll.

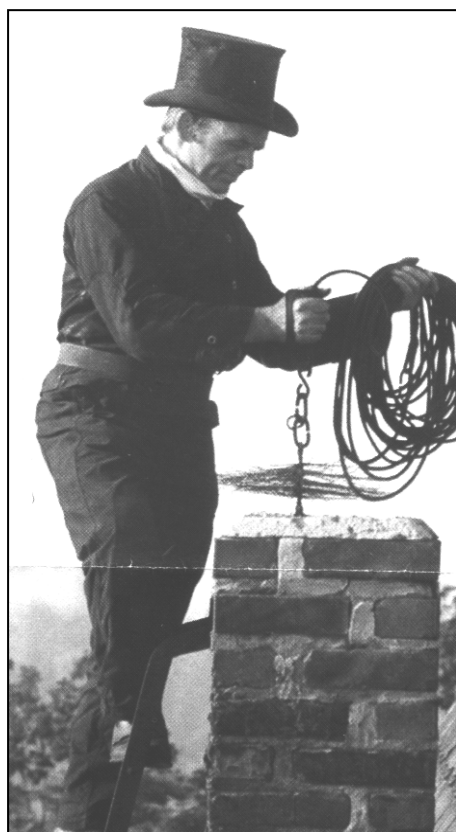
Brezeln aus Mürbeteig sind in Württemberg das liebste Geschenk zwischen jungen Paaren. Die jungen Burschen bringen es ihrem Schatz und werden dafür mit Glühwein bewirtet.

Das Neujahrgewinnen ist eine Sitte aus der Rheingegend. Derjenige, der dem anderen mit dem Glückwunsch zuvorkommt, hat das Recht, von diesem ein Geschenk zu verlangen. Ein Brauch, der besonders in den Familien listig und einfallsreich geübt worden ist.

In Böhmen ist dieser Brauch ebenfalls bekannt gewesen, nur etwas komplizierter: die Neujahrssprüche mussten gereimt sein und mussten sich auf die Person beziehen, die man mit diesem Gedicht begrüßte.

Neujahrssprüche hat man auch in geschriebener Form ausgetauscht. Es gibt schon aus dem 15. Jahrhundert gedruckte Neujahrgrüße und Neujahrskarten. Oft haben die Kinder der Familie Neujahrswünsche in Reime gebracht, den Eltern auf den Frühstückstisch gelegt oder bei Verwandten und Bekannten ausgetragen, wofür sie meist ein Geschenk bekommen haben.

Heischegänge und Bittgänge werden im Jahreslauf immer wieder erwähnt. Es gab im Mittelalter viele Kriegszüge, Seuchen und Hungersnöte, deshalb viele Witwen und Waisenkinder, viele Arme und keine allgemeine Altersversorgung. Die oft bunten und



Schornsteinfeger bringt auch Glück

heiteren Heischeumzüge durch Dorf und Kirchspiel mit Lied, Musik und Spiel für Gotteslohn waren also nicht nur Vergnügen und Volkskunst, sondern bittere Notwendigkeit. Sie appellierten an die Christenpflicht, an die Rechte der Besitzlosen, die „arm wie unser Herr Jesus“ durch Land ziehen mussten. In guten Jahren mag der bittere Anlass der Umzüge in Vergessenheit geraten sein, aber wer davon liest, sollte daran denken, dass dies die andere Seite der malerischen alten Sitten war – gar nicht so lange her und auch noch längst nicht überall auf der Welt vergessen.

Der Sprung ins Glück In der Neujahrnacht vom 31. Dezember zum 1. Januar wollen wir das neue Jahr nicht nur fröhlich, sondern auch zünftig begrüßen. Dabei hat man allerlei zu beachten und zu unternehmen, um vor allem die erste bedeutungsvolle Stunde glücklich zu nutzen. Da ist das neue Jahr noch mitteilhaft und bereit, uns manch in der Zukunft beschlossenes Geheimnis zu lüften.

Zunächst ist wichtig, mit dem Glockenschlag 12 auf die Stühle zu steigen

und mutig ins neue Jahr hineinzuspringen. Wenn man von jemandem, den man liebt, aufgefangen und mit einem fröhlichen „Prosit Neujahr“ herzlich in den Arm genommen wird, ist schon viel gewonnen.

Der Kampf gegen die bösen Geister. Man muss damit rechnen, dass auch manche widrigen Mächte, die Übles im Schilde führen, an der Schwelle des neuen Jahres ihr Wirken beginnen. Darum Türen und Fenster auf und mit Raketen, Böllern, Knallfröschen und Lichtzauber einen Lärm- und Feuerüberfall gegen die dunklen Kräfte draußen ausführen. Erschreckt und eingeschüchtert durch ein fulminantes Feuerwerk, ziehen sie sich vielleicht und hoffentlich für immer zurück.

Bleigießen. Für das Bleigießen brauchen wir eine Schüssel mit kaltem Wasser, kleine Bleifiguren, die man fertig zu kaufen bekommt, einen alten Küchenlöffel und eine Kerze. Blei auf den Löffel, über die Kerzenhitze, bis es schmilzt, und dann hinein mit schnellem Guss ins Wasser. Es zischt und dampft, und der zunächst glatte Bleifluss zieht sich zu kuriosen Figuren zusammen. Je krauser, desto besser, denn Krauses bedeutet Moos und Moos Geld, das werden wir also reichlich haben. Das Ganze sieht aus wie ein Schiff? Dann ist mit einer Seereise zu rechnen. Oder wie ein Brautkranz? Dann wird sicher geheiratet. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt – je mehr man sich dabei denkt, um so mehr Spaß macht die Bleigießerei.

Texterläuterungen

neckern – hänseln;
raffen – hier: nehmen;
j-n freihalten = eine Zeche für j-n bezahlen;
heischen – fordern; випрошувати;
im Schilde führen – üble Absichten haben;
der Knallfrosch = der Knallkörper – хлопавка.



Die zwölf Rauhächte

In den zwölf Rauh- oder Rauchächten zwischen Christ Geburt und Epiphania (volkstümlich „Dreikönigstag“ genannt) erscheinen vorchristliche, heidnische Überlieferungen: In ihnen wüten dem Volksglauben nach die alten Geister und Götter, das „Wilde Heer“ gegen den Sieg des Lichtes, und in der Dreikönigsnacht wird dann ihre Macht gebrochen. Es sind die Nächte, in denen man das Böse und die Unholde austrächt (daher Rauchnacht) und schließlich mit geweihter Kerze bannt. Darum geht der Bauer mit der Bäuerin in der Nacht der Heiligen Drei Könige in Süddeutschland und Österreich räuchernd und geweihte Kerzen brennend durch das Haus. Auch die Kreide, mit der die Anfangsbuchstaben der Drei Könige über die Türen geschrieben werden, muss geweiht sein. Träume in den Rauchächten sollen einen Blick in die Zukunft freigeben.

Die Perchtenläufe sind besonders im Süden bekannt. Die Perchten — (im bayer.-öster. Volksglauben) die in den Rauchächten umherziehenden Geister der Toten (der wilden Jagd entsprechend), die durch maskierte Burschen vertrieben werden; (benannt nach ihrer Anführerin Frau Perchta, Berchta, einer Gestalt ähnl. Frau Holle). Es gibt zwei Arten von Perchten: Schönperchten und Schiachperchten. Die ersten symbolisieren das Gute, sie tragen bunte Kleidung und sonderbaren schönen Kopfputz. Schiachperchten symbolisieren das Böse, sie tragen schreckenerregende Masken und Tierfell.



Der Perchtenlauf nach Badgastein mit dem schweren, blumengeschmückten Kopfputz erinnert an das Treiben der schrecklichen Hexe „Frau Perchta“.

Dreikönigstag

Am 6. Januar ist der Tag der Heiligen Drei Könige: Melchior, Kaspar und Balthasar. Nach einer alten Legende, die auf eine Erzählung der Bibel zurückgeht, sahen diese drei Könige in der Nacht, in der Christus geboren wurde, einen hellen Stern, folgten ihm nach Bethlehem, fanden dort das Christkind und beschenkten es mit Weihrauch, Myrrhe und Gold. Heute verkleiden sich an diesem Tag in katholischen Gegenden viele Kinder als die drei Könige, gehen mit einem Stab, auf dem ein großer Stern steckt, von Tür zu Tür und singen ein Dreikönigslied. Dafür bekommen sie dann etwas Geld oder Süßigkeiten.



Mit fürchterregenden Dämonenmasken tollten die Perchten-Läufer und Tänzer durch die Straßen und vertreiben mit lautem Lärm die bösen Geister, die in den Rauhnächten seit dem 25. Dezember durch die Lüfte brausten. Nach einem alten Brauch räuchert der Hausvater mit Weihrauch alles Böse aus Haus und Stall hinaus.

Als Haussegen werden die drei Anfangsbuchstaben der Heiligen Drei Könige und Schutzpatrone (**C**aspar, **M**elchior und **B**althasar) mit Kreide an die Haustür geschrieben:

20 + C + M + B + 05

was auch bedeutet: *Christus Mansionem Benedicat* (Christus segne diese Haus). Die Ziffern bezeichnen das Jahr.

Auftritt der Sternsinger

*Nun sehet den Stern, den wir bringen,
ein Licht aus der himmlischen Pracht,
nun höret das Lied, das wir singen,
ein Lied von der heiligen Nacht!
Wir kamen von weither gegangen
Durch Meere und Wüsten der Welt,
wo alles noch dunkel verhangen,
Weil niemand die Erde erhellt.
Wir kommen daher aus dem Morgenland,
wir kommen geführt von Gottes Hand
Wir wünschen euch ein fröhliches Jahr,
Kaspar, Melchior und Balthasar.*

*Es führt uns der Stern zur Krippe hin,
wir grüßen dich, Jesus, mit frommem Sinn,
wir bringen dir unsere Gaben dar,
Weihrauch, Myrrhe und Gold fürwahr.*

*Wir bitten dich: Segne nun dieses Haus
und alle, die gehen da ein und aus!
Verleihe ihnen zu dieser Zeit
Frohsinn, Frieden und Einigkeit!*

Hier kommen drei Könige mit ihrem Stern

1. Hier kom - men drei Kö - nig mit ib - rem Stern, sie
wol - len Gott lo - ben und die - nen dem Herrn.

2. Hier sind die drei Weisen mit ihrem Stern,
sie loben Gott und dienen dem Herrn.
3. Wir kamen vor Herodes Tür.
Herodes sprach: „ Wo wollt ihr hier? !“
4. „Nach Bethlehem steht uns der Sinn,
nach Bethlehem steht uns der Sinn.“
5. Wir fanden das Kindlein wohl nackt und bloß.
und legten 's Maria wohl auf den Schoß.
6. Wir gaben dem Kindlein auch unsre Geschenk',
dass uns der liebe Gott auch wieder gedenk'.
7. Ihr habt uns auch eine Verehrung gegeben;
Gott lass euch dies Jahr in Freuden erleben.
8. In Freuden, in Freuden auch immerdar,
das wünschen wir euch fürs ganze Jahr.
9. Das wünschen wir Vater und Mutter
und Kind und allen, die im Hause sind.
10. Wer auf den lieben Gott vertraut,
der hat auf festen Grund gebaut.

Lichtmess

Maria Lichtmess — Gedächtnis des Tages, an dem Maria anlässlich des Reinigungsopfers mit dem Jesukind zum Tempel ging, wo die Begegnung mit Simeon und Anna geschah. An die Begrüßung Christi als Lichts knüpfen Kerzweihe und Lichterprozessionen an (daher der volkstümliche Name Lichtmess).

Am 2. Februar wurden die Wachsorräte nicht nur für die Kirche, sondern auch für Haus und Hof gesegnet. Die Menschen hofften beim Schein dieser Kerzen von Gewittern, Seuchen und Missgeburten verschont zu werden. Deshalb gab man sogar dem Vieh im Stall einige Wachstropfen ins Futter.

„Heut’ ist Lichtmess!“ Wenn ein Knecht von seinem Dienstherrn diesen Satz — manchmal mitten im Jahr — hören musste, wusste er, dass dies die fristlose Kündigung bedeutete. Wurde ihm aber am 2. Februar vom Bauern ein Wachsstock (Kerze) überreicht, war mit dieser Geste sein Arbeitsvertrag um ein weiteres Jahr verlängert. Von daher ist zu verstehen, dass früher Lichtmess ein wichtiger Termin war. An diesem Tag, dem Beginn des ländlichen Arbeitsjahres, konnten die Dienstboten ihre Stelle wechseln und die Bauern ihren Zins bezahlen. Man feierte mit gutem und reichlichem Essen und musste nur das Nötigste arbeiten.

In Spergau, gelegen im Kreis Merserburg, kann seit Urzeiten jeder unverheiratete Bursche absonderliche Karriere machen. Einer strengen Hierarchie zufolge qualifiziert er sich von Gackeierfrau über Pritscher, Schwarzmacher, Soldat, Wurststangenträger, Karrenkutscher, Sänger, Bärenführer, Guckkastenmann, Händler, Registrar und Läufer zum Küchenburschen. Mit solcher Gesellschaft wird alljährlich zur Tag- und Nachtgleiche das Lichtmessfest begangen, um den düsteren Winter auszutreiben und den nahenden Frühling zu begrüßen. Der Ursprung des Brauches liegt im Dunkeln, das überlieferte Ritual jedoch wird strikt eingehalten.

Alles beginnt mit einem Heidenspektakel. Ab drei Uhr lärmen fünf »Zigeuner«, Spergauer Nachahmer dieses fröhlichen fahrenden Volkes, mit Fanfaren, Schlaginstrumenten und anderen schrecklichen Krachmachern heischend von Haus zu Haus. Es sind nur unverheiratete Knaben, Burschen, junge Männer ab 14 Jahren zugelassen. Der Bär, knurrend, tanzend, knuffend, erobert das Terrain, nur mühsam vom Bärenführer an einer schweren Kette gehalten. Randalierend dokumentiert er, dass er vom Winterschlaf genug hat, den Frühling herbeisehnt und endlich entsprechende Maßnahmen ergriffen sehen will. Um 7 Uhr formiert sich der Festumzug der Lichtmessgesellschaft vor der “Linde”. Das Dorf mit seinen 1215 Einwohnern bildet fast vollzählig Spalier und begleitet das bunte Völkchen zum Bäckerplatz. Dort springen »Pferde« und die “Zigeuner” mit den Frühlingssymbolen Pflugschar und Leiterwagen wie wild durch ein loderndes Feuer.

Am gefürchtesten sind die Schwarzmacher und Pritscher. Erstere schwärzen die Leute an, um die innewohnende Finsternis sinnfällig zu machen. Dem folgt ein Schlag mit der Pritsche, um nun die Finsternis und die Müdigkeit auszutreiben.

Des Abends findet sich noch einmal das Dorf fast komplett zusammen, um im Saal der “Linde” dem Einzug der leicht derangierten Gesellschaft und ihrer letzten SpaÙe zu harren.





Jedes Jahr müssen die „Vögel“ als Boten des Frühlings ein neues Lichtmesslied dichten



Die Wurststangenträger fordern beim Heischegang eine krumme Wurst – unverzichtbarer Bestandteil des traditionellen Essens



Der erwachte Erbsbär tanzt sich für Spenden von Haus zu Haus

Fasching

Ob Fasching, Fastnacht oder Karneval, es ist immer dieselbe Zeit gemeint, die am 11.11. um 11 Uhr 11 beginnt und mit dem Aschermittwoch endet. Nur die Basler Fastnacht findet erst am 1. Fastensonntag statt. Eine verkehrte Welt! Sie bietet uns noch einmal die Gelegenheit zu Tanz und buntem Treiben, bevor der Ernst der Fastenzeit beginnt. Dazu schlüpfen viele Menschen in farbenprächtigen Kostümen und phantasievollen Rollen – der Manager wird zum Clochard, der Bettler zum König.



Das Rügengericht wird gehalten

Die Umzüge in Köln, Düsseldorf, Mainz und anderswo haben frühe Vorbilder schon im ausgehenden Mittelalter. Die ältesten Überlieferungen stammen aus dem 13. Jahrhundert und berichten von der Einsetzung eines Karnevalskönigs, der gewählt und inthronisiert wurde und dem man huldigte. Er hielt Bankette, theatralische Spiele und Rügegerichte ab. Am letzten Faschingsabend erschien dieser Narrenkönig und legte nach kurzer Rede seine Amtszeichen nieder.

Aber das Faschingstreiben hängt auch mit dem Umbruch in der Natur zusammen: Dem Winter mit seinen dunklen Geistern und Dämonen soll endgültig der Garaus gemacht werden. Daran erinnern insbesondere furchterregende, geschnitzte Masken, Hexen mit ihren Besen und allerlei lärmende Rasseln, Trommeln und Schellen. Mit all diesem Getöse geht es nicht nur um Abwehr böser Mächte, sondern auch um das Heraufbeschwören und Wachrütteln guter Geister.

Fasnachtstreiben auf dem Lande

Das Fasnachtstreiben hängt seinem Ursprung nach also nicht mit den kirchlichen Fasten zusammen; in dem Namen dieses Festes steckt das alte deutsche Wort *faseln*= närrisch sein, dummes Zeug reden. Fasnacht also, wie es richtig heißt, wird besonders in Süddeutschland gefeiert, in Franken, in den alemannischen Gebieten, in Baden, im Oberelsass, am Bodensee, in der Schweiz und den anderen Alpenländern von Bayern bis nach Österreich. Es ist ein altheidnisches, bäuerliches Frühlingsfest, und da, wo es noch urwüchsig zugeht, sind seine Hauptmitspieler Figuren, die den Kampf des Frühlings, der drängenden Lebensfreude, mit dem Winter und den finsternen, feindlichen Dämonen zur Darstellung bringen.



Fasching in Frammersbach. König und Königin regieren...

Althergebrachte Trachten und traditionelle symbolische Masken beherrschen das Bild. Übermütige Faselhäuse mit Knarren, Peitschen und Pritschen, Schönbärte, Scheller mit lächelnden Mädchenmasken und großen Glocken, lustige Roller kämpfen mit „schiach“ Hexen und grimmigen Dämonen. Der unendliche Lärm allerdings, von Glockenläuten, Feuerwerksknattern, Peitschenknallen, Rasseln und Rummeltöpfen, der das Getümmel übertönt, hat, wie gesagt, keinen anderen Sinn, als die bösen Geister, die Wachstum und Ernte bedrohen, zu verscheuchen.

Texterläuterungen

„schiach“ Mhd – hässlich

Städtischer Fasching

Beim städtischen Fasching, wie er heute etwa in München gefeiert wird, ist von diesen ursprünglichen Kampfspielen nur der blanke Übermut und der närrische Leichtsinns übrig geblieben. Er ist ein Fest der Jugend und Junggebliebenen, die auf phantasie reichste Weise ver- und entkleidet auf Faschingsbällen und Künstlerfesten die Nächte durchtanzen.



Kinderfasching. König und Königin sind gewählt



Noch recht urwüchsig, derb und deftig geht es am Faschingsdienstag auf dem Münchner Viktualienmarkt zu, wenn die Marktfrauen sich toll kostümieren, ihre Kundschaft mit vertraulichem „Du“ und mit allerlei freien Anzüglichkeiten traktieren und jede Mannsperson zu packen kriegen, um sie zum Tanz nach der schmetternden Blasmusik zu schleppen. Für übrig gebliebene Rosenmontagsfestgäste eine willkommene Gelegenheit, weiterzufeiern.



Faschingsdienstag in München: Tanz der Marktfrauen auf dem Viktualienmarkt

Bis ins Jahr 1463 zurück geht der *Schäfflertanz*, ein Figurentanz, der in siebenjährigem Turnus (1984 usw.) etwa einen Monat lang auf dem Marienplatz und andernorts dargeboten wird. Die Tänzer in malerischer Tracht, ihrer traditionellen, jedoch stark stilisierten Arbeitskleidung mit dem charakteristischen Fellschurz, sind Gesellen des Schächler- oder Böttcherhandwerks, also Handwerker, die aus Holz Fässer, Bottiche, Zuber und Eimer fertigen. Der Tanz, so weiß es die Überlieferung, soll nach einer Pestseuche die Menschen wieder aus ihren Häusern gelockt, ihnen wieder Mut gemacht haben. Es ist ein kunstvoller Tanz. Außer den 20 Tänzern gehören noch zwei Reifenschwinger, zwei Kasperl und ein Fähnrich zu dieser Vorführung. Eine wichtige Rolle spielen dabei die mit Buchsbaum umkränzten (Fass-)Reifen, mit denen mehrere Figuren gebildet werden: Schlange, Laube, Kreuz, Krone, vier kleine Kreise. Ein prächtiges Schauspiel, das zu sehen sich lohnt.



Ein Höhepunkt des Schäfflertanzes ist die Bildung der Krone

Karneval am Rhein

Der rheinische Karneval, der zur gleichen Zeit alle Städte, Städtchen und Dörfer von Mainz bis zum Niederrhein in fröhlichen Taumel versetzt, ist vielleicht ursprünglich ein Schifferfest nach dem Ausgang des Winters gewesen. So wird der Name Karneval auch als *carrus navalis* = Schiffswagen gedeutet. Das Narrenschiff auf Rädern hat jedenfalls schon in den Karnevalsuzügen des Mittelalters eine Hauptrolle gespielt. Pest, Hungersnot und Dreißigjähriger Krieg haben allerdings dann für Jahrhunderte das Karnevalstreiben am Rhein völlig ausgelöscht. In Italien hatte der Karneval im 18. Jahrhundert in Neapol, Rom und Venedig seine große Blütezeit; über Frank-



Narren auf der Düsseldorfer Königsallee



„Düxer Clown“ im Kölner Karnevalszug

***Mehr als 100 Salzbrezeln schmücken
Hut und Mantel des Brezelmannes*** ▶



reich rückte er dann wieder nach Norden vor. Es dauerte bis nach den Befreiungskriegen, ehe im Jahr 1823 in Köln wieder der erste Karnevalsumzug stattfand.

Unverkennbar trägt der rheinische Karneval noch heute die traditionellen Züge des galanten Jahrhunderts: Hier erscheinen die Hauptpersonen – der Prinz, die Prinzessin und der Elferrat – in den Kavalierskostümen des Rokoko mit reich gesticktem Farbenfrack, seidenen Kniehosen und Schnallenschuhen, und an die Stelle des wilden Mummenschanzes der süddeutschen Fasnacht tritt die nach strengem Zeremoniell abgewickelte karnevalistische Prunksitzung. In den großen Metropolen Köln, Düsseldorf und Mainz ist der Rosenmontagsumzug der festliche Höhepunkt der „Saison“ – ein kilometerlanger Festzug mit närrischen Wagen, Bildwerken, symbolischen Kostümen und schönen Mädchen.

Vom Donnerstag vor Aschermittwoch mit der Weiberfastnacht – an diesem Tage haben die Frauen einen Freibrief zu zärtlichen Überfällen auf die Männer – bis zum Aschermittwoch in der Frühe dauert die närrische Zeit. Die Frauen übernehmen das Regiment und oft jagen die Männer. Es gibt einen tollen Brauch: die Frauen dürfen den Männern den Schlipps oder die Schnürbänder der Schuhe zerschneiden. Viele Männer ziehen vor, an diesen Tagen keine Krawatte zu tragen.

Texterläuterungen

Mummenschanz, der = Maskerade, die

Aschermittwoch

Auch wenn mancherorts die Nacht vom Faschingsdienstag auf Aschermittwoch ihren Höhepunkt im Verbrennen einer Hexenpuppe fand, hat dies nur indirekt mit dem „Aschermittwoch“ zu tun. Mit diesem Tag beginnt mindestens seit dem 7. Jahrhundert die 40tägige Fastenzeit als Vorbereitung auf das Osterfest. Dabei sind allerdings die Sonntage nicht mitgerechnet; denn an ihnen durfte und darf nicht gefastet werden.

Mit der Asche, von welcher der Aschermittwoch seinen Namen hat, wurden ursprünglich die öffentlichen Büßer bestreut, die zudem noch mit einem sackähnlichen Bußkleid bekleidet waren. Asche und Staub sind biblische Bilder für Vergänglichkeit und Wertlosigkeit, aber auch der Trauer und Buße.

Nach der Bestreuung mit der Asche mussten in alten Zeiten die Büßer die Kirche verlassen. Dabei schritten sie durch die sogenannte Adamspforte, einem Portal, das die Darstellungen Adams und Evas, der Vertreibung aus dem Paradies, sowie des Jüngsten Gerichts zeigt. Im Vorraum der Kirche mussten sie auf der „Armesünderbank“ Platz nehmen. Dort hatten sie sich bei jedem Gottesdienst aufzuhalten, bis ihre Wiederaufnahme am Gründonnerstag erfolgte.

Noch heute wird das Zeichen des Aschenkreuzes in der katholischen Kirche benutzt, um die Gläubigen an die Vergänglichkeit allen Lebens zu erinnern und zur Umkehr aufzufordern. Die Asche wird durch das Verbrennen der Palmzweige vom vorjährigen Palmsonntag gewonnen. Der Priester zeichnet mit ihr ein Kreuz auf die Stirn der Gläubigen und spricht dabei die Worte „Gedenke, Mensch, dass du Staub bist und wieder zum Staub zurückkehren wirst!“ oder „Bekehrt euch und glaubt an das Evangelium!“ Von diesem Zeitpunkt an verstummt in der Kirche der Jubelruf des Halleluja bis zur Osternacht.

Auch außerhalb des kirchlichen Brauchtums haben sich einige Bräuche, die einen neuen Zeitabschnitt kennzeichnen, erhalten. So ist es in München üblich, am

Aschermittwoch seinen leeren Geldbeutel im Fischerbrunnen zu waschen. Weil an diesem Fasttag kein Fleisch gegessen werden durfte, kam man auf die naheliegende Idee, auf Fische auszuweichen. Daraus hat sich das Fischessen am Aschermittwoch entwickelt. Inzwischen hat dies jedoch solche Verfeinerungen erfahren, dass man nicht mehr von einer Fastenspeise sprechen kann.

In größeren Städten ist der sogenannte „Aschermittwoch der Künstler“ inzwischen zu einer festen Tradition geworden. Dieser Brauch geht auf den französischen Maler Adolphe Wilette und den Dichter Paul Claudel (die erste Hälfte des 20. J. h.) zurück. Nach einem Gottesdienst gibt der jeweilige Bischof einen Empfang, der dem Gespräche und dem Austausch über aktuelle Themen unserer Zeit dient.

Texterläuterungen

Jungstes Gericht – Jüngster Tag, Letztes Gericht. Im Christentum: das göttliche Gericht am Ende der Welt nach Auferstehung der Toten, das Jesus Christus, der Sohn Gottes, hält. Er bringt die endgültige Scheidung der Guten und Bösen.

Fastenzeit vor dem Ostern

Fastenzeit (auch österliche Bußzeit genannt) umfasst einen Zeitraum von 40 Tagen. Die Zahl 40 hat in der Bibel eine besondere Bedeutung: 40 Tage fastete Moses auf dem Berg Sinai, bevor er die Zehn Gebote empfing; 40 Jahre dauerte der Zug des Volkes Israels durch die Wüste ins Gelobte Land; von Jesus wird berichtet, dass er nach seiner Taufe 40 Tage und Nächte gefastet hat. Die 40 Tage weisen somit auf eine Zeit der Prüfung und Läuterung hin.

Ursprünglich war diese Zeit zur Vorbereitung der Taufbewerber bestimmt, die in der Osternacht die Taufe empfangen wollten. Auch die am Aschermittwoch mit dem Aschenkreuz bezeichneten öffentlichen Büsser sollten diese Zeit nutzen, um in sich zu gehen und umzukehren. Sie hatten die Aufgabe, eine günstige Atmosphäre des Mit- und Füreinanders zu schaffen. Heute stellt sich die Frage, ob die herkömmliche Bezeichnung „Fastenzeit“ dem Sinn dieser Wochen noch gerecht wird. Aber auch die Vorschläge zu einer Umbenennung in österliche Bußzeit, österliche Bereitungszeit oder einfach „die 40 Tage vor Ostern“ haben ihre Schwächen und konnten sich nicht allgemein durchsetzen.

Die Hilfswerke der evangelischen und katholischen Kirche „Brot für die Welt“ und „MISEREOR“ rücken mit ihren Fasten-Aktionen den Gedanken in den Blickpunkt: „Anders leben, damit andere überleben!“ Sie fordern damit die Menschen der reichen, nördlichen Erdhalbkugel zur Solidarität auf mit den armen Völkern der südlichen Hemisphäre. Damit wird der ursprüngliche Sinn der Fastenzeit für unsere Zeit verlebendigt: Fasten hat neben einer gesundheitlichen oder religiösen auch eine soziale Dimension.

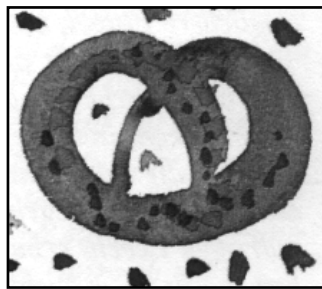
Als Anregung zum Nachdenken können die folgenden Aussagen zur Fastenzeit verstanden werden:

Fasten, was ist das?

- Fasten ist ein Weg zur eigenen Stärkung.
- Fasten dient Leib und Seele gleichermaßen.
- Fasten beschränkt sich nicht nur auf die Fastenzeit.
- Fasten ist eine uralte Erscheinung in allen Religionen.
- Wer fastet, macht körperliche und seelische Grenzerfahrungen.

- Fasten heißt: Jeden Tag eine gute Tat!
- Fasten heißt: Unabhängig werden vom Luxus.
- Fasten heißt: Miteinander teilen.
- Fasten heißt: Auf den anderen zugehen.

Nach alten Überlieferungen und Formen vollzieht sich auch das Backen der Gebildebrote. Anstelle des süßen Faschingsgebäcks gibt es Brote in der Form eines Ringes um ein Kreuz — zur Erinnerung an Jesu Kreuzigung.



Es gibt sicher keinen, der nicht weiß, was eine **Brezel** ist. Die Brezel ist rund, aber selten wie ein Kreis, sondern meistens etwas breiter als hoch, und ihre Enden werden nach innen fast kreuzförmig übereinandergelegt. Man nennt sie Laugenbrezeln und isst sie vor allem im Süden Deutschlands gern. Dort bekommt man sie sogar auf der Straße zu kaufen. So wichtig ist die Brezel geworden, dass die Einwohner der Stadt Speyer alljährlich ein eigenes Brezelfest feiern.

Der Name Brezel ist nur die Hälfte des ursprünglichen Namens. Sie heißt eigentlich Fastenbrezel, und so hat man sie auch zu Urväter Zeiten noch genannt. Fastenbrezel heißt sie, weil sie im Mittelalter nur in der Fastenzeit gebacken wurde. Fastenbrezeln wurden vom Aschermittwoch an in den Klöstern aus Weizenmehl gebacken und den Armen, die an der Klosterpforte um ein Essen baten, gegeben. Alle, die Fastenbrezeln aßen, sollten dabei an das Leiden Jesu erinnert werden. Deshalb hat man die Brezeln nicht wie Semmeln gebacken, sondern eigenartig geformt. Der Teig wurde zu Ringen ausgewellt, und daran hat man mit zwei dünnen Teigrollchen ein Kreuz geformt und festgemacht. Die Brezel sah also wie ein Kreis aus mit einem Kreuz in der Mitte.

Texterläuterungen

Gelobtes Land = verheißenes Land, Bezeichnung für Palästina;
 Läuterung, die – очищення (hier von Sünden);
 MISEREOR – Barmherzigkeit;
 Miserere – lat. Miserere mei, Deus = erbarme dich meiner, Gott;
 Hemisphäre, die – Halbkugel, die.

Palmsonntag

Der Palmsonntag, der letzte Sonntag vor Ostern, verdankt seinen Namen einem Brauch, der in Jerusalem beheimatet ist. Dort begeht man seit dem 8. Jahrhundert eine Prozession mit Palmen, die von Bethanien bis in die Nähe der Grabes-/Auferstehungskirche führt. Dieser Zug erinnert an den Einzug Jesu in Jerusalem, bei dem ihm die Menschen zujubelten und Palmzweige schwenkten. Als Darstellung für Jesus werden in diesem Zug auf einer Bahre das Evangelienbuch oder das Kreuz mitgeführt. Im deutschsprachigen Süden finden wir später in der Prozession die Holzfigur von Christus, der auf einem Esel reitet. Immer geht der Palmprozession eine Palmweihe voraus.

Die Palmen wurden in Babylon als heilige Bäume verehrt. Im Orient dienten sie als Siegeszeichen. In Rom verlieh man sie seit Ende des 3. Jahrhunderts vor Christus den siegreichen Soldaten. Als Zeichen des Sieges wurden sie auch in den christlichen Bereich übernommen als Symbol des Lebens- und des Paradiesbaumes. Beim Einzug Jesu in Jerusalem steht die Palme ebenfalls als Symbol des Sieges. Auf vielen Heiligendarstellungen weist die Palme auf den Martyrertod hin, der als Sieg interpretiert wird.



In Deutschland wurde anstelle der nicht vorhandenen Palmen ein Gebinde aus Palmkätzchen (Salweiden) verwendet. Zu Ostern stehen sie meist in Blüte. Je nach Landschaft werden auch Buchsbaum, Immergrün, Wacholder, Tanne, Haselzweige und Stechpalmen mit roten Beeren zusammengebunden.

Mit Gebildebrot, Eiern und Früchten, zum Teil auch mit Würsten und Geräuchertem, mit gefärbten Holzspänen und Seidenbändern waren sie behängt.

Der richtige Palmbuschen aber besteht nach altem Brauch aus immer Dreierlei vom gleichen: Drei blühende Palmkätzchen, drei Buchszweige, drei Wacholderzweige usw. Es waren vor allem Pflanzen, die von alters her bekannt waren, dass sie vor Bösem und Schädlichem schützen. Deshalb werden die Palmbuschen nach der Prozession teilweise auf die Gräber der Toten gelegt bzw. hinter das Hauskreuz gesteckt. Mancherorts ist es üblich, solche Palmbuschen unter den Dachfirst oder auf Felder und Wiesen zu bringen.

Dieser Brauch der Palmbuschen ist in vielen Regionen Deutschlands in unterschiedlicher Ausformung bekannt. So gibt es z.B. in Westfalen den Brauch, den Palmbuschen mit Palmvögeln aus Kuchenteig, Brezeln, Süßem und Früchten zu schmücken und nach dem Gottesdienst im Haus zu verstecken. Die Kinder mussten ihn suchen. Wer ihn fand und das Wort „Palmsonntag“ rief, durfte den Buschen als erster plündern.

Ähnlich wie im Schwarzwald werden auch in Oberschwaben zu Palmsonntag kunstvolle Palmbäume gebastelt. Es sind hohe Stangen, deren oberes Drittel straußartig mit Buchsbaumgrün umkleidet und mit Ketten vielfarbig bemalter Eier verziert ist. Die Eierketten ranken sich girlandenartig empor, den unteren Abschluss bildet häufig ein Kranz. Besonders ausgeprägt ist dieser Brauch in Saulgau. Mehr als 200 hohe Palmbäume werden am Sonntagmorgen von Buben und Mädchen in einer Prozession zur Kirche getragen und dort im Chor aufgestellt — ein majestätischer Anblick für die Kirchengemeinde. Ein Zweig der geweihten Palmen schmückt dann später zu Hause den »Herrgottswinkel«. Bei den Bauern bleibt der Palmbaum meistens das ganze Jahr über stehen.



Im süddeutschen Raum wurde in den letzten Jahren ein alter Brauch wiederbelebt. Jung und Alt, Familien und Jugendgruppen treffen sich am Nachmittag vor dem Palmsonntag, um miteinander Palmbuschen zu binden. Dies ist ein willkommener Anlass zum Austausch von Neuigkeiten und gemeinsamen Gespräch.

Ein eigentümlicher Brauch wird aus Tirol überliefert. Dort versperren die Kinder mit den großen geweihten Palmbuschen die Straßen des Dorfes, um von den Reisenden Gaben zu erheischen.

In manchen Orten darf der den ganzen Tag „Palmesel“ gerufen werden, der sich am Palmsonntag als letzter in der Familie aus dem Bett schwingt und am Frühstückstisch erscheint.

Die beiden christlichen Kirchen feiern diesen Tag in unterschiedlicher Weise: In evangelischen Kirchen werden junge Menschen konfirmiert. Der Konfirmationspruch hat für viele einen ähnlich hohen Stellenwert wie der Taufspruch: Er soll ein Wegweiser durch das Leben sein.

In der katholischen Kirche nimmt neben Palmweihe und Palmprozession die Verkündigung der Leidensgeschichte einen großen Raum ein.

Texterläuterungen

Bethanien – Ort am östlichen Ufer des Jordans, wo Johannes taufte, wahrscheinlich ca 3 km nördlich der Jordansbrücke bei Jericho. Dort befand sich Jesu Nachtquartier, Lazarus Grab (Lazarus wurde von Jesu auferweckt).

Leidensgeschichte, die – hier: Leidensgeschichte von Jesu.

Gründonnerstag

Mit dem Gründonnerstag beginnen die Kartage. Ein wesentliches Merkmal für die katholischen Christen ist die für einen Donnerstag früher ungewöhnliche abendliche Eucharistiefeier. Sie erinnert an das letzte gemeinsame Mahl, das Jesus mit seinen Freunden gefeiert hat, bevor er festgenommen und hingerichtet wurde. Man spricht gerne vom „Liebesmahl“, weil das Waschen der Füße, das nach alter orientalischer Tradition zur Vorbereitung eines Mahles gehört, von Jesus selbst vorgenommen wurde.

Diese Fußwaschung finden wir heute in einem wiederbelebten Brauch: In der katholischen Liturgiefeier werden ausgewählten Frauen und Männern der Gemeinde vom Priester die Füße gewaschen. 1955 wurde dieser uralte, aber schon bald vergessene Brauch wieder verlebendigt.

Die Herkunft des Namens „Gründonnerstag“ ist ungeklärt. Manche leiten ihn aus dem Wort „dies viridium“ (Tag der grünenden Zweige) ab. An diesem Tag durften die öffentlichen Büsser wieder die Eucharistie mitfeiern. Deshalb hat dieser lateinische Ausdruck die Bedeutung von „Wiederaufleben“ und „Aufblühen“. Für diese Ableitung des Namens spricht auch die Tatsache, dass im Süden von „Entlasstag“ geredet wird, was auf die Entlassung der Büsser spricht.

In Wien, London und München z.B. wuschen die Regenten am Gründonnerstag einigen Landeskindern die Füße. Im 16. Jahrhundert soll erstmals ein deutscher Kaiser diesen Dienst an seinen Untertanen ausgeführt haben. In Bayern wusch der König zwölf alten Männern die Füße, während die Königin zwölf arme Mädchen neu einkleiden ließ.

Einen sehr interessanten alten Brauch finden wir im Alpenvorland. Er hängt wohl mehr mit anderen Frühjahrsbräuchen zusammen, wurde aber am Gründonnerstag von den Bauern begangen: das Baumbeten. Dazu ging der Bauer mit allen Hausbewohnern in den Obstgarten und betete drei Vaterunser. Das erste unter einem Baum knieend, das zweite stehend und das dritte Vaterunser im Gehen.

Im häuslichen Bereich wird an Gründonnerstag eine Fastenspeise gekocht, die grün ist. Vielleicht hängt mit diesem Brauch auch der Name des Tages zusammen.

Oft gibt es auch heute noch Spinat zu essen – sehr zur Freude vieler Kinder! Auch die „Neun-Kräuter-Suppe“ ist bekannt. Meist befinden sich Brennessel, Brunnenkresse, Gundermann, Sauerampfer, Gänseblümchen, Erdbeerblätter, Kuhblume, Rapunzel und Schafgarbe darin.

Ungewöhnlich, aber mit viel Hintergrund ist ein Brauch, der aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt und in der Gegend des Lech beheimatet ist. Dort ist der Gründonnerstag der Tag der Verheirateten. An diesem Tag durften die Frauen (ausnahmsweise) mit in das Wirtshaus gehen. Dorfbewohner, die sich nicht gut waren, gaben sich die Hand und versöhnten sich wieder. Ein schöner Brauch, der sicher auch heute noch seinen Sinn hätte!

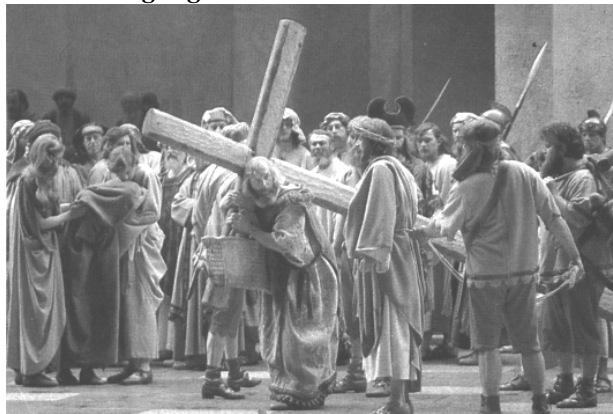
Karwoche und Karfreitag

In den Tagen zwischen Palmsonntag und Ostern feiern die Christen die wichtigsten Ereignisse, denen die Entstehung des Christentums zu verdanken ist. Die Feste dieser Woche hängen mit den letzten Tagen im Leben Jesu zusammen: dem Einzug in Jerusalem, dem letzten Mahl mit seinen Freunden, seiner Kreuzigung und Auferstehung.



Kreuzigung

Der Karfreitag erinnert an das Leiden und den Tod Jesu am Kreuz. Die Feier des Karfreitages steht für die evangelischen Christen als höchster kirchlicher Feiertag im Mittelpunkt der Karwoche. Nach alter Tradition werden an diesem Tag die Passionen von J.S.Bach aufgeführt. Aber auch viele andere musikalische Passionswerke sind in den Kirchen zu hören.



Passionsspiel in Oberammergau

Dagegen wird in der katholischen Kirche dieser Tag in Stille und – als Zeichen der Trauer – absolut schmucklos gefeiert. Das Kreuz ist mit einem Tuch verhüllt, das vor

der Kreuzverehrung – Stück für Stück entfernt wird und so in einer gewissen Dramatik die Aufmerksamkeit der Betenden auf die Wunden Jesu lenkt. Die Katholiken sind aufgefordert, an diesem Tag zu fasten, d.h. sich nur einmal am Tag satt zu essen.

Texterläuterungen

Karwoche, die – die Woche vor Ostern zum Gedächtnis des Leidens und Todes Christi
Passion, die – 1) im kirchl. Sprachgebrauch: das Leiden Jesu Christi; 2) der musikalische Vortrag der Leidengeschichte in der Liturgie.

Ostern

Ostern, vom Kalender her ein „bewegliches Fest“, findet jedes Jahr am Sonntag nach dem ersten Frühlingsmond statt. Es ist das Fest der Auferstehung Jesu, die große Freudenfeier der christlichen Kirche. In der abendländischen Kirche galt Ostern als wichtiger Taufstag.



Auferstehung

In der Osternacht wird das Feuer geweiht, die Osterkerze und das Taufwasser.

Ob der Name von der germanischen Frühlingsgöttin Ostara, der Göttin des aufsteigenden Lichtes, stammt oder von Osten, wo die Frühlingssonne siegreich immer höher steigt, darüber gehen die Ansichten auseinander. Einigkeit herrscht, dass Ostern immer ein fröhliches Fest war, bedeutungsvoll für Fruchtbarkeit und Segen. Das Osterei und der Osterhase, die alten Symbole der Fruchtbarkeit, sind bis heute unlösbar mit diesem Fest verbunden.

Die Feier der Osteroktav, der ältesten Oktav (= Nachfeier durch eine Woche), geht bis in die ersten christlichen Jahrhunderte zurück. Der jetzige Oktavtag von Ostern hieß ursprünglich „Weißer Sonntag“, weil die erwachsenen Ostertäuflinge nach der am Vortag beendeten Osterfeier die weißen Taufkleider ablegten, die sie durch die ganze Osterwoche getragen hatten.

Der Brauch, als Festmahl ein Osterlamm zu bereiten, geht auf das jüdische Paschafest und damit auf früheste Sitten der semitischen Hirtenvölker zurück. Die meisten anderen Osterbräuche aber hängen eng mit der altgermanischen Frühlingsfeier zusammen, mit der das Osterfest bei der Einführung des Christentums im nördlichen Europa verschmolzen wurde.

Christ ist erstanden

1. Christ ist er - stan - den von der Mar - ter
al - le. Des solln wir al - le froh sein,
Christ will un - ser Trost sein. Ky - ri - e - leis.

2. Wär er nicht er - stan - den, so wär die Welt ver -
gan - gen. Seit daß er er - stan - den ist, so
freut sich al - les, was da ist. Ky - ri - e - leis.
3. Hal - le - lu - ja, Hal - le - lu - ja,
Hal - le - lu - ja. Des solln wir al - le froh sein,
Christ will un - ser Trost sein. Ky - ri - e - leis.

1. Christ ist erstanden von der Marter alte.

Des solln wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein.
Kyrieleis.

2. Wär er nicht erstanden, so wär die Welt vergangen.

Seit dass er erstanden ist,
so freut sich alles, was da ist.
Kyrieleis.

3. Halleluja, Halleluja, Halleluja.

Des solln wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein.
Kyrieleis.

Die schönsten Osterverse

Freundschaft hab ich dir versprochen,
Und noch nie mein Wort gebrochen,
Zum Zeichen meiner Treu
Schenk ich dir ein
Osterei.

Ein treues Herz, das hab ich schon,
Das will ich dir auch schenken,
Schön und reich, das bin ich nicht,
Das macht dir kein Bedenken.

*Die Lieb' ist groß,
die Gab' ist klein,
Damit sollst du zufrieden sein.*

*Mein Herz, das brennt wie eine Glut,
Möcht wissen, was das deine tut.
Lieben und nichts haben,
Ist härter, als Stein graben.*

Texterläuterungen

Kyrieleis – (grich. Kyrie eleison) – Herr, erbarme dich

Frohe Ostern!



*Ich wünsch' gute Ostern
Und viel der guten Zeiten,
Ein leichtes Gemüt,
ein frisches Geblüt
Und Glück von allen
Seiten.*

*Ich schenke dir ein
Osterei,
wenn's zerbricht,
so hast du zwei*

Manche Osterbräuche sind noch lebendig, und wir werden sie vorstellen: der österliche Eierlauf, der Eierrollen, das Eiersuchen, das Eierpicken, Osterfeuer, Osterwasserholen, Osterspaziergang. Früher war es üblich, dass die jungen Mädchen ihrem Liebsten ein Auferstehungs-Ei schenkten; dafür bekamen sie eine Blume oder eine Kerze, die sie dann in die Kirche brachten, auf dass sie Glück in der Liebe hatten. Im Wendischen war es Sitte, ausgeblasene und angemalte Eier vors Haus an die Bäume zu hängen.

Heute noch lassen die Bauern am Ostermorgen mit Laub und bunten Bändern geschmückte Körbe mit Esswaren (Ostereier, Geräuchertes, Salz und Brot) in der Kirche weihen.

Woher kommt der Osterhase?

Die erste schriftliche Erwähnung des Osterhasen findet sich in einer lateinischen Abhandlung des Heidelberger Mediziners Georg Franck aus dem Jahre 1682. Doch wie ausgerechnet Meister Lampe in den Ruf kam, die Ostereier zu bringen, weiß man bis heute nicht genau. Sehr beliebt war der Mümmelmann schon immer: Die alten



Ägypter schrieben ihm wegen seiner Wachsamkeit und Schnelligkeit göttliche Eigenschaften zu. In der Antike galt der Hase wegen seiner Fruchtbarkeit als Bote der Liebesgöttin Aphrodite. Die Germanen sahen in ihm einen Abgesandten der Frühlingsgöttin Ostara: Wenn er wieder über die Felder hoppelte, war der Winter endlich vorbei. Auch im chinesischen Kalender steht der Hase für die Tag-und-Nacht-Gleiche im Frühling. Für die frühen Christen symbolisierte der Hase Heiden, die sich zum Christentum bekehrten. Als Beleg hierfür wird oft eine Bibelstelle angeführt: „Die Klippdachse sind ein schwaches Volk, und doch bauen sie ihr Haus in den Felsen“ (Sprüche 30, Vers 26). Die kaninchen-großen Klippdachse erinnern aufgrund ihrer langen Schneidezähne an Hasen und werden in alten Bibeliübersetzungen oft mit diesen gleichgesetzt. Im Mittelalter hatte der Hase in christlichen Kreisen allerdings einen schlechten Ruf. Aufgrund seiner Fruchtbarkeit galt er als unkeusches, unreines Tier,

dem man zudem allerlei magische Kräfte zuschrieb. Trotzdem schaffte es dieser umstrittene Charakter, zahlreiche Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen. Denn bis ins 16. Jahrhundert hinein brachte in manchen Gegenden Hessens der Fuchs die Ostereier. In der Schweiz war es der Kuckuck, im Elsass der Storch und in Sachsen, Thüringen und Schleswig-Holstein der Hahn. Die Kinder im Rheinland glaubten, dass die Kirchenglocken am Gründonnerstag nach Rom fliegen und in der Osternacht mit bunten Eiern im Bepack heimkehren ... Eine Erklärung dafür, dass der Hase zum österlichen Eierlieferanten wurde, geht auf eine mittelalterliche Sitte zurück: Steuern und Pachtzinsen wurden in Naturalien entrichtet. Dazu verwendete man gern die Eier, deren Verzehr in der Fastenzeit ohnehin verboten war. Hartgekocht hielten sie sich bis zum Gründonnerstag, an dem die Steuern fällig wurden. Neben Eiern wurden auch Hasen als Pachtzins abgeliefert — da lag es nahe, das eine mit dem anderen zu verknüpfen. Zudem war ein Schuldner, der seinen Zins entrichtet hatte, einen Monat lang „frei wie ein Hase, der nicht von den Hunden gehetzt wird“ — bis das neue Schuldenjahr anfang. Anderen Quellen zufolge ist der Osterhase eigentlich ein verunglücktes Osterlamm. Im Mittelalter buk man zu Ostern Brote in der Form eines Lammes, des ältesten christlichen Symbols. Den weniger talentierten Bäckern sollen die Osterlammchen so gründlich misslungen sein, dass sie wie Hasen aussahen. Eine andere Theorie besagt, dass man in Gegenden, in denen die Schafzucht nicht verbreitet war, in Ermangelung eines Lammes Hasen als Osterbraten servierte. Wieder andere Quellen meinen, dass der Osterhase im Gefolge der Reformation seinen Siegeszug angetreten habe - eifrig propagiert von den Protestanten, die den althergebrachten katholischen Überlieferungen etwas entgegensetzen wollten. Eine ebenso nahe liegende wie einleuchtende Erklärung ist aber wohl die, dass im Frühjahr futtersuchende Hasen bis in die Gärten vordringen. So kam es immer wieder vor, dass die Kinder beim Ostereiersuchen einen Hasen aufscheuchten. Und weil Hühner nur braune und weiße Eier legen, wie jedes Kind weiß, musste diese schönen bunten Exemplare ja wohl der Hase gebracht haben... Allgemein ist der Osterhase bei den Kindern so populär wie der Nikolaus oder der Weihnachtsmann.



Heute wird der Hase freilich nur noch in der von Schokoladenfabriken gelieferten Form verwendet. In wenigen Gebieten ist es noch üblich, ihn selbst aus Kuchenteig oder Biskuit zu backen.

Auf dem Lande buk man ihn früher auch aus Brotteig, dann wurde ihm ein hartgekochtes Ei unter den Schwanz geklemmt, und so stand er als Osterbrot auf jedem Frühstückstisch.

Has, Has, Osterhas

1. Has, Has, O-ster-has, wir möch-ten nicht mehr war-ten. Der
 Kro-kus und das Tau-send-schön, Ver - giß-mein-nicht und
 Tul - pe stehn schon lang in un-serm Gar - ten.

1. Has, Has, Osterhas,
 wir möchten nicht mehr warten.
 Der Krokus und das Tausendschön,
 Vergissmeinnicht und Tulpe
 stehn schon lang in unserm Garten.



2. Has, Has, Osterhas,
 mit deinen bunten Eiern.
 Der Star lugt aus dem Kasten raus,
 Blühkätzchen sitzen um sein Haus.
 Wann kommst du Frühling feiern?

3. Has, Has, Osterhas,
 ich wünsche mir das Beste.
 Ein großes Ei, ein kleines Ei,
 dazu ein lustig didldumdei.
 Und alles in dem Neste.

Osterspaziergang

*Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Tale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dort sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes;
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen!
Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden:
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.*

Johann Wolfgang Goethe

Das Osterei - ein Symbol mit Tradition

In der christlichen Tradition symbolisiert das Osterei die Auferstehung Christi: Die harte Schale des Eis steht für das Grab, aus dem ein lebendiges Wesen hervorgeht. Die nach oben weisende Spitze des Eis wird als Symbol für die Auferstehung angesehen und weil das Ei aufgrund seiner Form weder Anfang noch Ende hat, verkörpert es auch die Ewigkeit.



*Die Sophisten und die Paffen
Stritten sich mit viel Geschrei:
Was hat Gott zuerst erschaffen,
Wohl die Henne? Wohl das Ei?
Wäre das so schwer zu lösen?
Erstlich ward ein Ei erdacht:
Doch weil noch kein Huhn gewesen,
Schatz, so hat's der Has gebracht.*

Eduard Mörike

Wann und wo die Tradition des Ostereier-Verschenkens ursprünglich entstanden ist, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen. Schon in der frühchristlichen Zeit sollen Jungfrauen mit Eiern beschenkt worden sein, zum Gedenken an die frommen Frauen aus Galiläa, die Jesus salbten und ins Grab legten. Aus Italien ist überliefert, dass bereits im 12. Jahrhundert Schüler zu Ostern singend von Haus zu Haus zogen und zum Lohn dafür Eier erhielten. Da den Christen in der Fastenzeit der Verzehr von Eiern verboten war, die Hühner im Frühjahr aber besonders eifrig legen, kochte man die Eier hart, um sie haltbar zu machen. Zu Ostern gab es dann „saisonbedingt“ einen großen Überschuss an Eiern, die so schnell wie möglich verarbeitet oder verzehrt werden mussten. Mit einem Teil dieser Eier bezahlten die Pächter ihrem Lehnsherrn am Gründonnerstag den Zins für Grund und Boden, den Rest verschenkte man untereinander. Mittelalterlichen Schriften zufolge wurden anfangs nur diejenigen Eier gefärbt, die man zur österlichen Speisenweihe in die Kirche trug, um so geweihte und ungeweihte unterscheiden zu können. Waren die zu Ostern verschenkten Eier hierzulande bis ins 12. Jahrhundert hinein in der Regel ungefärbt, so wurden sie andernorts bereits früher bunt verziert. Schon im alten China und in Ägypten färbte man Eier rot ein, möglicherweise als Symbol der Sonne und des Lebens. Im frühchristlichen Rom verschenkte man Eier, die mit rotem Stoff umwickelt waren. Rot war lange Zeit die beliebteste Ostereierfarbe. Forscher vermuten, dass die Eier ursprünglich einmal mit dem Blut von Opfertieren gefärbt wurden, wie auch in der christlichen Tradition die Farbe Rot das Blut Christi symbolisiert, das für die Menschen vergossen wurde. Glaubt man einer alten Legende, dann hat eine Bäuerin in Palästina auf die Nachricht von der Auferstehung Christi geantwortet: „Das glaube ich erst, wenn sich die Eier in meinen Händen rot färben“ - was prompt geschah.

Im Barock ging man auch in unseren Breiten dazu über, die Ostereier immer aufwendiger zu verzieren: Sie wurden nicht nur gefärbt oder mit Figuren und Mustern bemalt, sondern auch graviert, vergoldet, versilbert oder mit Seide überzogen. Besonders beliebt waren christliche Motive wie Engel, Jesuskind oder Lamm. Unsere heutigen Ostereier spiegeln noch Reste dieser alten religiösen Volkskunst wider.



Das Bemalen von Ostereiern

Ausgeblasene, bemalte Eier hängen als Symbole der Fruchtbarkeit an den mit bunten Bändern geschmückten Zweigen.

Das Ei als Symbol für das Wunder der Entstehung des Lebens ist schon seit vielen Jahrhunderten das wichtigste Geschenk und auch Spielzeug der Ostertage.

Ostereier-Verstecken

Das Verstecken (und Suchen) von Ostereiern gibt jedesmal ein Vergnügen. Für die Kinder knüpfen sich daran fürs ganze Leben die schönsten Erinnerungen ans Elternhaus. Am hübschesten ist die Versteckerei draußen in Feld und Wald bei einem Morgenspaziergang oder im eigenen Garten. Die Illusion, dass der Osterhase die bunten leckeren Überraschungen versteckt hat, wirkt dort natürlich am überzeugendsten.



Wenn es aber stürmt oder schneit — weiße Ostern sind nicht selten — oder andere Gründe einen Ausflug ins Freie verhindern, können wir auch das Haus oder die Wohnung mit allen Zimmern zu einem interessanten Revier des Osterhasen machen.

Das Ostergärtchen ist eine Sitte, die den Kindern besonders viel Freude macht: Man legt eine große flache Schale mit verschiedenen Moosarten aus. Um es frisch zu halten, gießt man etwas Wasser in den Boden der Schale. Aus blühenden und frisch belaubten kleinen Zweigen und aus Steinen baut man ein Gärtchen, das mit Hasen, Hühnern und Stofflämmchen bevölkert wird, zwischen die man bunte Zuckereier streut.



Eierticken, Eierpicken oder Andotzen

Dieses berühmte Eierspiel ist einer der vielen lustigen Volksbräuche, die den weiteren Ostertag ausfüllen. Von zwei Spielern nimmt jeder ein Ei, stößt Spitze gegen Spitze möglichst das des anderen entzwei, denn das eingedrückte Ei ist abzuliefern.



Eierrollen ist ein Langstreckenwettbewerb. Die Anzahl der Mitspieler ist unbegrenzt, je mehr es sind, um so aufregender wird es. Man versammelt sich auf einem Wiesenhang oder einem kleinen Hügel oder bauen uns, wenn das Spielgelände rundherum eben ist, aus zwei eng nebeneinander gestellten Besenstielen oder einem Brett eine schräge Ebene und lässt nun jeder ein Ei in die Tiefe rollen. Derjenige, dessen Ei dabei am weitesten kommt, darf alle übrigen Eier einsammeln.

Eine Besonderheit ist die »Schinecker Eierloag«, die *Eierlage in Schönecken* - ein Brauch, aus dem ein Wettkampf wurde. Schon am Palmsonntag werden die Rollen der beiden Kontrahenten, des Raffers und des Läufers, ausgelost.



Am Ostermontag legen Helfer 104 Eier jeweils im Abstand von einer Elle aus. Der Raffer hat die Eier aufzusammeln und so in einen Korb zu legen, dass kein Ei zerbricht. In der Zwischenzeit muss der Läufer zum Nachbarort Seiwerath eilen und von dort ein Fähnchen oder irgendeine andere Bestätigung an den Startort zurückbringen. Wer zuerst sein Ziel erreicht, ist Sieger. Einheimische und Gäste zittern mit ihren Favoriten, feuern sie an mit Rufen, es herrscht Spannung.

104 Eier sind ausgelegt, Raffer und Läufer können den Wett-Kampf beginnen

Das Osterfestmahl



Die Hasen bitten zum Tisch. Selbstbemalte Tischkarten machen die Einladung persönlicher und sind außerdem eine nette Erinnerung

Nicht immer ist das Osterlamm der einzige Braten für das Fest. So genannte Schwalbennester, ein großer Hackbraten, in den hartgekochte Eier eingeknetet wurden, ist für Kinder eine noch viel größere Überraschung, besonders beim Aufschneiden. Der gefüllte Hackbraten eignet sich auch vorzüglich als kalter Aufschnitt. Findet das Festessen als „Brunch“ statt, was sich bei ausgedehnten Eiersuchen empfiehlt, kann man allerlei gefüllte Eier (das Dotter pikant verrühren und wieder in die Hälften füllen) anbieten.

In Süddeutschland, besonders in Oberbayern, steht auf dem Frühstückstisch auch das aus Kuchenteig gebackene, mit Zuckerguss überzogene Osterlamm mit Auferstehungsfahne. In Preußen stand auf dem Frühstückstisch der „Osterkringel“, in anderen Gegenden kennt man den „Osterzopf“ und den „Osterfladen“.



Das Wichtigste ist freilich die vorösterliche Bäckerei. Aus einem Grundhefeteig, an dem die Kinder mit herumkneten dürfen, werden die verschiedensten österlichen Symbole geformt: ein springendes Häschen, ein Küken, ein Hahn.



*Eia, eia, Ostern ist da!
Fasten ist vorüber,
das ist mir auch lieber.
Eier und Wecken
viel besser schmecken.
Eia, eia, Ostern
ist da!*

*Eia, eia, Ostern ist da!
Häslein in der Hecke
wird was verstecken.
Wir wollen suchen
Eier und Kuchen.
Eia, eia, Ostern
ist da!*

Texterläuterungen

Osterlamm, das von den Juden vor dem Auszug aus Ägypten, dann alljährlich am Passahfest geschlachtete, gebratene und nach bestimmten Ritus verzehrte Lamm; deutet auf Christus (Agnus Dei), das göttliche Opferlamm hin. In der altchristlichen und späteren Kunst symbolische Darstellung Christi; erst als ruhendes, dann als schreitendes, verblutendes Lamm mit Kreuzfahne und Kelch. Bei den Christen im

Mittelalter mancherorts ein im Hochamt des Karsamstags für den Ostertisch gesegnetes Lamm. Heute noch mancherorts ein als Osterspeise gesegnetes Lamm.

Agnus Dei (lat.=Lamm Gottes) – Bezeichnung für Jesus durch Johannes den Täufer, erklärt durch Vergleich mit Passahlamm.



Osterlamm

Feuerräder und Osterfeuer



Das Ostermeiler wird aufgehäuft



Osterrad von Lügde

Um Mitternacht zwischen Ostersonntag und -sonntag werden sie angezündet, um den Winterdämon zu verjagen und endgültig zu verbrennen. Man braucht dazu ein



hügeliges Gelände, die Genehmigung von Forstmeister, Feuerwehr und Polizei, ein großes Wagenrad, eine lange Stange, Stroh und reichlich Reisig.

Ostern lodern fast überall *Feuer*. Das Osterfeuer in der Osternacht holt den Segen des Himmels herab, verbrennt den Judas, vertreibt die Bösen und Todesgeister. Weit über die Grenzen Westfalens hinaus bekannt wurden die *Osterräder von Lügde*. Schon Tage vor Ostern legt man die schweren Räder in das Wasser der Emmer, damit das Holz nicht verbrenne. Donnerstags dreht man Weiden, mit denen das Stroh in die Speichen gebunden wird.

Nach der großen Prozession am Karfreitag sammeln die Mitglieder des »Osterdechenvereins« Stroh und Geld. Samstags holt man die sechs Räder aus dem Wasser, und am nächsten Tag werden sie auf den Osterberg gebracht. Dort beginnt das mühselige Stopfen der Räder: 16 Bund Stroh in jedes Rad. Durch die Nabe steckt man eine sechs Meter lange Stange, die das Umkippen des Rades beim Lauf verhindern soll. Ist ein Rad fertig gestopft, dröhnen drei Böllerschüsse über den Ort. Schließlich brennt das schon vorher aufgerichtete Osterfeuer. Erst dann werden nacheinander die Osterräder angezündet und den Berg hinuntergestoßen. Erreicht ein Rad das Tal, spielt die Musik einen Tusch, und die Kirchenglocken läuten. Unten entfernen Helfer mit langen Messhaken das restliche Stroh. Sind alle Räder unten, wird ein Feuerwerk gezündet. Nach vollendeter Arbeit finden sich die »Dechen« zum Dechenschmaus zusammen, der traditionsgemäß nur aus rohem Hackfleisch und Brot besteht.

Der Osterräderlauf gehört zu den einst in fast ganz Deutschland und darüber hinaus verbreiteten Bräuchen der Jahresfeier, wurde jedoch im Laufe des vergangenen Jahrhunderts, spätestens nach der Jahrhundertwende aufgegeben. Nach alter Meinung brachte das Feuer jenen Feldern Fruchtbarkeit, die sein Schein berührte. Es wird von Sonnenrädern und anderen Vorgängern gesprochen. Nachweislich rollen in Lügde die funkenstiebenden Räder seit 1743. Unvergessliche Feststunden sind solche Osternächte, in denen wir mit Rechen, Mistgabel und langen Stangen gerüstet hinausziehen in die dunkle Hügellandschaft, die lodernden Feuer anzünden, vom herben würzigen Rauch umweht singend um den knisternden Gluthaufen hocken und schließlich die reine, fruchtbare Asche über Felder verstreuen.

Osterwasserholen. Während die Burschen und Männer ihre geräuschvollen Feuerfeste feiern, brechen die jungen Mädchen schweigend auf, um zur Mitternacht von der Quelle oder aus dem nahen Fluss das Osterwasser zu schöpfen, das sie ebenso schweigend heimtragen müssen. Wenn sie mit diesem Wasser heimlich den schlafenden Geliebten besprengen, soll sich das sehr förderlich auf seine Gefühle und Heiratsentschlüsse auswirken.

Sonnenaufgang. Zum Sonnenaufgang stehen wir wieder oben auf dem höchsten Berg oder, wenn wir nördlicher wohnen, vielleicht auf einer Düne am Meer, und sehen zu, ob und wie die Sonne bei ihrem Erscheinen drei Sprünge macht aus Freude über den auferstandenen Herrn, wie die Ostersage berichtet.

WALPURGISNACHT ***Vom 30. April zum 1. Mai***

Wer den Mai gleich mit einem besonderen Erlebnis beginnen will, muss er den Hexen nachtun, die nach dem Volksglauben in der Nacht vor dem Ersten Mai aus allen Landen zum Blocksberg reisen. Allerdings wird es uns wohl kaum gelingen, ebenso schnell ins Harzgebirge zu gelangen, wie die zauberkundigen Weiber das auf ihren Besen reitend fertig bringen. Aber Eisenbahn und Bus würden dafür sorgen, dass wir rechtzeitig zur höllischen Lustbarkeit eintreffen könnten, die in dieser Nacht alle Harzorte beherrscht.

In der Walpurgisnacht geht es um den letzten Kampf des Sonnengottes mit den Winterdämonen zur endgültigen Befreiung der Frühlingsgöttin, die morgen als Mai-königin Einzug hält. Eine andere Sage berichtet vom Treffen toller Hexen auf dem Hexentanzplatz zur ausgelassenen Liebesfeier mit dem Teufel – eine Sage, die jahrhundertlang mit den Hexenprozessen viel Leid über unschuldige Frauen und Mädchen gebracht hat.

Fackelzüge, Mummenschanz und närrisches Treiben gehören zur Walpurgisnacht. Teufelsgefolge, Kobolde und Hexen, liebliche Maimädchen und lustige Masken tanzen um lodernde Feuerstöße, und bis in die frühen Morgenstunden herrscht im dunklen Tannenwald ein fröhlicher Lärm.



Tanzende Hexen

Die Walpurgisfeiern sind rund hundert Jahre alt. Ihre Ausgestaltung geht auf Sagen zurück, nicht aber auf altes Brauchtum. Johannes Praetorius schrieb 1669 über den Brocken, den höchsten Berg des Harzes: „...dieser ist gar berühmt durch ganz Deutschland von den Hexen und Unholden, dass sie allda jährlich in der Nacht Walburgae auf den ersten Maji ihren Convent und Hof halten sollen...“ Ähnliches kann

man bei anderen Autoren nachlesen. Doch erst Goethes „Faust“ dürfte den Brocken als Hexentanzplatz weltweit bekannt gemacht haben.

Die Sagen wiederum haben ihren Ursprung in weit zurückliegenden Zeiten. Nach der Christianisierung wurde verfolgt, wer weiterhin den heidnischen Kulturen anhing. Diese Menschen wurden in einsame und unwirtliche Gegenden abgedrängt oder zogen sich von selbst dorthin zurück. Bei den Bürgern galten sie als Unholde, und die Phantasie malte von ihnen gräßliche Bilder.

Texterläuterungen

Blocksberg, der — Bezeichnung eines auffallenden Berges, der als Verwünschungsberg, Sammel- und Tummelplatz von Unholden und Hexen angesehen wurde. Als Blocksberg gilt besonders der Brocken (höchster Berg — 1142 m — im Harz).

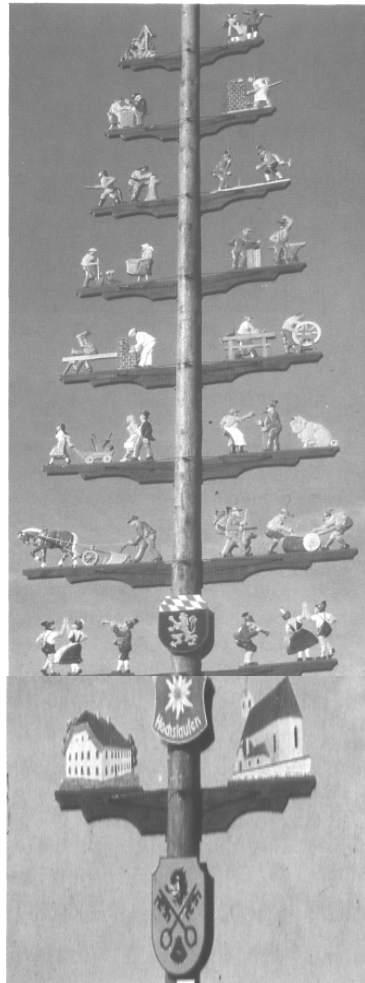
Maifeier

Zwei Feste sind traditionell auf diesen Tag vereint, und bisweilen werden sie zu einer schönen Feier verschmolzen: die Frühlingsfeiern der ländlichen Dorfgemeinschaften und die Gemeinschaftsfeiern der städtischen Arbeitervereine und Gewerkschaften.

Uralt ist das dörfliche Maifest, eine Sieges- und Hochzeitsfeier für den Frühlingsgott, der die aus der Winternacht befreite Erdgöttin heimführt. Feierliche Umzüge von Maigrafen und Maikönigin – noch heute in manchen Landschaften lebendig – erinnern daran.

Das Hauptsymbol der Maifeier ist der **Maibaum**. Er wird auf dem Dorfplatz, dem städtischen Markt oder auf der Festwiese errichtet, er ist das Ziel der festlichen Umzüge und der Mittelpunkt des frühlichen Treibens und Tanzens, mit dem wir den Beginn des „Wonnemonats“ begrüßen.

Für den Schmuck des Maibaums gibt es alte Traditionen: Ein bunter Hahn, das Tier der Fruchtbarkeit, krönt die Spitze. Kreuzstäbe oder Reifen tragen die Wappen, Zeichen und Symbole der Gemeinschaft, die den Maibaum für sich errichtet. Oft sind es die Zeichen wichtiger Handwerker (die Brezel der Bäcker, die Schere der Schneider, die Äxte der Zimmerleute und andere Zunftwappen der Schlachter, Schlosser, Klempner, Schornsteinfeger usw.). Zuweilen sind es auch Tiere wie Ochs und Esel, Pferd und Schaf, Huhn und Gans, oder es erscheinen lustige Figuren von allen Berufen, von Frauen und Männern, von Jungen und Alten.



Maibaum



Trachtenpaar am Maibaum

Ob wir auf dem Lande wohnen oder in der Stadt – das „Marschieren“ gehört zum Ersten Mai. So wie schon in früheren Jahrhunderten feierliche Flurumgänge unternommen wurden, ziehen heute noch in einigen katholischen Gegenden feierliche Prozessionen ins Feld, wandern die Bauern hinaus, um nach dem Stand der Saaten zu sehen. Der Erste Mai ist der uralte Feiertag der Lebensgemeinschaft, und wir sollten uns diesen Umzügen und Ausflügen anschließen.

Und auch bei dem fröhlichen Treiben um den Maibaum sollten wir dabeisein. Auf jeden Fall wachsen in seiner Nähe leckere Würste, und Durst haben wir auch. „Durst wird durch Bier erst schön“ sagt ein weiser Spruch, darum ist auch für „Maibock“ am Maibaum gesorgt. Wenn es zünftig zugeht wie mancherorts in Oberbayern, sind ein Tanzboden da mit einer Blaskapelle, ein Schießstand und ein Karussell und ein „Haut den Lukas“.

Am Abend aber ziehen sich erfahrene Maifeierer in die Stille eines kleineren Kreises zurück. Jetzt klingt der laute Festtag aus, die Stunde der gemütlichen Maibowle ist da. Ein Sträußchen würzigen Waldmeisters gehört dazu — noch ohne Blüten, leicht angewelkt, weil dann besonders gut duftend – und ein paar Flaschen Wein.

Texterläuterungen

Maibowle, die – пунш, приправлений духмяною маренкою;

Waldmeister, der – маренка;

Maibock, der – (Bock, der = Bockbier – міцне березневе пиво); hier: міцне травневе пиво. „Haut den Lukas“ — Wettspiel im Kraftmessen.

Zweiter Sonntag im Mai — Muttertag



Dieses Fest ist verhältnismäßig jung, es wurde erst im vorigen Jahrhundert, 1907, von einer Miss Anna Jarvis aus Philadelphia erfunden. Philadelphia ist auch die erste Stadt der Welt gewesen, in der der Muttertag im Jahre 1908 gefeiert wurde. Die Idee hat ziemlich rasch Erfolg gehabt, am 9. Mai 1914 hat Präsident Wilson den Kongressbeschluss verkündet, den zweiten Sonntag im Mai „als öffentlichen Ausdruck für die Liebe und die Dankbarkeit zu feiern, die wir den Müttern unseres Landes entgegenbringen“.

In Deutschland ist es üblich, der Mutter an diesem Tag alle Wünsche zu erfüllen, ihr das

Frühstück ins Bett zu bringen, ihr ein Gedicht zu machen, ein Bild zu malen oder einen Kuchen zu backen.

Die Nelke ist das Symbol des Tages.

MUTTERNS HÄNDE

1. *Hast uns Stulln jeschnitten
un Kaffe jekocht
un de Toppe rübajeschom —
un jewischt und jenäht
un jemacht und jedreht. . .
alles mit deine Hände.*
2. *Hast de Milch zujedeckt,
uns Bonbons zujesteckt
un Zeitungen ausjetragen —
hast de Hemden jezählt
un Kartoffeln jeschält...
alles mit deine Hände.*
3. *Hast uns manches Mal
bei jrossem Schkandal
auch 'n Katzenkopp jegeben,
hast uns hochjebracht
Wir wähn Sticker acht,
sechse sind noch am Leben;
alles mit deine Hände.*



4. *Heiß war'n se un kalt.
Nu sind se alt.
Nu biste bald am Ende.
Da stehn wa nu hier,
und dann komm wa bei dir
und streicheln deine Hände.*

Kurt Tucholsky

Christi Himmelfahrt

Bis zum Ende des 4. Jahrhunderts waren Christi Himmelfahrt und Pfingsten an einem einzigen Tag gefeiert worden.

Das entspricht auch dem Inhalt beider Feste: Jesus lebt ganz bei Gott und teilt sich uns in der Sendung seines Geistes mit, der uns nach den Worten der Bibel trösten und ermutigen soll.

Zu diesem Tag ist nur sehr wenig Brauchtum überliefert. Der bekannteste Brauch ist das Hochziehen einer Christusfigur im Inneren der Kirche. Er stammt wohl aus der Barockzeit: Durch eine Luke wurde die hölzerne, meist blumengeschmückte Figur des Auferstandenen zur Mittagszeit hochgezogen. Die Blicke folgten ihr aufmerksam; denn wo sie zuletzt hinschaute, von dort war das nächste Gewitter zu erwarten.

Heute ist der Tag Christi Himmelfahrt besser bekannt als **Vatertag**. Er wurde von einer Amerikanerin „erfunden“ und sollte die Väter an ihre Pflichten erinnern bzw. die Verbindung zwischen Vätern und Kindern festigen.

Dieser Tag wird in den USA seit 1916 bzw. 1924 begangen. Wie weit sich doch die heutigen Vatertagsfeiern vom eigentlichen Sinn des Tages gelöst haben! Sie wurden einfach zu „Herrenpartien“.



Pfingsten

Pfingsten wird am fünfzigsten Tag nach Ostern gefeiert. Der Name leitet sich her von dem griechischen Zahlwort fünfzig = *pentekoste* und geht auf sehr alte Zeiten zurück.

Die christliche Kirche feiert heute Pfingsten als den Tag ihrer Gründung. Nach der Apostelgeschichte wurde am siebten Sonntag nach der Auferstehung des Herrn der Heilige Geist über die Jünger Christi ausgegossen mit dem Auftrag, in alle Länder zu gehen und das Evangelium zu verkünden.

Pfingstmaien, Maibaum, Mai- oder Pfingstkönig und Pfingstochse sind die Stichworte für die Bräuche, die mit dem fröhlichen Frühlingsfest ähnlich wie mit dem Ersten Mai verbunden sind.

Die Pfingstmaien sind frischgrüne Birkenstöcke, die rechts oder links vor der Haustür oder in der Stadtwohnung hinter Bilder, Spiegel oder Kruzifixe gesteckt werden, ein heiterer Frühlingsfestschmuck, dessen würziger Duft das ganze Haus erfüllt.

Verliebte Burschen benutzen die Pfingstmaien, mit Blumen geschmückt, um sie ihren Mädchen als Symbol der Jugendfrische und als Symbol ihrer Zuneigung zu schenken. Sie pflanzen sie vor die Tür der Geliebten und sagen damit: „Ich bin dir grün“.

Der Pfingstbaum ist der Maibaum, den wir schon am Ersten Mai errichtet haben, und ebenso ziehen Umzüge zu ihm hin. Zur Abwechslung kann aus dem feierlichen Marsch ein Wettlauf werden, und der erste, der den Baum erreicht und erklettert, wird Pfingstkönig.



In der Westpfalz sowie in den südlichen Teilen des Hunsrück und im nördlichen Saarland hat sich ein Frühlingsbrauch erhalten, der dem vorderpfälzischen Sommertag oder Stabaus entspricht: der *Pfingstquack*. Nach der Definition von Ernst Christmann versteht man darunter “die in Grün und Blüten, mancherorts in Stroh gehüllte Gestalt, die zu Pfingsten gabenheischend von Haus zu Haus geleitet wird”. Die ihn begleitenden Kinder und Jugendlichen tragen einen Heischespruch, das “Quacklied”, vor. Die Bedeutung des Wortes “Quack” ist umstritten, jedenfalls hat es nichts mit dem Laut zu tun, den der Laubfrosch von sich gibt. Vielmehr kann man der Auffassung zustimmen, dass “quack” aus dem althochdeutschen *queh*, *quek* oder *kek* abzuleiten ist,

was soviel wie lebendig, frisch bedeutet. Der Pfingstquack-Brauch ist heute noch vor allem in mehreren Dörfern auf der Sickinger Höhe und in einigen Orten des mittleren Glantals verbreitet.

An manchen Orten in der Westpfalz wird der Quack nicht geführt, sondern getragen oder gefahren, oder er reitet. Eine schöne Form des getragenen Quacks hat sich in dem Dorf Lambsborn erhalten. Dort stellt man ein sargähnliches Gebilde her, schmückt es reich mit Blumen und trägt es dann auf drei Holmen umher. An den Quackburschen, der früher darin saß, erinnern heute nur noch die Schuhe, die hinten heraushängen. Am häufigsten jedoch trifft man auf den Quack, der in einem reichgeschmückten Wagen sitzt und gefahren wird. Der reitende Quack, wie er noch in Weselberg, Saalstadt, Geiselberg, Schmalenberg und Waldfischbach zu finden ist,

wurde vielfach als Weiterentwicklung oder als “modische Veränderung” des einfachen Pfingstquacks angesehen, allerdings ist in der Chronik, die zum erstenmal über den Quack berichtet, auch von einem reitenden Quack die Rede: Pfarrer Hoff aus Wolfersweiler schrieb 1609, dass die Jugend am Morgen mit den Pferden und unter großem Geschrei ins Dorf gekommen und mit dem verkleideten Knaben dreimal um die Linde geritten sei. Wie es scheint, hat der reitende Quack also doch eine längere Tradition, als man gemeinhin lange Zeit angenommen hat.

In ländlichen Gegenden, wo sich Wiesen und Weiden im ersten Grün ausbreiten, ist Pfingsten das Fest des Viehaustriebs. Der reichgeschmückte „Pfingstochse“ führt den Zug an, der sich zur Eröffnung der „Pfingstweide“ bewegt, und viele Hirtenbräuche mit Schellengeläut oder Springprozession sind mit diesem Beginn der Weidezeit verknüpft.

Verschlungene Wege führen oft zu den Quellen eines Brauchs, in die Zeiten, als die Schrift noch kein allgemein übliches Transportmittel für Überlieferungen war und man allein auf die mündliche Weitergabe angewiesen war. So wurde der *Kötzlinger Pfingsttritt* früher volkstümlich als »Pfingstl«-Ritt bezeichnet. Der Pfingstl war ein Waldschrat, eine Symbolfigur, angetan mit dem Grün des Sommers und dem Stroh des zu vertreibenden oder scheidenden Winters. Diese Gestalt wandelte sich — wohl christlicher Symbolik folgend — zum Pfingstbräutigam, der sich unter den ehrbaren Mädchen eine Pfingstbraut aussuchen darf.

Dem Kötzlinger Pfingsttritt liegt aber auch noch eine Legende zugrunde. Im Jahre 1412 wurde ein Pfarrer von Kötzting zu einem Sterbenden ins sechs Kilometer entfernte Steinbühl gerufen. Die Wälder waren damals aber nicht nur von wilden Tieren, sondern auch von Räufern bevölkert. So gelobten der Pfarrer und seine Begleiter, ein paar mutige Burschen, nach glücklicher Heimkehr entlang dieser Wegstrecke alljährlich eine Prozession abzuhalten. Und so geschieht es bis heute. Ein großartiges, die ganze Pfingstwoche währendes Traditionsfest hat sich daraus entwickelt, mit einem Festspiel, dem Ritt am Montagmorgen zur Nikolauskapelle in Steinbühl, an dem sich rund 500 Reiter beteiligen, und dem Gottesdienst in der Kötzlinger St.-Veit-Kirche. Dort überreicht der Geistliche dem Pfingstbräutigam das Tugendkränzchen, und dieser stürzt sich dann mit seiner Pfingstbraut am Abend ins festliche Tanzgewühl.



Der Kötzlinger Pfingsttritt wird von dem Kreuzträger angeführt, ihm folgen Laternenträger, Fanfarenbläser, der geistliche Offiziator, Mesner und Messdiener

Der Glaube an die Heilkraft pfingstlicher Bräuche lebt noch in der am Pfingstdienstag stattfindenden Echternacher Springprozession fort, bei der immer zwei Schritte vor und einer zurück getanzt wird. Solche Springprozessionen gab es im Mittelalter viele; sie waren eine „homöopathische Therapie“ (das heißt dosierte Bekämpfung eines Übels durch das Übel selbst) gegen Nervenzucken und Veitstanz.

Aber auch sonst galt Pfingsten als ein Fest der heilenden Kräfte (deshalb hatten die Hirten als Kenner der Heilkräuter und Ärzte des einfachen Volkes eine besondere Beziehung zu diesem Fest). Maienzweige und Pfingstbesen, das am Morgen des Pfingstsonntags geschöpfte Quellwasser oder, wenn es regnete, das aufgefangene Regenwasser wurden gleichermaßen als heilkräftig und schönheitsfördernd angesehen. Der Große Wettersegen wurde vom Priester ausgesprochen, die Brunnen wurden durch besondere Feste an Pfingsten gefeiert.

In manchen Gegenden Deutschlands legten die Kinder am Abend Huflattichblätter vor die Tür; am Morgen des Pfingstfestes fanden sie dann eine Pfingstbrotzettel darauf. Das Huflattichblatt wurde gepresst und aufbewahrt, weil es bei allerlei Schmerzen Linderung brachte.

Da Pfingsten als Fest der Hirten galt, wurden einst Hirtenwettläufe veranstaltet, bei denen es ländlich-zünftig zuging. Einer der Hirten, in Stroh und Reisig gekleidet, wurde zuletzt ins Wasser geworfen oder mit Wasser überschüttet. Die Burschen des Dorfes Obenheim im Elsass veranstalten ein Wettrennen mit Pferden. Besonders urtümlich sind die Ritten in Bayern, in denen noch etwas von der wilden Jagd lebendig ist, und die meist mit einer Segnung der Tiere oder einer „Rossehrung“ enden. In Norddeutschland wird das „Ringreiten“ veranstaltet, bei dem die Reiter im Galopp einen über ihnen hängenden Ring mit einem Degen aufspießen müssen. Sieger und für ein Jahr Ring- oder Pfingstkönig ist der, dem das am häufigsten gelingt.

Allgemein verbreitet ist der „Zweigsegen“, das Schmücken der Häuser und Hauseingänge mit frischem Grün, meist mit Birkenreisern. In manchen Gegenden musste der „Pfingstbesen“, der am Pfingstsonntag als Abwehr gegen böse Geister an die Bauernhäuser geheftet wurde, unbedingt ein Ginsterstrauß oder -zweig sein. Man nahm ihn erst ab, wenn er vertrocknet war, und bewahrte ihn dann bis zum nächsten Jahr im Hause auf.

Auch das mit Kreide an die Haustür gemalte Pfingskreuz und die am späten Abend des Pfingstsonntags entzündeten Pfingstfeuer galten der Abwehr böser Geister. Die jungen Männer zogen peitschenknallend durch den Ort und machten einen Höllentlärm. Bei Feuerschein wurden im Freien Volkstänze aufgeführt.

Am Tag vor Pfingsten ziehen im Spreewald die jungen Männer in den Wald und fällen Birken oder Kiefern. Diese Bäume werden auf dem Dorfplatz aufgestellt, die Zweige abgesägt, Querbalken gezogen, auf welche die jungen Männer die Schultertücher der Mädchen, die sie heiraten wollen, hängen. Dann tanzen die Kinder um die Bäume. Am Abend erhalten die Mädchen ihre Tücher zurück.

Texterläuterungen

Pfingsten, das – Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes über die Jünger Jesu
Maibaum, der – junge Birke als Symbol des Mais und Frühlings und als Schmuck der Häuser zum Maifest

Maikönig, der – derjenige, der sich bei Mailehen die Maibraut oder Maikönigen gewinnt

Pfingstochse, der – mit Blumen und Zweigen geschmückter Ochse

Mailehen, das – Brauch, beim Maifest die Mädchen zu versteigern
Huflattich, der – укр. бот. мати-й-мачуха;
Reisig, n – укр. хмиз.

Trinitatis und Fronleichnam

Am Sonntag nach Pfingsten feiern die evangelischen Christen das Fest „Trinitatis“. Es bezeichnet schon im lateinischen Wort den Sinn des Festes: Ein Gott in drei Personen. Hier kommt der eindeutige, spezifische christliche Gottesbegriff zum Tragen. Er grenzt sich ab gegenüber dem strengen Eingottglauben des Islams und des Judentums. Die evangelische Kirche nummeriert die folgenden Sonntage nach Trinitatis, z.B. 2. Sonntag nach Trinitatis.

Die Katholiken feiern am darauffolgenden Donnerstag ihr Fronleichnamsfest. Die offizielle Bezeichnung dafür lautet „Hochfest des Leibes und Blutes Christi“. Die Übersetzung des althochdeutschen Wortes *frôn-lîchnam* bedeutet „Lebendiger Leib des Herrn“. Dahinter steht der Glaube, dass sich Christus mit seinem Leib, also mit Fleisch und Blut, für die Menschen hingegeben hat.

Kein anderes Fest der katholischen Kirche zeigte durch Jahrhunderte nach außen ein solches Gepränge wie Fronleichnam mit seiner Prozession. Auf Anregung der heiligen Juliana von Lüttich entstand das Fest im Jahre 1246 und wurde 1264 von Papst Urban IV. für die gesamte Kirche eingeführt.

Sicher hat diese Prozession aber auch mit den damals schon üblichen Flur- und Bittgängen zu tun. Bei solchen Prozessionen wurden sehr viele Heiligtümer mitgetragen: ein Kreuz, Reliquien, Fahnen, Bilder, Statuen. Am Fronleichnamstag lag es nahe, das eucharistische Brot mitzutragen. Aus diesem Bedürfnis heraus entstand die Monstranz. Im Zeitalter des Barock bekam die Prozession mehr den Anstrich eines Triumphzuges. Lebende Bilder wurden in großen Prunkwägen mitgezogen. Engel und Teufel waren dabei beliebte Gestalten.

Fronleichnamsprozessionen, die an diese Tradition anknüpfen, gibt es an mehreren Orten. Ganz vornean steht München.



Die Fronleichnamsprozession, die in ihrer Gestaltung auch heute noch im wesentlichen der schriftlich überlieferten Tradition folgt, beginnt um 8.30 Uhr mit einem vom Kardinal der Erzdiözese zelebrierten Pontifikalamt, das bei gutem Wetter an der Mariensäule auf dem Marienplatz stattfindet. Um 9.15 Uhr setzt sich die Prozession dann in Bewegung, zieht durch die Straßen der Stadt und findet ihren Abschluss schließlich vor dem Dom, wo in- und ausländische Folkloregruppen ein musikalisches Programm präsentieren.

Schritten im 19. Jahrhundert hinter dem Himmel, der über der Monstranz getragen wird, König und Bischof sowie hohe Hofbeamte, so folgt dem Allerheiligsten heute politische und andere Prominenz.



Christliche Symbole aus Blüten

“Herrgottsgang“ nennt man Fronleichnamprozession im Schwarzwald. Grünes Buschwerk und gelb- oder blau-weiße Fähnchen schmücken die Straßen, gestreute Blumen und Ehrenbögen den Prozessionsweg. Besonders kunstvoll und farbenprächtig ist der Schmuck in Hüfingen. Seit rund einem Jahrhundert ist der Ort für seine Blumentepiche berühmt. Auf etwa 600 Metern Gehstrecke sind Millionen von Blüten zu Mosaiken mit ornamentalen Mustern und bildlichen Darstellungen – fast ausschließlich christliche Symbole wie Kreuz, Lamm Gottes, Christuskopf und Initialen der Mutter Gottes – vereint worden.



In Hüfingen schreitet der Geistliche mit der Monstranz über einen langen Blütenteppich, der in mühevoller Arbeit entstand

In traditionsbewussten katholischen, ländlichen Gebieten hat die Fronleichnamprozession auch heute noch einen hohen Stellenwert. Ihre gesellschaftliche Bedeutung steht der religiösen in keiner Weise nach.

Das Brauchtum dieses Festes erschöpft sich in der Prozession selbst. Lediglich besondere Formen sind erhalten geblieben: die Bootsprozessionen auf dem Chiemsee und Staffelsee und die Gottestracht auf dem Rhein, die von Köln nach Mühlheim führt.

Texterläuterungen

Flur- und Bittgang, der – тут: церк. хрестний хід; обхід полів з молебнем;
Monstranz, die – Gefäß (meist aus kostbarem Material) zum Zeigen der Hostie;
укр. даровниця, ковчег;

Hostie, die – das beim Abendmahl in Form einer kleinen Oblate gereichte, ungesäuerte Brot; укр. облатка; просфора.

Sommersonnenwende und Johannistag

Der Sommer, die Monate der angespannten bäuerlichen Arbeit, ist eine an Festen arme Zeit. Anlass zu Muße und zum Feiern gibt es erst wieder, wenn die Ernte gut eingebracht, das Vieh ohne Verluste und Krankheit in die Ställe zurückgekehrt ist. Trotzdem fällt in die Zeit der ersten Grasmahd im Gebirge und der Kornernte im Flachland ein bemerkenswertes Fest: Das Fest Johannes des Täufers am 24. Juni. Der schon von den Germanen und ihren keltischen und slawischen Nachbarvölkern geübte Brauch, an diesem Tag die Sonnenwende mit Feuern festlich zu begehen, wurde von der Kirche lange bekämpft, bis sie sich den unausrottbaren Heidenglauben dienstbar machte und das Fest Johannes des Täufers auf diesen Tag legte.

Bei uns leben die Johannisbräuche fast nur noch in alltäglichen Namen fort, die jahreszeitlichen Charakter tragen: die Johannisbeere, das aus Nordeuropa stammende Strauchobst, das zur Zeit der Sommersonnenwende reift; das Johanniswürmchen, sonst meist Glühwürmchen genannt, das um die gleiche Zeit zu fliegen beginnt; das Johannisbrot, das aus Südeuropa und Kleinasien eingeführt, zu Hustensaft und anderen Arzneien verarbeitet wird, während es im Süden ein Volksnahrungsmittel ist und seinen Namen von der Legende her erhalten hat, Johannes der Täufer habe es in der Wüste Juda am Jordan, wo er fastend lebte, predigte und taufte, als natürliche Nahrung genossen.

Geschichtlich interessant dürfte die Feststellung sein, dass die Bischöfe von Würzburg im 15. Jahrhundert die ersten waren, die das Feuer segneten und dadurch dem Brauch die heidnische Bestimmung nahmen. Noch heute wird in manchen Gegenden das Johannisfeuer von den Priestern gesegnet. Der geistlichen Zustimmung folgte die weltliche, und nachdem Erzherzog Philipp von Österreich im Jahre 1496 in Augsburg die Bürgerstochter Ursula Neidhart zum Reigentanz um das Johannisfeuer geführt hatte, galt der Brauch als von allerhöchster Stelle sanktioniert.



Die nächtliche Feier, im 19. Jahrhundert fast erloschen, wohl auch, weil Feuersbrünste vorgekommen wa-

ren, die obrigkeitliche Verbote nach sich gezogen hatten, lebte zu Anfang des 20. Jahrhunderts durch die Jugendbewegung wieder auf. Die Symbolkraft des Feuers — das Wärmende, das Reinigende, das Sinnbild der Sonne, die an diesem Tag am längsten scheint und von nun an ihren Lauf von Tag zu Tag verkürzen wird — erschließt sich jedem. Es wird gesungen, getanzt und das Feuer übersprungen. Aus der Höhe des Sprungs wird auf gute oder schlechte Ernte geschlossen. Versengte Kleider deuten auf Ungutes hin. Wenn Burschen und Mädchen gemeinsam das Feuer überspringen, ohne die Hände loszulassen, scheint die Liebe von Dauer.

Ein eigenartiger Brauch, der mit den Bergleuten aus dem Erzgebirge in den Oberharz gekommen ist, wird am *Johannistag* in Clausthal-Zellerfeld begangen. Man entzündet nicht wie an anderen Orten ein Feuer, sondern man tanzt unter dem *Johannisbaum*. Früher hatten die Bergleute am Fest Johannes' des Täufers arbeitsfrei und feierten diesen Tag mit Gesang, Tanz und Umzügen. Im Mittelpunkt der Feier stehen auch heute noch Reigen und Gesang unter dem wohl zehn Meter hohen, mit Papierschlängen, Girlanden und langen Ketten buntbemalter Eier geschmückten Baum. Der *Johannisbaum* ist bis auf eine Krone aus Zweigen entästet und geschält. Unter der Krone hängt der *Johanniskranz* aus Fichtenreisig, geschmückt mit bunten Bändern.

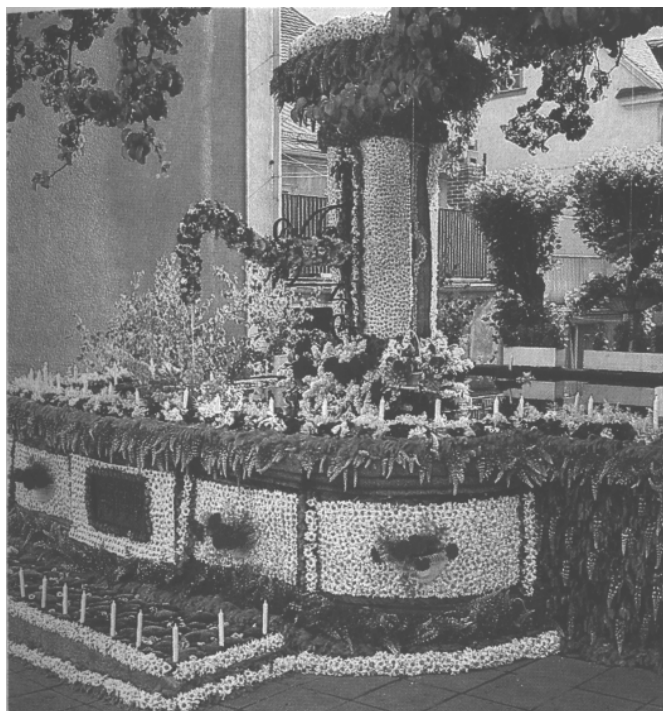


Kinder umtanzen den Johannisbaum

Auch Wasser wurde in das Johannisbrauchtum einbezogen. Schon bei den alten Römern war es Brauch, am 24. Juni Bäder zu Ehren der Glücksgöttin Fortune zu nehmen. Auch heute noch sollen Johannisbäder Glück bringen — wir sollten es probieren.

Man schmückt auch heute noch manche Brunnen mit Eiern und Bändern als Symbole für sommerliche Lebensfülle und Fruchtbarkeit. Dieser Brauch ist vor allem auf den früher wasserarmen Höhen des Jura heimisch. Besonders festlich wird das *Brunnenfest in Wunsiedel* im Fichtelgebirge — einer Stadt mit heute 26 Brunnen — begangen. Das Fest hat zwei reale Hintergründe. Jedes Jahr im Frühling mussten in früherer Zeit alle Brunnen gereinigt werden, und zum andern gab es 1766 einen derart trockenen Sommer, dass aus den Röhren — aneinandergefügte, durchbohrte Baumstämme, die bis zur Quelle reichten — kein Wasser mehr floss. Erst an Johanni kam es — der legendenhaften Überlieferung zufolge — wieder.

Zum Brunnenfest an Johanni in Wunsiedel werden alle 26 Brunnen mit kunstvollen Blütenornaments geschmückt



Außerdem wird an diesem bedeutungsvollen Tag ein zauberkräftiger Kräuterkranz aus Johanniskraut (*hypericum perforatum* für alle, die es genau wissen wollen), Buchsbaum und Vergissmeinnicht gebunden. Den hängt man auf, damit er uns, unsere Hausgenossen und die Haustiere schützt.

Das Johanniskraut fand vielfache Verwendung als Liebes- und Zukunftsortakel. Gnade aber widerfuhr jedem, der es fand. Aus den kleinen roten Larven der Schildlaus, die an den Wurzelfasern des Johanniskrauts sitzt, gewann man das „Johannisblut“, dem man besondere Heilkraft zuschrieb. Deshalb zog man am Johannistag zum „Blutstechen“ in den Wald, um mit geweihten Messern das kostbare Kraut auszusteichen.

Texterläuterungen

Muße, die – freie Zeit, (innere) Ruhe

Mahd, die – das Mähen; das Gemähte; 1. сінокіс, косовиця; 2. скошена трава

das Fest Johannes des Täufers = Johannistag, der; рел. Іванів день

Johanniswürmchen, das = Johanniskäfer, der; зоол. світляк звичайний

Johannisbrot, das – цареградський стручок, солодкий рожок (плід рожкового дерева)

Johanniskraut, das = Johannisblut – бот. звіробій

Reigentanz, der = Reigen, der – Rundtanz, Tanz im Kreis;

Larve, die – 1. личинка, 2. куколка

Kräuterweihe an Mariä Himmelfahrt

Seit dem 10. Jahrhundert wird die Kräuterweihe am Fest Mariä Himmelfahrt gefeiert. Schon seit altersher war vielen Menschen die Heilkraft mancher Kräuter bekannt. Sie wurden gesammelt, getrocknet und zu Tee oder heilkräftigen Essenzen verwendet. Menschen, die die Kunst verstanden, mit diesen geheimnisvollen Kräutern zu heilen, wurden einst mit strengen kirchlichen Strafen belegt. Das änderte aber nichts daran, dass der Brauch des Heilkräutersammelns weiterhin lebte.

So entschloss man sich bereits im 10. Jahrhundert, dieses Kräutersammeln zu legalisieren, und weihte die Heilkräuter. Man führte dabei die Heilkraft dieser Kräuter auf Gott und auf die Fürsprache Mariens zurück. Die geweihten Kräuter wurden zu Hause zum Schutz gegen Feuer und Blitz aufbewahrt, sie wurden auf Saatfelder gesteckt und hinter die Fresströge im Stall gelegt.

Dass die Kräuterweihe auf diesen Marienfeiertag gelegt wurde, hat sicher mit dem Reifen der Kräuter und des Getreides in dieser Zeit zu tun. Zum anderen besteht ein Zusammenhang mit der Person Marias. Sie wird in altchristlichen Gebeten als die „Blume des Feldes und die Lilie der Täler“ bezeichnet.

Ein weiterer Grund für dieses Datum der Kräuterweihe liegt im Namen „Maria“. Viele Heilkräuter, die zum „Würzwich“ verwendet werden, tragen den Namen Marias: Marienblümchen, Mariendistel, Mariä Bettstroh u.a.

Texterläuterungen

Mariä Himmelfahrt, die – успіння Богородиці

Fresstrog (tröge), der – großes ovales oder rechteckiges Gefäß aus Holz oder Stein für Futter der Tiere;

Würzwich, der – zusammengebundenes Büschel Heilkräuter

Marienblümchen, das = Gänseblümchen (маргаритка)

Mariendistel, die – Korbblütler mit milchweiß mormorierten Blättern; бот. расторопша п'ятниста

Erntedankfest

Solange Menschen unmittelbar mit der Natur zusammenleben, nehmen sie am Wachsen und Gedeihen der Pflanzen und Tiere Anteil.

Das Erntedankfest, das am ersten Oktobersonntag (manchmal auch Ende September, in jedem Fall aber am folgenden Sonntag nach Michaeli, 29. September) gefeiert wird, greift die Idee der Schöpfung als Geschenk Gottes auf.

Die Kirchen sind üppig geschmückt mit allem, was die Natur zu bieten hat. Rotbackige, glänzende Äpfel, Zwetschgen und Birnen, Nüsse und anderes Obst liegen im Früchtekorb, der vor dem Altar angebaut ist. Gemüse verschiedenster Art ziert die Stufen, orange Riesenkürbisse, verschiedenste Salate, Kartoffeln und gelbe Rüben leuchten. Und die goldgelben schweren Erntekränze und Erntekronen, gebunden aus verschiedenen Getreidehalmen, zieren den Raum.

Der so sinnfälliger Dank gilt Gott. Gott ist derjenige, der das Leben schenkt und alles, was jenes Leben enthält. Wir Menschen können dies, auch wenn wir uns noch soviel Mühe geben, nicht manipulieren. Mit unserem Dank für das Geschenke ist aber zugleich auch die Aufforderung zu Solidarität verbunden — Solidarität mit den Menschen, die hungern, die auf der Schattenseite dieser Erde leben. Und das ist immerhin auch heute noch mehr als die Hälfte der gesamten Weltbevölkerung!



Erntedank in Oberschwaben: Mosaik aus Früchten in der Kirche von Berg bei Ravensburg

Diesem Gedanken folgt eine Aktion der katholischen Landjugendbewegung. Sie verteilt nach dem Erntedankgottesdienst „Mini-Brote“, kleine runde Wecken. Der Erlös dieser Aktion kommt den hungernden Menschen zugute. Dies ist ein neuer Brauch zum Erntedankfest, der aber inzwischen schon weit verbreitet ist.

Kirchweihfest und Kirmes

*Allzeit fröhlich ist gefährlich,
allzeit traurig ist beschwerlich,
allzeit glücklich ist betrüglich,
eins ums andre ist vergnüglich.*

Schon seit tausend Jahren wird von den Katholiken das Kirchweihfest — der Tag der Weihe einer Kirche durch den Bischof — gefeiert. An den Festgottesdienst schließt sich ein Volksfest an. Um die Unzahl von Festen zu steuern, die sich bei Festhalten an den wirklichen Jahrestagen ergeben hatte, wurde ein für alle geweihten Kirchen eines Bistums gemeinsamer Gedenktag festgelegt, der meist Ende Oktober, Anfang November liegt und oft noch außerdem die Bedeutung eines Erntedanktages hat. Fast überall ist das Kirchweihfest — oder Kerwe, Kilbe, Kirmes (Kirchmesse), bayrisch Kirta (Kirchweihtag) — ein lautes, ungebärdiges, ja fast zügelloses Fest. Der eigentliche Anlass ist aus dem Jahrmarktstreiben und seinen derben Volksbelustigungen kaum noch zu erkennen. So hat sich die Kirmes auch in protestantischen Gegenden erhalten, wo es ja die Kirchweihe nicht gibt.

Eine besondere Anziehungskraft haben die ländlichen Kirchweihfeste auch für die jugendliche Stadtbevölkerung der Nachbarschaft. Luftschaukel, Karussells, Schießbuden bestimmen das Bild. An Kirmes tauchen auf den Bauerhöfen gern die Verwandten im Feststaat auf, nehmen am festlichen Mahl teil und werden mit „Ausgezogenen“, einem Schmalzgebäck, reichlich bewirtet. Dabei tauschen sie die letzten Neuigkeiten über den Ausfall der Ernte und die zu erwartenden Hochzeiten aus.



Zur Kirchweihe wird den Dorfwirtschaften ein mit Bändern geschmückter Kerwestrauß gesteckt

Texterläuterungen

Feststaat, der – hier: festliche Kleidung

Michaeli

Das Michaelsfest scheint wieder etwas mehr Beachtung zu finden als noch vor einigen Jahrzehnten. Der Name Michael ist hebräisch und bedeutet „Wer ist wie Gott“. Schon immer wurde Michael mit einem Schwert dargestellt, soll er doch Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben haben und auch die Seelen der Verstorbenen vor den Richterthron Gottes führen. Später verlieh man ihm eine Ritterrüstung und ließ ihn gegen den Drachen, der Satans Kennzeichen trug, kämpfen. So entstanden auch die Michaelisspiele: Die Dorfjugend teilte sich in Engel und Teufel. Letztere banden einen Drachen aus Stroh und versteckten ihn, erstere wählten sich einen aus ihren Reihen zum Erzengel Michael, der mit ihrer Hilfe den Drachen aufstöbern, aufspießen und schließlich verbrennen musste.

Eine Legende erzählt, dass Michael den Drachen am Himmel wohl tötete, der aber in tausend und tausend Stücken zur Erde fiel und sich dort in den Herzen der Menschen versteckte. Nun muss jeder Mensch ein kleiner Michael werden und das Stück des Drachens in seinem Herzen, das ihm böse und schlechte Gedanken eingibt, besiegen.

Im Mittelalter kredenzte man dem heiligen Michael den ersten Wein des Jahres, den Heurigen, als Michaelsminne, und feierte den 29. September als „Törggeleabend“ mit Kastanien und Wein. Es ist die Zeit der Tagundnachtgleiche, wo auch die Handwerker wieder begannen, bei Licht zu arbeiten; der Meister stiftete dann zum Michaelstag eine „Lichtgans“ oder einen „Lichtbraten“.

Texterläuterungen

kredenzen – poet. darreichen; j-m einen Trunk ~;
укр. частувати чим-небудь, пригощати вином;
törggelen (südtirol.) – neuen Wein trinken (im Herbst);



Herbstliche Bräuche

Alljährlich im Herbst um St. Michael (29. September) beginnen in den Alpen die **Almabtriebe** mit festlichen Aufzügen. Zum letzten Mal sammelt der Senner die Herde ein. Die Kühe bekommen Glocken an prächtigen Halsriemen und prächtige „Schwingbuschen“ oder „Aufstecker“, große Gestänge zwischen den Hörnern und Seidenbänder, gekrönt von farbigen Federbüschen und Rauschgoldrosetten, Fich-



Der Almabtrieb im Algäu ist für Dorfbewohner und Besucher ein freudiges Ereignis



tenzweigen und Alpenblumen. Den schönsten Putz trägt die Leitkuh. Geführt vom Kuhbuben und am Schluss geleitet von der Sennerin – so will es der Brauch – geht der Zug ins Tal. Das Dorf steht Spalier zu ihrem Empfang, und zur glücklichen Heimkehr gibt es eine fröhliche Feier auf der Tenne.

Der Ursprung des Brauchtums liegt in heidnischer Zeit. Das Bimmeln der Glocken und die bunte Krone sollten die Tiere auf dem Weg ins Tal vor Dämonen schützen. Heute schmücken die Almbauern ihre Kühe zum Dank dafür, dass Vieh und Mensch den Sommer in den Bergen heil überstanden

haben.

Der wichtigste Lostag des Oktobers ist zur Monatsmitte am 16. Oktober der **Gal-lustag**, der nach den Bauernsprüchen Sommer und Erntefreuden endgültig beendet und den Winter einläutet. Auf dem Lande lässt man eine solche Wende kaum ungefeiert vorübergehen. Noch einmal wird der Tag genützt zu Markt und Kirmes, und mancherorts finden Wettkämpfe mit Wurstschnappen, Stangenklettern und Ringstechen statt.

Das berühmteste aller historischen Feste ist jedoch das Münchner **Oktoberfest**, zu dem Besucher aus der ganzen Welt kommen, um das eigens für dieses Ereignis gebraute süffige Bier zu trinken, knusprige Hendl, köstliche Steckerlfische und andere Leckereien zu verzehren. Sie bummeln an den Schaustellerattraktionen vorbei und genießen den Nervenkitzel in den Fahrgeschäften. Das erste Oktoberfest im Jahre 1810 sah allerdings ganz anders aus. König Max Joseph lud seinerzeit die Bürger zu einem Fest am Stadtrand ein, um die Hochzeit des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin



Die prächtig aufgeputzten Gespanne der Brauereien kann man während des Oktoberfestes bewundern

Therese von Sachsen-Hildburghausen zu feiern. Dieses Fest war ein solcher Erfolg, dass die Gardekavallerie den Antrag stellte, die Festwiese nach der Braut zu benennen, und die Stadt München beschloss, das Fest Jahr für Jahr zu wiederholen.



Die Bavaria an der Theresienwiese



Gebirgschützen



Einer der Bläser



Oktoberfeststimmung in einem der Bierzelte

Und weil anlässlich der Hochzeit die Münchner in feierlichem Zuge an der Residenz vorbei zur Festwiese zogen, ist es Brauch geblieben, einen Trachten- und Festzug durch München zu veranstalten, der in seiner Farbenpracht und Vielfältigkeit für jeden Zuschauer ein unvergessliches Erlebnis bleibt, denn es kommen Trachtengruppen aus dem ganzen Land. Vom Maximilian-II.-Denkmal geht es durch die Innenstadt zur Theresienwiese: berittene Polizei allen voran, dann das Münchner Kind, Maßkrug und Brezel schwenkend, dann die Fülle prächtiger alter Trachten aus Bayern, allen Ländern der Bundesrepublik, aus Österreich, Frankreich und der Schweiz. Da gibt es historische Reminiszenzen wie Landsknechte in Pluderhosen, Tiroler in Andreas Hofers Gewand, und auch Sagengestalten wie der Rübezahl ziehen mit. Da knallen die Quastenpeitschen, blasen Trompeten, werden hölzerne Böller abgeschossen, da werden Fahnen geschwungen, und es wird gejodelt. Und natürlich die vielen Blaskapellen, die vom vielstimmigen Gesang der Zuschauer begleitet werden. Und manch einer mag sich bei der Gelegenheit an Schillers Ausspruch erinnern: „Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen; man muss sie ehren“.

Alleheiligen und Allerseelen

Der 1. und 2. November werden als Gedächtnistag für die Toten gefeiert. Für dieses Fest hat man schon um das Jahr 1000 die Zeit ausgesucht, zu der die farbige Herbstpracht erlischt, der Wind die letzten Blätter von den Bäumen holt und nur noch Asten und Chrysanthemen, die „Totenblumen“, auf den Gräbern blühen.

Auf den Friedhöfen werden die Gräber schön geschmückt, Tausende von Lichtlein leuchten in der Dämmerung. Mancherorts gibt es den Brauch, Schälchen mit Butter und kalter Milch ans Fenster zu stellen. Seelenbrezeln und Seelenkrapfen werden gebacken, von denen einige als „Seelenopfer“ ins Feuer geworfen werden. Man hütet sich auch, Fenster und Türen heftig zuzuschlagen, damit den Toten kein Leid geschehe.

In Tirol zieht die Jugend geisterhaft verumumt mit „Krapfenschnappern“ durchs Dorf. Aber Allerseelen am 2. November ist auch der Tag, an dem lebende Familienmitglieder aus der Ferne wieder in ihre Heimat kommen, um ihre Verwandten und Gräber zu besuchen.

Das Fest des Heiligen Martini



Martin von Tours lebte im 4. Jahrhundert, er war ursprünglich römischer Soldat, wurde in Gallien getauft, trat in einen Mönchsorden ein und wurde schließlich auf Grund seines vorbildlichen Lebens gegen seinen Willen Bischof von Tours. Die Legende erzählt, dass er einst auf einem Ritt über Land seinen Mantel mit einem frierenden Bettler teilte und dass ihm in der nächsten Nacht Christus erschien, mit diesem Mantel bekleidet. Durch die ihm zugeschriebenen Wunder wurde er einer der populärsten Heiligen.

Das Fest des heiligen Martin wird in den meisten Gegenden am 11. November begangen. In evangelischen Gebieten wird manchmal auch der 10. November als Geburtstag von Martin Luther gefeiert.

Wenn es dämmt, gehen viele Kinder mit ihren Eltern und den leuchtenden Laternen in der Hand durch die Straßen der Gemeinde. An einem bestimmten Ort treffen sie auf andere Kinder mit Laternen. Das ist ein sehr schönes Bild. Nun ziehen sie gemeinsam im Laternenzug durch die Gemeinde. Den Zug führt St. Martin, ein stolzer Reitersmann an. Mit einem weiten Umhang und einem blinkenden Schwert an der Seite (in Anspielung auf die Legende des Mantelteilens mit dem Bettler) sitzt er hoch zu Ross. Martins- und Laternenlieder begleiten den Zug. Am Ende des gemeinsamen Weges werden Geschichten aus der Martinslegende vorgelesen oder -gespielt. Alle singen ein weiteres Martinslied, bevor das Martinsfeuer entzündet wird. Am Ende erhalten alle Anwesenden von St. Martin selbst eine Martinsbrezel.

Die kleineren Kinder gehen mit ihren Eltern wieder nach Hause, während die Größeren in kleinen Gruppen lauthals singend weiterziehen. Sie machen vor den Häusern Halt. Müde, aber glücklich ist so manches Kind am Martinsabend mit einem Säckchen erheischter Süßigkeiten nach Hause zurückgekehrt. Sie haben anderen Menschen mit ihrem Licht und Gesang Freude gebracht.

Sankt Martins Lied

1. Ein ar - mer Mann, ein ar - mer Mann,
 der klopft an vie - le Tü - ren an. Er
 hört kein gu - tes Wort, und je - der
 schickt ihn fort. Er hört kein gu - tes

1. Ein armer Mann, ein armer Mann,
 der klopft an viele Türen an.
 Er hört kein gutes Wort, und jeder schickt ihn fort.
 Er hört kein gutes Wort, und jeder schickt ihn fort.
2. Ihm ist so kalt. Er friert so sehr.
 Wo kriegt er etwas Warmes her?
 Er hört kein gutes Wort, und jeder schickt ihn fort.
 Er hört kein gutes Wort, und jeder schickt ihn fort.
3. Der Hunger tut dem Mann so weh
 und müde stapft er durch den Schnee.
 Er hört kein gutes Wort, und jeder schickt ihn fort.
 Er hört kein gutes Wort, und jeder schickt ihn fort.

4. *Da kommt daher ein Reitersmann,
der hält sogleich sein Pferd hier an.
Er sieht den Mann im Schnee und fragt: „Was tut dir weh?“
Er sieht den Mann im Schnee und fragt: „Was tut dir weh?“*

5. *Er teilt den Mantel und das Brot
und hilft dem Mann in seiner Not
so gut er helfen kann. Sankt Martin heißt der Mann.
Er hilft so gut er kann. Sankt Martin heißt der Mann.*

6. *Zum Martinstag steckt jedermann
leuchtende Laternen an.
Vergiss den andern nicht, drum brennt das kleine Licht.
Vergiss den andern nicht, drum brennt das kleine Licht.*

Andreastag

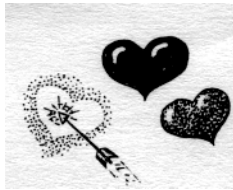
Am 30. November können vor allem junge Mädchen in der Andreasnacht (wie in der Neujahrsnacht) mit Bleigießen, Schuhwurf und ähnlichen symbolischen Handlungen manches erfahren, was Liebe und Heirat betrifft. Wer diese Sorgen noch vor sich oder schon hinter sich, oder wer überhaupt ganz andere Sorgen hat, wie die Kinder oder die alten Leute, ergreift Hammer und Besen und macht sich als Klöpfelgeher nützlich. Mit der Andreasnacht fangen die Klöpfelnächte an, in denen man vor allem in Süddeutschland und in Österreich mutig gegen die bösen Mächte hinauszieht, die jetzt in der Finsternis alle Häuser umgeistern. Da wird mit Knarren und Glocken gelärmt, wird Wand für Wand und Tür für Tür abgeklopft, damit alles Böse entflieht. Natürlich wird so tapferen Glücksbringern auch gern in jedem Haus mit freundlichen Geschenken gedankt.

Texterläuterungen

Bleigießen, das – ein Silvesterbrauch, bei dem man geschmolzenes Blei in kaltes Wasser gießt und aus den so entstandenen Formen die Zukunft zu deuten versucht;
укр. гадання на розтопленому свинці;

Klöpfer, der – 1. стукачка, калатало.

Valentinstag



Die Geschichte dieses Festes ist sehr romantisch. Im III. Jahrhundert verabschiedete der römische Kaiser Claudius einen Erlass, der den jungen Leuten verbot, sich zu heiraten. Der Kaiser meinte, dass das Eheleben die Männer zu Hause anhielt, während ihre Vorausbestimmung war, als Krieger tapfer für den Rom zu kämpfen.

Der junge Pfarrer Valentin verweigerte den Erlass und traute heimlich die Verliebten. Der wütende Claudius ließ den Pfarrer ins Gefängnis werfen und ihn später hinrichten.

Im Gefängnis schrieb Valentin Briefe seiner Geliebten – der Tochter des Gefängniswärters. Vor der Hinrichtung schickte er ihr am 14. Februar seinen letzten Liebesbrief mit einer kurzen Phrase „von Valentin“.

Später wurde der hingerichtete Pfarrer von der Kirche heilig gesprochen. Seit gewisser Zeit halten ihn die Verliebten für ihren Beschützer.

Der Valentinstag gilt traditionell als Tag der Verliebten. Schon vor 600 Jahren schickte man sich im alten England Liebesbeweise zum 14. Februar. Damals wurden vierzeilige Liebesgedichte, die sogenannten „Valentines“ und Blumen per Boten übermittelt. Von England aus ging der Brauch nach Amerika und entwickelte sich zum Hit. In Deutschland kamen die Valentinsgrüße nach dem zweiten Weltkrieg in Mode. In der harten Zeit von Wiederaufbau und Wirtschaftswunder war man offen für einen Tag der Blumen und Geschenke. 1950 wurde der Valentinstag schließlich in Deutschland eingeführt.

Das Herz ist das Symbol des Tages, deshalb werden Sträuße in Herzform gebunden und Kuchen in Herzform gebacken. Menschen, die man gerne hat, überrascht man am Valentinstag mit einem Blumenstrauß. Man macht auch kleine Geschenke: selbstgezüchtete Blumen oder Zweige, selbstgebastelte Herzchen. An diesem Tag schenkt man einander Glückwunschkarten, die mit den Worten beginnen: „Ich liebe dich...“

In Deutschland glaubten die Mädchen früher, sie würden den Mann heiraten, den sie am Valentinstag zuerst vor dem Hause erblickten. Das war für viele Jungen Anlass, am frühen Morgen zum Hause ihrer Verliebten zu gehen, und diese mit einem Blumenstrauß zu überraschen.

In England, Belgien, Nordfrankreich und Nordamerika feiert man noch heute nach den Überbleibseln der „römischen Liebeslotterie“, die zu Ehren der Göttin Juno am 14. Februar veranstaltet wurde. Im Rahmen einer Party legt jede der eingeladenen Frauen ihren Zettel mit Namen in einen Korb. Später zieht jeder der anwesenden jungen Männer einen Zettel, der ihm verrät, wer seine „Valentine“ ist. Für ein Jahr besteht dann zwischen den beiden ein scherzhaftes „Liebesverhältnis“ und der junge Mann verwöhnt das Mädchen mit romantischen Briefen, kleinen Überraschungen und Liebeserklärungen.



*Mein Herz, ich will dich fragen:
„Was ist denn Liebe, sag?“
„Zwei Seelen und ein Gedanke,
zwei Herzen und ein Schlag.“*

Fr.Halm

*Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.
Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, dass Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.*

Heinrich Heine

Lieber dich und kein Geld

Theoder Storm

Lieber dich und kein Geld
Als allein auf der Welt
Denn mit dir, nur mit dir
Ist das Leben so schön.
Lieber dich an der Hand
Als dein Bild an der Wand
Denn mit dir, nur mit dir
Will ich gehn,

Viele Leute sind reich
Aber das ist mir gleich
Ich bin froh, mir geht's gut
Weil wir zwei uns verstehn.
Lieber dich und kein Geld
Als allein auf der Welt
Denn mit dir
Ist das Leben so schön.

II. REGIONALE FESTE

Märkte



Das Recht, einen Markt abzuhalten, wurde früher vom König verliehen. Er stellte auch die Kaufleute und Händler während der An- und Abreise sowie der Dauer des Marktes unter Schutz. Dafür erhielt er von der Stadt Zollgelder, die diese wiederum den Händlern auferlegte.

Das Marktrecht zu erlangen war im Mittelalter für viele Städte ein bedeutendes Ereignis, das nicht nur wirtschaftlichen Nutzen versprach, sondern auch das Ansehen der Stadt förderte. Manche der Märkte gewannen schon früh überregionale Bedeutung, entwickelten eigenständige Formen oder gewannen im Laufe der Zeit Volksfestcharakter.

Im Frühjahr beginnt, wie in anderen Landstrichen auch, in Oberbayern die große Zeit der Messen und Jahrmärkte, hier vielfach auch **Dult** genannt. Die Namen verraten noch heute die Herkunft der Märkte, fanden sie doch meist an hohen Kirchenfeiertagen statt, an denen ohnehin viel Volk in die Stadt kam. Der Messe, dem Mittelpunkt des Feiertages, schloss sich ganz von selbst ein reger Warenaustausch an, eben



Auf der Auer Dult in München

ein Markt, und bald gesellten sich

mancherlei

Lustbarkeiten mit

Schaustellern, Gauklern

und sonstigem

fahrenden Volk dazu.

Auch die Gelegenheit,

sich nach neuem Gesin-

de oder gar einer Braut

umzuschauen, wurde

genutzt. „Messe“ wurde

bald als Bezeichnung

für das ganze bunte

Treiben rund um den

Gottesdienst gebräuch-

lich. Auch der Name

Dult soll ähnlicher Her-

kunft sein, sich nämlich

von *indultum*, Ablass, ableiten, der oft an hohen Kirchenfeiertagen zu gewinnen war. Noch heute tragen viele Märkte den Namen des Heiligen, an dessen Tag sie einst stattfanden. Und auch die Kirchweih, heute ein ganz weltliches Fest mit Blasmusik, Schuhplattlern, Schützenreffen, Buden, Amüsierbetrieb und natürlich viel Bier, hat hier ihren Ursprung.

Eine lange Geschichte hat die **Auer Dult** in München, die gleich dreimal im Jahr stattfindet: die Maidult vom letzten Wochenende im Mai bis zum ersten Wochenende im Juni, die Jakobidult vom letzten Wochenende im Juli bis zum ersten Wochenende im August und Herbstdult vom dritten bis zum vierten Wochenende im Oktober. Der früheste Hinweis auf die Auer Dult stammt aus dem 14. Jahrhundert. Sie war zu jener Zeit ein großes Fest, das durch alle Kirchenglocken eingeläutet wurde und bis zu 60000 Be-

sucher anlockte, immerhin das Vier- bis Fünffache der damaligen Münchner Bevölkerung. Auch heute bieten die sogenannten Tandler an Ständen und Buden vielerlei feil: Textilien und Töpferwaren, Schleckereien, allerlei Hausgerät, aber auch Bücher sowie nützlichen und unnützen Tand.

Der Bremer Freimarkt zählt zu den ältesten Märkten Deutschlands. Das Recht, im Jahr zwei freie Märkte abzuhalten, wurde dem Bremer Erzbischof 1035 von Kaiser Konrad II. verliehen. Bald überflügelte der Herbstmarkt den Pfingstmarkt – er fand, nachdem die Ernte eingebracht war und die Taschen der Bauern, Knechte und Mägde sich mit Geld gefüllt hatten, größeren Zulauf. Seinen Jahrmarktcharakter erhielt die frühere Verkaufsmesse erst im Laufe des 19. Jahrhunderts.



Bremer Freimarkt: Ein bunter Zug zieht am Roland, dem Wahrzeichen der Stadt vorüber

Als ein Stadtfest, das auf die alte Tradition des Freimarkts zurückgreift, versteht sich **der Kieler Umschlag** am ersten Wochenende im Februar, ein wahres Volksfest, das eine Fülle von Veranstaltungen und Wettbewerben bietet: Fischversteigerungen, Schiffbesichtigungen, Hafenkonzerte, Hökerball, Kerbholzlauf, Reifenstapeln, Holzsägen und vieles mehr. Prächtige Schauspiele sind die Paraden, Volkstänze und die nachgespielte Auffahrt des früheren Kieler Bürgermeisters Asmus Bremer in barocker Kleidung zum Bieranstich. Zwei prachtvoll geschmückte Pferde ziehen seine Prunkkutsche. Der Kieler Umschlag hat sich auch zu einer Börse für Sammler entwickelt: Alles mögliche, angefangen bei Bierdeckeln und Briefmarken, kann man hier tauschen, kaufen und verkaufen.

Die alte Reichsstadt Nürnberg ist schon früh zum wirtschaftlichen und geistigen Zentrum eines großen Umlandes geworden. Von überall her strömten die Bauern zu den Märkten und seit 1583 auch die Studenten der damaligen Universität Altdorf. Nach der Reformation kam allmählich die Sitte auf, die Kinder zu Neujahr, in späterer Zeit dann zu Weihnachten mit Spielsachen zu beschenken. Daraus wurde eine Christmesse, seit 1639 ist sie belegt. Stufenweise vollzog sich auch die zeitliche Ausdehnung: Heute dauert **der Nürnberger Christkindlesmarkt** vom 1. Advent bis zum Heiligen Abend. Seine Ausgestaltung ist, so wie der Markt sich heute präsentiert,

beinahe gigantisch zu nennen. Dazu trägt auch der 1948 eingeführte Laternenzug vom Markt zum Burgberg bei: In lebenden Bildern wird dabei die Weihnachtsgeschichte dargestellt. Angeboten wird auf diesem Markt alles, was irgendwie mit Weihnachten zusammenhängt: Christbaumschmuck, Puppen und anderes Spielzeug, Zwetschgenmänner, Lebkuchen und Rauschgoldengel, die auch zum über allem thronenden Symbol dieses Marktes geworden sind.

Haslach besitzt für den Freund des Brauchtums eine interessante Attraktion: den **Ledigen- oder Martinimarkt**, der jeden Montag nach dem Martinstag (11. November) abgehalten wird. Haslach, bekannt als Geburtsstadt des Heimatdichters Heinrich Hansjakob, ist eine der ältesten Marktstädte Süddeutschlands, und der Martinimarkt — Verkaufs-, Gemüse- und Viehmarkt — ist der größte der traditionsreichen Märkte in der Stadt.

Seinen Zweitnamen "Ledigenmarkt" verdankt der Martinimarkt einer sehr alten Tradition. Schon immer war Martini ein Tag, an dem Bauernmägde und Knechte ihre Stelle wechselten. Sie hatten also zu diesem Termin genügend Zeit, den Markt zu besuchen. Hier hatte man deshalb als Lediger auch beste Gelegenheiten, einen möglichen Partner fürs Leben kennenzulernen.

Seit Anfang der siebziger Jahre haben die Haslacher ihren Martinimarkt wieder bis über die Stadtgrenzen hinaus ins Gespräch gebracht. Vielleicht nicht *so* sehr durch die eigens kreierten "Ledigenwecken" und die "Ledigenuppe" als vielmehr durch den abendlichen "Ledigenball", bei dem nun endlich wieder genügend Gelegenheit besteht, einander näherzukommen.

Zwiebelmarkt in Weimar. Am 24. Mai 1653 wird der Zwiebelmarkt zum ersten Male urkundlich erwähnt. In einem Schreiben des Rates der Stadt an den sächslischen Herzog ist vom „Viehe und Zippelmarkt“ die Rede. „Freytags, Sonnabends und



Montags“ darf er stattfinden, legte der Landesvater fest. Den genauen Zeitpunkt im Herbst bestimmte die Ernte. Später einigte man sich, nur einen Oktober-Sonnabend dafür zu nehmen.

Schon 1827 beschreibt ein Freund Goethes – Carl Friedrich Zelter – ausführlich, was er bei einem Besuch in Weimar sah: „Zu allen Toren der Stadt kamen heute früh große Fuhren

von Zwiebeln und Sellerie, die appetitlich ausgelegt sind. Die blanken Zwiebeln sind an langen Fäden wie Perlenschnüre aufgezogen und nehmen sich gar artig aus. Goethe ließ davon für 14 Pfennige für das ganze Jahr einkaufen und hing sie an seinem Fenster auf, was einiges Aufsehen machte“.

Was ist nun das Besondere am Zwiebelmarkt in Weimar? Früh um sechs wird der Zwiebelmarkt vom Zwiebelturm des Schlosses eingeläutet. Eingeweihte, eingehüllt in wollene Jacken und dicke Tücher, genießen den Anblick schon um fünf, wenn die Planen von den Köstlichkeiten weggezogen werden, wenn in der Dunkelheit Porree, Blumenkohl und gelbe Äpfel aufleuchten, wenn die Verkäuferinnen Kugeln aus Strohlumen aufhängen, wenn auf dem Bratrost die Flammen aus der angefachten Holzkohle schlagen. Bier steht in Fässern und Flaschen bereit. Auf dem Töpfermarkt, der auch zum Zwiebelmarkt gehört, wird Tongeschirr aufgebaut. Thüringer Wurstspezialitäten liegen aufgeschichtet auf hölzernen Platten. Die erste Wagenladung Zwiebelkuchen wird geschnitten. Alles ist da, was der Herbst hervorbringt: Blumen, grüner Salat, Paprika, Beifuß, Petersilie, Meerrettich und – Zwiebeln, bunt, duftend, schön.

Vor Goethes Tür, wo weitere Stände aufgebaut worden sind, stehen kleine Mädchen und verkaufen Püppchen mit Strohhalmmützchen, die sie selbst gebastelt haben. Dort gibt es auch Bierkrüge aus Ton und Glas, Wandkalender aus Stoff, Ansichtskarten und das jedes Jahr in einer anderen Farbe gedruckte Plakat vom Markt. Alles dem Ereignis angemessen. Kein Kitsch, keine Superlative, kein Rummel, eben ein richtiges Fest. Genau wie man es sich immer vorgestellt hat, wie so etwas gemacht werden müsste.

Der Kenner kauft wenigstens zwei Zwiebelzöpfe und trägt sie zusammengebunden über die Schulter gehängt, das lässt die Hände frei. Manche kommen mit einem Kinderwagen, der dann, mit Blumen und Zwiebeln geschmückt, nach Hause gefahren wird.

Viele Menschen kaufen solche Massen, als wollen sie bis an ihr Ende von Zwiebelsoße und Zwiebelkuchen leben.

Apropos Zwiebelkuchen. Die Weimaraner bekommen glänzende Augen, wenn sie allein das Wort „Zwiebelkuchen“ in den Mund nehmen. Der will heiß und frisch gegessen werden. Es scheint, dass auf dem Weimarer Zwiebelmarkt Quadratkilometer davon verkauft werden, sein Duft liegt über der ganzen Stadt. Und damit er sich noch weiter ausbreite, folgen hier die Zutaten und das Rezept zum Selberprobieren. Zutaten für den Teig: 300 g Weizenmehl, 100 g Margarine, 100-150 g Milch, 25 g Hefe, eine Prise Salz; Zutaten für den Brei: 80 g Grieß, 500 g Milch, 5 g Salz; Zutaten für den





Zwiebelkuchen

Belag: 1 kg Zwiebeln, 100 g Öl, 1 Ei, 10 g Kümmel, eine Prise Salz. Diese Mengen reichen für ein kleines Kuchenblech. Zuerst bereitet man den Hefeteig zu. Er muss eine Stunde lang zugedeckt ruhen. In dieser Zeit dünstet man geschälte und geschnittene Zwiebeln in Öl und Salz glassig. Die Zwiebeln sollen aber nicht ganz weich werden. Mit den angegebenen Zutaten ist der Brei zu kochen. Er soll einige Zeit abkühlen. Danach rollt man den Teig auf dem Blech aus und lässt ihn einige Minuten stehen, damit er geht. Dann wird der Brei aufgestrichen, und die Zwiebeln werden auf dem Teig verteilt. Das Ei ist mit etwas Milch zu verrühren und über die Zwiebeln zu gießen. Dann streut man etwas Kümmel auf den Kuchen und schiebt ihn in den vorgeheizten Backofen. Bei guter Mittelhitze wird er goldgelb gebacken. Zwiebelkuchen schmeckt ausgezeichnet zu Wein und zu Bier.

Texterläuterungen

Roland, Gestalt aus dem Sagenkreis um Karl den Großen, einer der 12 Paladine, der auf dem Rückzug aus Spanien in den Pyrenäen die Nachhut anführt, aus dem Hinterhalt überfallen wird und nach ruhmreichem Kampfe fällt. Besungen im – "Rolandslied".

Rolandsäulen, überlebensgroße Bildsäulen (anfangs aus Holz, dann aus Stein) eines Ritters mit Schild und bloßem Schwert (in der Frühzeit barhäuptig), als Rechtssymbol errichtet an Rathäusern und auf Märkten, Zeichen des Königsfriedens und der Marktgerichtsbarkeit.

Deutung und Herkunft des Namens wohl nicht von *Roland*, dem Paladin Karls des Großen, sondern von *Rotland* = roter Pfahl, also dem Ort der Blutgerichtsbarkeit. Älteste R. in Halle (13. Jh., 1719 erneuert), schönste in Bremen (1404).

Zippel, die (mundartl.) — Zwiebel

Zelter, Carl Friedrich (1758-1832); Komponist, Altersfreund Goethes, vertonte u.a. einige seiner Gedichte

auslegen — hier: zum Kauf anbieten

sich gar artig ausnehmen (veraltet) – sehr schön aussehen

einläuten — durch Glockenläuten den Beginn (hier: des Zwiebelmarktes) ankündigen

anfachen — Glut durch Luftzufuhr zum Lodern, Brennen bringen

Beifuß, der — Artemisia; Gewürz, das z.B. dem Gänsebraten beigegeben wird

Kitsch, der — meist süßlich-sentimentale, der Wirklichkeit nicht entsprechende

Scheinkunst

apropos — nebenbei bemerkt, übrigens

Schützenfeste

Um Johannis ist die hohe Zeit der Schützenfeste, fast jedes kleine Dorf hat sein eigenes. Vom Mai bis in den späten Sommer wird immer irgendwo auf Adler oder Scheibe geschossen. Es sind Gemeindefeste, manchmal auch große Volksfeste daraus geworden. In den Festzügen klingen oftmals historische Reminiszenzen an. Trachtengruppen werden mitgeführt und lokale Begebenheiten in Bildern dargestellt.



Das Schützenfest in Oberbayern

In den Grundzügen ist das Zeremoniell der Schützenfeste überall gleich. Der Königsabend mit gemeinsamer Kaffeetafel, zu der die Frauen das Gebäck beisteuern, geht dem eigentlichen Fest voraus, das dann am Himmelfahrtstag mit einem großen Festumzug durch die Stadt beginnt. Freitags wird der alte König von den Schützen eingeholt, am Sonnabendnachmittag feiern die Kinder mit Sackhüpfen, Eierlaufen und anderen Spielen ihr Fest. Am Sonntag Frühstück und Festakt, dann beginnt das Königsschießen. Ein gemütlicher Abend beschließt das Fest.

Bei den Schützen überwiegen die grünen Uniformen. Traditionsgemäß wird auch das Löffelbrett, auf dem schon seit alters her die Schießpreise – silberne Löffel – liegen, zur Schau gestellt. Daher nennt man den Königstanz auch Löffeltanz.

Schützen, die keine Uniformen, sondern einen schwarzen Anzug und Zylinder tragen, sind schützenfestfeiernde Gildemitglieder. Aufgabe der früheren berufständischen Vereinigung war vor allem die gegenseitige Unterstützung im Notfall, also eine Art früher Versicherung auf der Basis von Gegenseitigkeit. Da der Notfall auch den militärischen Dienst einschloss, ist eine Verbindung zum Schützenfest gegeben.

In Windbergen wird noch wie zur Ritterzeit mit der Armbrust auf den Vogel geschossen. Hier tragen die Schützen keine Uniform, haben aber Schärpen in verschiede-

nen Farben umgelegt, die die Zugehörigkeit zu den einzelnen Schützengruppen erkennen lassen. Das Armbrustschießen pflegt auch die Lübecker Gesellschaft Bürgerverein.

Eine Nebenaktivität bei den Schützenfesten ist das Kinder-Vogelschießen. Die Husumer gestalten dieses Vergnügen besonders ansprechend. Die Kleinen tragen bei ihrem Umzug mit Grün umwickelte und mit Blumen verzierte Halbreifen. In ihren Haaren stecken Blüten, und in den Händen halten sie Blumensträuße.

Leonhardifahrten und Umritte



Wie der heilige Leonhard, dessen Festtag am 6. November begangen wird, zum Pferd kam, weiß niemand zu sagen. Der fränkische Missionar, der im 6. Jahrhundert lebte und das Kloster Noblac bei Limoges gründete, dessen erster

Abt er auch war, soll der Legende nach der Gemahlin des Merowingerkönigs Chlodwig in schweren Geburtsnöten geholfen haben. Als Lohn dafür erreichte er beim König die Freilassung unschuldig Gefangener, was ihn im Kreise der »Vierzehn Nothelfer« zum Patron der Wöchnerinnen und der Gefangenen machte. Im bayerischen Raum freilich gilt er schon seit dem 17. Jahrhundert als Pferdepatron, und das Brauchtum um ihn und die Verehrung, die er genießt, haben ihn fast zum »bayerischen Herrgott« gemacht. *Es ist*



unmöglich, all die Leonhardifahrten und -ritte aufzuzählen, die in Oberbayern zu seinem Ehren stattfinden. Drei wesentliche Elemente sind fast allen eigen: der Ritt um die Kirche, der meist dreimal gemacht wird, die Segnung der Pferde und - ebenso häufig — die Verteilung von Leonhardibrot, das unter das Futter gemischt wird, damit es dem Vieh Segen bringe. Die Leonhardskirche in Kreuth, vermutlich die

älteste diesem Heiligen geweihte Kirche Bayerns überhaupt — sie soll nach der Überlieferung 1184 von Abt Ruprecht I. erbaut worden sein —, ist am Morgen des 6. November Ziel der Bewohner von Rottach-Egern, Tegernsee, Bad Wiessee, Gmund und Dürnbach, die in schön geschmückten Truhnenwagen angefahren kommen, um die Kirche dreimal zu umrunden. Ursprünglich wurde die Kirche freilich nur umritten, wie es auch an anderen Orten heute noch üblich ist. Die Fahrt im Wagen hat sich erst in jüngster Zeit eingebürgert, um Familie und Gesinde die Teilnahme möglich zu machen.

Gleichfalls am 6. November startet in Bad Tölz die überaus prachtvolle und wohl auch größte Leonhardifahrt zum nahe gelegenen Kalvarienberg. Den Zug eröffnen Vorreiter, dann folgen die vierspännigen, reichbemalten Leitenwagen, aber auch reine Festwagen mit Heiligenfiguren und vielerlei anderen religiösen Motiven. Begleitet wird der Zug natürlich von Musikkapellen. Auf dem Kalvarienberg angelangt, findet dort in der Kapelle mit ihren vielen Votivgaben für den Heiligen — Hufeisen, Ketten und kleinen Bildern — eine Messe statt. Danach umrunden junge Männer mit ihren Leonhardiwagen in schneller Fahrt die Kapelle, bevor der Segen erteilt wird — für Mensch und Vieh.

Weinfeste

Die Vorderpfalz und Rheinhessen sind die beiden größten Weinbaugebiete der Bundesrepublik. Die Wein- und Winzerfeste, die es hier gibt, sind fast nicht zu zählen. Ihre Tradition reicht aber nur selten über die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts zurück; die Mehrzahl der Weinfeste entstand sogar erst nach dem Zweiten Weltkrieg und von denen wiederum die Hälfte zu Anfang der siebziger Jahre. Man feiert sie nicht um ihrer selbst willen, sondern um den Weinabsatz zu fördern und den Fremdenverkehr zu beleben.

Die Festelemente solcher Weinfeste, die drei bis fünf Tage währen, sind schnell aufgezählt: Eröffnung durch den Bürgermeister und die Stadträte, verbunden mit einer Probe des neuen Weins, Weinprobe auf dem Marktplatz oder im Festzelt, bunter Abend, Umzug, Krönung der örtlichen Weinkönigin, Jahrmarkttrummel. Attraktion



und Treffpunkt sind jedoch die Weinstände, Keller, Kelterhäuser und Winzerhöfe. Hier werden Wein getrunken und einheimische Spezialitäten verzehrt.

Zu den bedeutendsten Weinfesten in Deutschland zählt zweifellos das Weinlese in Neustadt am ersten Oktobersonntag. Seit seiner Einführung um die Jahrhundertwende bildet ein großer Festzug den Auftakt. Seit 1929 wird auf diesem Fest, dessen Hauptschauplatz das

„Winzerdorf“ auf dem Bahnhofsvorplatz ist, eine Weinkönigin, seit 1950 die deutsche **Weinkönigin** gewählt.



Meistertrunk



Der Meistertrunk „ist ein historisches Festspiel mit Heereszug und Feldlager, getreu nach mittelalterlichem Vorbild und Zeremoniell. Der kaiserliche Feldherr Graf Tilly mit seinem Gefolge tritt auf. 1631 belagern die kaiserlichen Truppen die Stadt Rothenburg. General Tilly droht mit der Zerstörung der Stadt.

Altbürgermeister Nusch stellt sich einer Wette und leert einen $3\frac{1}{4}$ = Liter – Humpen (великий келих) Wein in

einem Zug. Hiermit errettet er die Ratsherren vor dem Tod und die Stadt vor der Vernichtung.

Das gleichnamige Stück erinnert an dieses dramatische Geschehen aus dem 30-jährigen Krieg. Dieses Stück wird zu Pfingsten im Kaisersaal des gotischen Rathauses aufgeführt. Das Historienspiel ist fester Bestandteil des Rothenburger Festspielsommers von Pfingsten bis September.

Kinderzeche

Im Juli 1630 greift Schweden in den Dreißigjährigen Krieg ein. 30000 Mann und 6000 Reiter kämpfen für den Protestantismus, gegen Kaiser und Rom. Ungehindert dringen die schwedischen Armeen bis Bayern vor, bis sich unter dem Oberbefehl Wallensteins das Kriegsglück langsam wendet. 1632 fällt König Gustav II. Adolf bei Lützen. Die kleine Stadt Dinkelsbühl an der Romantischen Straße muss eine schwere Belagerung durch die Schweden erleiden.

Als die Schweden mir der Plünderung und Brandschatzung der Stadt drohen, versammelt Lore, die Tochter eines Torwächters, die Dinkelsbühler Kinder und be-



gibt sich als Bittlerin in das feindliche Lager. Der schweidische Obrist lässt sich erweichen und verschont die Stadt. So entgeht die Stadt der Zerstörung, und die ausgehungerten Kinder erhalten reichliches Essen.

Die „Kinderzeche“ ist ein Fest im Gedenken an diese Errettung. Zur Tradition gehören ein historischer Umzug, Lagerleben, Reiterspiele, Freilichttheater und Konzerte. Seine besondere Eigenart gewinnt das Dinkelsbühler Fest jedoch durch die Art seiner Tanzdarbietungen. Alles erinnert an Schwedenbelagerung und mittelalterliche Lebensformen: Schwerter – und Schwedentanz, Zunft- und Schäferreigen.



Fegen der Bremer Domtreppe

In Bremen gibt es einen seltsamen Brauch: Ein Mann, der an seinem 30. Geburtstag noch unverheiratet ist, wird von seinen Freunden oder Kollegen schriftlich aufgefordert, die Domtreppe zu fegen, eine ebensolche Frau muss die Klinken der Domtür putzen — sich zu widersetzen wäre zwecklos. Allerdings haben die schadenfrohen Freunde auch die Freundlichkeit, durch Anzeigen in Bremens Zeitungen die Öffentlichkeit zu bitten, den Fegenden oder die Putzende mit einem erlösenden Kuss von ihrer eintönigen Tätigkeit zu befreien. Gefegt wird häufiger, Klinkenputzen kommt seltener vor (vielleicht deshalb, weil man in letzter Zeit dem Klinkenputzen



wegen sichtbarer Abnutzung Einhalt gebot). Belegt ist der Brauch seit 1890.

Münchhausen-Spiel

Seit 1785 immer wieder neu aufgelegt und illustriert, sind die tollen Lügengeschichten in aller Welt literarisches Allgemeingut geworden.

1720 wurde Hieronymus von Münchhausen in dem Weserstädtchen Bodenwerder als Spross eines 500 Jahre alten Adelsgeschlechts geboren. Entscheidend für seinen Lebenslauf ist die Berufung des 18-jährigen nach Riga durch seinen Herrn,

Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, der sich weiland in der Garnisonsstadt aufhält. Seine Erlebnisse in Kurland, Livland, Finnland und Russland gehen später in die anekdotenhaften Erzählungen ein. 1750 kehrt der Rittmeister in seine Heimat zurück, um fortan das Leben eines Landeedelmannes zu führen.

Phantasie ist die Grundlage seiner Geschichten. Die Stadt Bodenwerder gedenkt ihres berühmten Sohnes mit einer Skulptur und einem Museumszentrum. Der Brauch des „Münchhausen-Spiels“ ist noch jung: Seit 1986 beleben Laiendarsteller die Lügengeschichten, jeweils am 1. Sonntag von Mai bis Oktober. Die Geburtsstadt setzt so ihrem „Lügenbaron“ ein lebendiges Denkmal.

Fischertanz und Fischerstechen

Am Wasser haben sich allenthalben eigene Sitten und Bräuche entwickelt, in deren Mittelpunkt die Fischer stehen. Das ist in Oberbayern nicht anders als sonstwo. Höhepunkt im Jahresablauf der Fischer ist das Fischerstechen, ein sportlich-vergnügendes Wasserturnier, bei dem es darauf ankommt, einander mit langen Stangen vom Boot zu stoßen.



Am Starnberger See, und zwar an der südlichen Starnberger Seepromenade, wird das »Turnier« alle fünf Jahre am Sonntag vor Maria Himmelfahrt veranstaltet. Dem Fischerstechen geht jeweils der Fischertanz voraus, bei dem sechs Paare die traditionelle und sechs weitere Paare die 1921 erneuerte Fischertracht tragen. Insgesamt werden dabei 36 zum Teil recht schwierige Figuren getanzt. Das anschließende Stechen findet auf den hergebrachten kiellosen Fischer-Flachbooten statt. Für den Stecher ist auf ihnen ein in seinen Abmessungen genau festgelegtes Brett montiert, das einen Meter über den hinteren Rand des Bootes hinausragt, und zur Feier des Tages sind die Boote mit Tannengrün, Schilf und Moosballen herausgeputzt. Die Kampfgegner, die zuvor ausgelost wurden, sind maskiert und kostümiert, während die Ruderer Fischertracht tragen. Innerhalb eines durch Pfähle im Wasser abgesteckten quadratischen Kampffelds beginnt dann der Wettkampf, bei dem es gilt, den Gegner mit fast drei Meter langen (an der Spitze gepolsterten) Stangen vom Boot ins Wasser zu stoßen. Im ersten Durchgang wird das »Königsstechen« ausgetragen, das ausschließlich den Berufsfischern vorbehalten ist. Zum Ausscheiden genügt es bereits, wenn ein Fischer von der vorgeschriebenen Fläche auf

dem Standbrett abkommt. Die Sieger des ersten Wettbewerbs kämpfen dann gegeneinander, und das geht so lange, bis nur noch einer übrig ist, der dann — im Boot — von der in Tracht gekleideten Fischerbraut zum Fischerkönig gekrönt wird. Zudem erhält er einen Ehrenpokal. Nun folgt ein allgemeines Stechen, zu dem Sportfischer und andere Interessenten zugelassen sind. Hier wird Sieger, wer sich am längsten auf der vorgeschriebenen Fläche des Standbretts hält. Dass volkstümliche Musik, von zwei Trachtenkapellen dargeboten, das Geschehen begleitet, versteht sich fast von selbst. Da der erste Pokal für das Stechen, das traditionsgemäß unter dem Protektorat des Chefs des Hauses Wittelsbach steht, 1907 von Prinzregent Luitpold gestiftet worden war, wird Veranstaltung auch Luitpold-Fischerstechen genannt.

»Bruada, nimmas not übl, wann i di ins Wassa stich« — »Stich nur her«. Mit diesem Dialog beginnt das *Schifferstechen* auf der Salzach bei Oberndorf, das in unregelmäßigen Abständen jeweils im Juli oder August stattfindet. Die Stecher, meist junge Burschen, die gute Schwimmer sein müssen, tragen weißes Hemd und weiße Hose, dazu eine rote Schärpe. Rot ist auch ihre baretähnliche Kopfbedeckung, und rotweiß schließlich sind die rund zwei Meter langen Stangen, die an der Spitze wiederum ledergepolstert sind. Je zwei Schifferschützen rudern die kleinen schmalen Boote, Zillen genannt, in die Mitte des Flusses. Und hier beginnt nun der Kampf, wobei es nicht nur auf die Standfestigkeit und Geschicklichkeit des Stechers ankommt, sondern auch auf die Kunst der Ruderer, mit der Strömung klarzukommen. Wer sich ins Wasser stoßen läßt, scheidet aus. Gekämpft wird so lange, bis nur der Sieger noch übrig ist.

Dem Schifferstechen folgt bei diesem historischen Wettkampf, der vom Schifferschützenkorps Oberndorf veranstaltet wird und schon 1596 erstmals belegt ist, ein burleskes “Hansl-und-Gretl-Spiel”. Ein maskiertes Paar tanzt verliebt auf einem Boot herum, zankt sich und streitet, beide fallen ins Wasser, versöhnen sich, und der Streit beginnt von Neuem. Der größte Spaß bei diesem Fest aber ist das Wurstspringen. An einem über die Salzach gespannten Seil sind Hartwürste so hoch aufgehängt, dass sie nur springend erreicht werden können. Hier hängt nun viel von der Geschicklichkeit des Ruderers ab, das Boot so zielgenau zu steuern, dass der Springer im richtigen Moment hochspringen und die Wurst abreißen kann. Oft landet er dabei im Wasser. Für die Zuschauer an beiden Seiten des Flusses gibt es genug zu lachen, wenn der Pechvogel dann schwimmend mit der Wurst zwischen den Zähnen das Boot oder das Ufer zu erreichen versucht.



Tonnenfest

Tonnenfest, Tonnenreiten ist das beliebteste Fischländer Fest.

Das Tonnenfest entstand in der Zeit, als noch die Schweden die deutsche Ostseeküste beherrschten, und die Tonne, die auf diesem Fest zerschlagen wird, soll eine Erinnerung an die letzte Tonne mit Heringen sein, die damals an die Schweden abzuliefern war.

Das Tonnenfest ist ein richtiges Spiel, das mehr vom Zufall und Glück entschieden wird als durch Geschicklichkeit oder besondere Begabung der Wettkämpfer. Auf diesem Fest zeigt sich der Fischländer in einer ihm sonst ungewohnten Rolle, er tritt als Reiter auf. Es gibt ihm auch die einzige, allerdings sehr bescheidene Gelegenheit, eine Art volkstümlicher Festtracht zu zeigen. Der Tonnenreiter trägt eine weiße Mütze, ein weißes Hemd, dunkle Reithosen und einen mit Perlen bestickten bunten

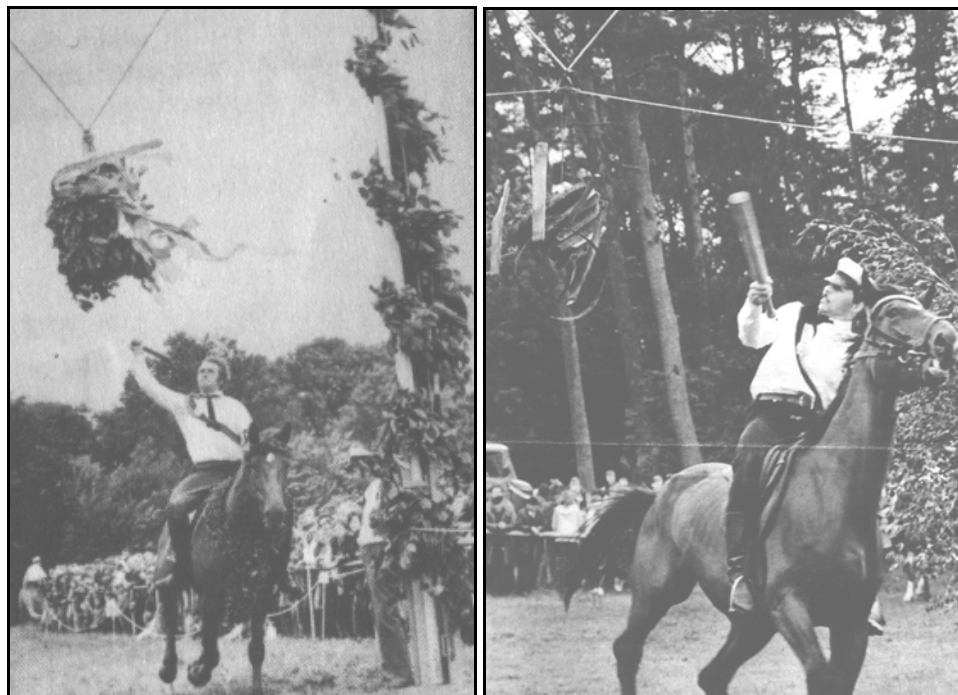
Gürtel. Sein Pferd trägt eine farbige Satteldecke, und Mann und Ross sind mit Girlanden, in die kleine Blumensträuße eingeflochten sind, geschmückt.

Zwischen zwei Masten wird eine geschmückte Tonne aufgehängt.

Beim Tonnenfest wird um zwei Königswürden gekämpft. Der Reiter, der mit seiner Keule vom Rücken des Pferdes aus die letzte Daube, „Stäben“ genannt, von der Tonne herunterschlägt, wird Stäbenkönig.

Und wem es gelingt, das letzte Stück Holz der Tonne herunterzuholen, der wird Tonnenkönig.

Der Reiz dieses Festes liegt im Schmuck der Reiter und in der Musik.



Tonnenschlagen: Das ist das Wettspiel der Reiter, das bei vielen Sommerfesten und an Kirmestagen gespielt wird. Die Tonne wird an einem festen Tau aufgehängt, die Reihenfolge der Reiter wird durch das Los bestimmt, die Reiter werden mit Knütteln bewaffnet und preschen im Galopp unter der Tonne durch. Bei jedem Ritt hat jeder einen Keulenschlag frei, wer die erste Daube herunterholt, erhält den ersten Gewinn und ist der Leutnant, wer das Stück Tonne herunterschlägt, bekommt den Hauptgewinn und ist König.

Bräuche und Feste der Schäfer

Der heilige Bartholomäus ist einer der Patrone der Schäfer, daher findet der *Markgröninger Schäferlauf* alljährlich am Wochenende nach dem Bartholomäustag (24. August) statt; die gesamten Festlichkeiten dauern vier Tage — von Freitag bis Montag. Die Tradition des Schäferlaufs reicht bis ins Mittelalter zurück. Damals trafen sich die Schäfer aus der näheren und weiteren Umgebung in Markgröningen zu

ihren Zunfttagungen. Man nahm Gesellen- und Meisterprüfungen ab, hielt Zunftgericht und verkaufte auf dem Wollmarkt seine Ware. Den Höhepunkt der geselligen Zusammenkünfte bildete der **Schäferlauf**. Im Grunde ist es bis heute -so



geblieben, wenn auch der Rahmen der reinen Zunftveranstaltung durch Festspiel, Festzug, Feuerwerk, vor allem aber durch die große Zuschauermenge erweitert wurde. Noch immer sind es jedoch die aktiven Schäfer, die das Fest bestreiten.

Der Tag des Schäferlaufs ist der Samstag. Nach einer Aufführung des Festspiels und dem Gottesdienst in der Bartholomäuskirche zieht der bunte Festzug zu einem Stoppelfeld vor den Toren der Stadt. Schäferkönigin und Schäferkönig des Vorjahres thronen auf einem geschmückten Wagen. Wer von den Schäfern ihre Nachfolge antreten will, muss barfuß den Lauf über das frisch gemähte Stoppelfeld gewinnen.



Schäfer und Schäferinnen auf dem Stoppelfeld, aber noch nicht barfuß

Den Auftakt bilden die Schäferinnen, dann starten die Schäfer über die 300 Meter lange Strecke. Die Krönung des Siegerpaares nimmt — als Nachfolger der Vögte von Markgröningen — der Landrat des Kreises Ludwigsburg vor. Dem Sieger des Männerlaufs winkt als Preis der schönste Hammel der Trift, der mit einer farbigen Bandschleife und Rosetten geschmückt wird.



Wassertragen. Vielleicht wird eine von ihnen neue Schäferkönigin

Der Huldigung des Königspaares mit einem Schäfertanz folgen zwei weitere Wettspiele: der **Hahnentanz und das Wassertragen**, die gleichfalls zum traditionellen Zunftbrauchtum gehören. Beim Hahnentanz umkreisen die Paare eine aufgefanzte Stange, auf der in einem Käfig ein Hahn sitzt. Unter diesem hängt ein Holzteller mit einem wassergefüllten Becher darauf. Die Tänzer heben nun ihre Partnerin empor, und diese muss versuchen, mit dem Kopf den Becher umzuwerfen.

Das Wassertragen ist wiederum ein Wettlauf. Die Teilnehmer müssen - einen mit Wasser gefüllten Kübel freihändig auf dem Kopf tragend — über das Stoppelfeld laufen.

Sieger ist, wer als erster seinen Wasserkübel in einen am Ziel aufgestellten Zuber leert.

Damit ist der eigentliche Schäferlauf beendet, der Festzug kehrt wieder in die Stadt zurück. Ein umfangreiches Rahmenprogramm — darunter am Sonntag ein Wettlauf der Schüler über das Stoppelfeld — sorgt bis zum Montagabend für Frohsinn und Unterhaltung.

Der *Schäferlauf in Wildberg* findet alle zwei Jahre (1982 usw.) an dem Wochenende statt, das dem Sankt-Jakobs-Tag (25. Juli) am nächsten liegt. In den dazwischenliegenden Jahren wird der Schäferlauf in Urach abgehalten. Den ersten Schäferlauf gab es in Wildberg im Jahre 1723, nachdem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg die Gründung von Nebenstellen der Markgröninger Schäferzunft in Wildberg, Urach und Heidenheim angeordnet hatte. Der Grund für diesen Erlass waren die weiten Wege, die viele Schäfer auf sich nehmen mussten, um Jahr für Jahr an den Zunfttreffen in Markgröningen teilnehmen zu können. Als 1828 die Zünfte aufgelöst wurden, einigten sich die Wildberger mit Urach, den Schäferlauf beizubehalten und ihn abwechselnd in einer der beiden Städte durchzuführen.

Die Veranstaltungen in Wildberg beginnen am Freitagabend mit einer Aufführung des Volksstücks »Der Klosterschäfer und des Teufels Puppenspieler«. Am Samstag wird ein Leistungshüten der baden-württembergischen Schäfer abgehalten. Böllerschüsse und das Blasen der »Tagwache« leiten den Sonntag ein, an dem der Schäferlauf stattfindet. Nach dem Gottesdienst formiert sich der Festzug, an der Spitze der Herold mit der Stadtfähne, gefolgt von Trachtengruppen und Musikzügen, dem Schäferkönigspaar des vergangenen Jahres und den Teilnehmern am Schäferlauf, denen die alte Zunfttafel vorangetragen wird. Der bunte Zug zieht durch die Stadt zur Festwiese an der Nagold, wo Schäferinnen und Schäfer auf einem 170 Meter langen Wiesenstück ihren Wettkampf um die neue Königswürde bestreiten.



Feste und Bräuche der Sorben

Der Südosten der BRD ist gekennzeichnet von zweisprachigen Ortsschildern, Wegweisern und öffentlichen Beschriftungen — unübersehbarer Beweis für die eigenständige Existenz eines kleinen Volksstammes. Sie wurden schon im Jahre 631 als „surbi“ in der Chronik des fränkischen Mönches Fredegar genannt. Im 6. Jh. waren sie in das damals von den germanischen Stämmen verlassene Gebiet eingewandert und hatten sich als Bauern und Viehzüchter niedergelassen. Mit ihrer Unabhängigkeit war es allerdings vorbei, als sie im 10. Jh. von der deutschen Ostkolonisation überrollt wurden. Während in Sachsen und Brandenburg die Slawen in der deutschen Bevölkerung aufgingen, bewahrten die Lausitzer Sorben jedoch bis heute ihre sprachliche, kulturelle und ethnische Eigenart.

Der Pflege der sorbischen Volkskultur haben sich verschiedene Institutionen angenommen, so das Staatliche Ensemble für sorbische Volkskultur, das Deutsch-Sorbische Volkstheater und der Domowina-Verlag, das Museum für Geschichte und Kultur der Sorben und das Institut für sorbische Volksforschung sowie die Festivals der sorbischen Kultur und nicht zuletzt die Domowina, die Organisation der Lausitzer Sorben. Sie alle haben ihren Sitz in Bautzen

Die Sprache der Sorben gehört zur westslawischen Sprachgruppe und zerfällt in zwei deutlich getrennte Sprachen: Das Niedersorbische ähnelt dem Polnischen, das Obersorbische dem Alttschechischen. Gesprochen werden beide Sprachen zwischen Ruhland und Muskau. Im übrigen Gebiet der BRD deuten heute noch zahlreiche Ortsnamen mit Endungen -itz, -witz, -litz und -ow auf die ursprüngliche Ausdehnung der Slawen hin. Manche Namen sind sogar noch sehr rein erhalten, wie zum Beispiel Cottbus, ursprünglich Chosebuz. Als Bauernvolk haben sich die Sorben einen reichen Schatz an Märchen, Sagen und Liedern erhalten; in ihrem Brauchtum ist eine Reihe heidnischer Vorstellungen konserviert, die allesamt Bezug zu Fruchtbarkeitsriten und zum bäuerlichen Jahresrhythmus haben. Das neue Jahr beginnt deshalb im Frühling mit dem Erwachen der Natur. Entsprechend sind die meisten sorbischen Bräuche mit Ostern verbunden. So gibt es in der Oberlausitz noch heute das **Osterreiten** als Prozession zu Pferde von einem Kirchspiel in das benachbarte. Die Wissenschaftler sagen, dieser Brauch sei aus den Flurumgängen im Frühling hervorgegangen, ein Osterbrauch aus vorchristlicher Zeit.

Die Osterreiter tragen schwarze Röcke und Zylinder. Die Pferde sind geschmückt, sie haben geflochtene Mähnen, in denen Blumen stecken, haben buntbestickte Schleifen am Schwanz und am Zaumzeug mit weißen Muscheln an den Lederriemen, das nur an diesem Sonntag des Jahres hervorgeholt und von Generation zu Generation weitergegeben wird.

Der Zug der Reiter verläßt das Dorf auf dem seit Jahrhunderten benutzten Weg, der sie ins benachbarte Dorf führt, in dem sie feierlich empfangen und reichlich bewirtet werden, während die Reiter aus dem Nachbardorf das gleiche in den Häusern dieser Männer erfahren.

Dieses Osterreiten wurde nach der Reformation in den nunmehr protestantischen Dörfern der Lausitz als „papistisch“ verpönt und verboten. Nur in einigen Dörfern der Kreise Kamenz, Bautzen und Hoyerswerda hat es sich bis in die heutigen Tage erhalten, auch wenn es an Pferden mangelt.



Natürlich spielt auch, wie in allen bäuerlichen Kulturen, das Ei eine wichtige Rolle. **Ostereier** genießen in der ganzen Welt besondere Wertschätzung. Es ist also keine sorbische Besonderheit, dieser Brauch, der so viel Aufwand und Zeit kostet und Geschmack und Können verlangt. Und doch haben diese ornamentgeschmückten, mit Gänsefedern, Wachs und Kräuterfarben buntverzierten Eier etwas an sich, was sie im 21. Jahrhundert unverkennbar sorbisch macht. Sie sind nicht einfach in Drogeriefarben getaucht, mit dem Pinsel bemalt oder mit Abziehbildern beklebt. Hier, in diesen Reihen der geometrischen Figuren, der stilisierten Blütenkränze und in der Farbkombination stecken Geschichte, Tradition und Wesensart des kleinsten slawischen Volkes der Erde.



Die Männer und Frauen, die diese Kunst von ihren Eltern oder Großeltern gelernt haben, kennen verschiedene Techniken der Malerei. Die am häufigsten angewandte ist die Wachstechnik, bei der mit Gänsefedern, deren Spitzen in geometrische Formen geschnitten werden, ein Gemisch von Kerzen- und Bienenwachs auf die

Eierschale aufgetragen wird. Striche und Punkte werden mit Stecknadelkuppen erreicht. Das Wachs wird nach kurzer Zeit fest. Das so mit Ornamenten verzierte Ei wird dann in eine vorbereitete Farblösung getaucht. Danach wird es getrocknet und je nach Wunsch des Künstlers mit weiteren Ornamenten versehen und dann in eine andere Farbe getaucht. Später wird das Wachs leicht erhitzt und mit einem weichen Lappen abgewischt, so dass die bedeckten Stellen wieder erkennbar sind. Dieser Vorgang kann beliebig wiederholt werden. Die Kunstwerke werden am Gründonnerstag Kindern geschenkt, die sie körbchenweise von ihren Verwandten nach Hause tragen.

Besonders gelungene Eier werden ausgeblasen und an Birkensträußen vor dem Haus aufgestellt. Als Ergebnis eines Wettbewerbs werden alljährlich die schönsten Ostereier in Bautzen ausgestellt.

Am Morgen des Ostersonntags holen junge Mädchen von Quellen und Brunnen „Osterwasser“, da es denen Schönheit verleihen soll, die sich damit waschen. Man darf beim **Osterwasserholen** aber nicht reden, weil es sonst seine Wirkung verliere.

Ein weiterer alter Brauch ist das Entzünden von **Osterfeuern**. Auch in der Nacht vor dem ersten Mai, in der Walpurgisnacht, lodern auf den Bergen der Lausitz Holzfeuer. In ihnen verbrennt man Stroh puppen, die Hexen symbolisieren. Sie verkörpern ursprünglich den vergangenen Winter und später alles Schlechte. Besonders populär ist das Hexenbrennen in Gtöda (Kreis Bautzen) geworden. Hier findet vor der Verbrennung eine „öffentliche Gerichtsverhandlung“ statt, bei der Missstände im Dorf kritisiert und der Hexe angelastet werden. Den Abschluss des Abends bildet der Tanz in den Mai. Der Sinn dieses Hexenbrennens ist Jahrtausende alt. Der Mensch nimmt Abschied vom Bösen, Überlebten, er verbrennt den Unrat der alten Zeit, damit der Mai sich wohl fühlt und Platz hat für seine Blumen.

In den gleichen Zusammenhang gehört die „**Vogelhochzeit**“.

In der Oberlausitz, in der Gegend um Kamenz und Bautzen, feiert man am 25. Januar das Fest der Vogelhochzeit, vielleicht das populärste Volksfest der Sorben. Am Vorabend stellen die Kinder einen Teller auf das Fensterbrett. Am Morgen finden



*Vogelhochzeit.
Braut und
Brätigam*

sie darauf allerlei Gebäck und Süßigkeiten. Das haben ihnen die Vögel gebracht, die an diesem Tag Hochzeit halten und sich bei den Kindern für das Futter bedanken, das sie im Winter von ihnen erhalten haben.

Das Fest ist verbunden mit einem Umzug durch den Ort. Tagelang gibt es vorher kein anderes Thema. Zu Hause und im Kindergarten hat man alle Hände voll zu tun, denn die Kinder werden für den Umzug als Braut oder Bräutigam gekleidet oder erhalten ein schönes Vogelkostüm.

Aber auch die Großen gehen bei der Vogelhochzeit nicht leer aus. Am Abend finden Veranstaltungen aller Art statt. In manchen Orten wird das Volksfest bis in den Februar hinein gefeiert.

Der Ursprung dieses Brauches liegt wohl darin, dass man früher der Verstorbenen dadurch gedachte, dass man ihnen Speisen aufs Grab legte. Später beschenkte man die Kinder, und daraus mag das Fest der Vogelhochzeit entstanden sein.

Der sorbische Fasching **„Zapust“** wird in verschiedenen Orten des Bezirkes Cottbus begangen. Junge Burschen und Mädchen gehen verkleidet durch das Dorf und zampern, das heißt, sie erbitten Gaben, die am Abend beim Faschingstanz gemeinsam verzehrt werden. Jetzt benutzt die Dorfjugend das gesammelte Geld oft für einen Frühlingsausflug.

In den Dörfern um Schleife kommt in der Vorweihnachtszeit das Bescherkind, „Dzectko“. Das Gesicht mit einem Spitzenschleier verhüllt, tritt ein junges Mädchen lautlos in die Häuser und verteilt Äpfel und Pfefferkuchen. Unartige Kinder aber erhalten sanfte Streiche mit einer geschmückten Rute.

Auch zu den Höhepunkten im Lebenslauf der Sorben gibt es interessante Bräuche. Besonders vielfältig sind sie bei einer traditionellen **sorbischen Hochzeit**. Neben dem Hochzeitspaar ist der Hochzeitsbitter, der „Braska“, die wichtigste Person. Er ist Organisator, Festordner und Stimmungsmacher in einer Person. Der Hochzeitszug, in dem die Braut und die Brautjungfern besonders schöne Festtrachten tragen, bietet ein farbenprächtiges Bild. Nach mehrstündigem Hochzeitsessen wird am Abend unter Teilnahme des ganzen Dorfes bei Tanz und Gesang gefeiert. Kurz vor Mitternacht legt die junge Frau die Brautkrone ab, und sie erhält das Häubchen der verheirateten Frau aufgesetzt. Ihre Jugendfreunde singen ihr das Lied des Abschieds von der Jugend. Dann zieht sich das junge Paar zurück. Die Gäste aber tanzen und feiern bis zum Morgengrauen.

Natürlich sind solche Hochzeitsfeste dann auch willkommene Gelegenheiten, die **alten Trachten** anzuziehen. Neben der Festtagstracht gibt es noch eine Werktags-, Kirchgangs- und Trauertracht. Allesamt werden sie jedoch nur von Frauen getragen. Lediglich zum Osterreiten tragen auch die Männer Reste einer Tracht: schwarze Gehröcke, Zylinder und Stiefel. All die prächtigen Frauentrachten zeichnen sich durch mehr oder weniger reiche Stickereien aus — Durchbrucharbeiten, Kreuzstich, Weiß- und Plattstickereien, Stickereien auf Tüll, Flitter- und Perlenstickerei. Bevorzugt werden geometrische Motive, stilisierte Blumen und Tiere.



III. FESTE UND FEIERN ZU BEDEUTENDEN ANLÄSSEN IM PERSÖNLICHEN LEBEN DER BÜRGER:

GEBURTSTAG



Geburtstagskanon

Text und Melodie: Moritz Hauptmann, 1792-1868

Kanon zu 4 Stimmen

Wir kom-men all und gra-tu-lie-ren zum Ge-
burts-tag un-serm *... Kind
uns-erer

* Der Name der Person, die Geburtstag hat

Alle bekannten Geburtstagssitten haben einen alten magischen Ursprung. Man gratuliert sich gegenseitig zum neuen Lebensjahr, weil man in alten Zeiten glaubte, dass sich die bösen Geister besonders leicht an einen Menschen heranmachten, wenn dieser ungeschützt zwischen den Jahren stand. Deshalb scharten sich die Freunde und Verwandten dicht um ihn herum, um ihn zu behüten.

Je früher am Tag so ein Glückwunsch überreicht wurde, desto sicherer wirkte er, weil er ja den bösen Geistern zuvorkam.

Ein Geschenk multiplizierte die gute Wirkung ungeheuer. Die bösen Geister flüchteten sich erst recht ins Dunkel zurück, wenn Menschen miteinander aßen und feierten, und die Kerzen, die dabei brannten, strahlten Zauberkraft aus und trugen die guten Wünsche außerdem spornstreichs empork zu den Göttern.





Deshalb entstanden Geburtstagseinladungen und Feste: eine Schutzgeste und Garantie für Sicherheit im kommenden Lebensjahr.

Selbst die Spiele, die nur noch von den Kindern gespielt werden, dienten einstmals dazu, die Dämonen zu verwirren und zu verjagen. Eine große Rolle haben dabei die Reihentänze gespielt, bei denen sich alle anfassen und einen Kreis bilden. Viele Kreisspiele, bei denen einer im Kreis — und damit geschützt steht — und von einem anderen außerhalb des Kreises gejagt werden muss, wiederholen das Spiel vom Kampf zwischen Gut und Böse.

Früher wurden nur die Könige und Hochgestellten für wichtig genug erachtet, Geburtstag zu feiern. Später wurde es allgemein Brauch, auch für Kinder.

Kindergeburtstag, eine Sitte aus Deutschland, die in die ganze Welt hinausgewandert ist. Es wird heute noch der Geburtstagkuchen mit Kerzen geschmückt, wobei ein geheimer Wunsch in Erfüllung geht, wenn das Geburtstagskind alle Kerzen auf einmal ausblasen kann. Es gibt für jedes Lebensjahr eine Kerze, und oft steht eine rote

Lebenskerze mitten im Kerzenkranz — auch das eine magische Geste. Früher begann der Geburtstag mit einer Morgenmesse, die das Geburtstagskind mit Eltern und Geschwistern feierte, bei der es die heilige Kommunion empfing und Gott für das vergangene Jahr dankte.

Geburtstagskinder begannen ihr neues Lebensjahr oft mit neuen und besonders schönen Kleidern, Mädchen trugen Kränze oder Schleifen im Haar, Jungen bekamen neue Schuhe.

Für den Kindergeburtstag wird das Gericht gekocht, das das Geburtstagskind am liebsten isst, wobei man früher darauf geachtet hat, Gerichte mit vielen Eiern zuzubereiten, eine Beschwörung des Fruchtbarkeitszaubers.

Der bekränzte Stuhl oder das Kränzlein um den Teller des Geburtstagskindes erinnert ebenfalls an den Segen, den man früher den grünen Maien zugeschrieben hat.

Geburtstagsspiele bei den Kinderfesten sind im Grunde genommen Wettspiele und Geschicklichkeitsbeweise. Sie sollen der Familie und den anderen Gästen zeigen,

welche Fortschritte das Kind seit dem vorigen Geburtstag gemacht hat. Es ist daher verständlich, dass Eltern stolz auf die Leistungen des Kindes sind und sie mit einem Kränzchen oder mit einer Papierkrone auszeichnen.

Der Geburtstagsbaum, den Eltern und Paten anlässlich der Geburt des Kindes pflanzen, blieb diesem auf geheimnisvolle Art und Weise verbunden: sein Gedeih und Wachstum, seine Fruchtbarkeit waren Symbole. In Deutschland war es Sitte, einen Apfelbaum für einen Jungen und einen Birnbaum für ein Mädchen zu pflanzen.

Der Geburtstagsstein: Zu jedem Monat gehört ein Edel- oder Halbedelstein, der dem Glück bringt, der ihn ständig trägt.

Januar: Granat
Februar: Amethyst
März: Aquamarin oder Blutstein
April: Diamant oder Saphir
Mai: Smaragd oder Achat
Juni: Mondstein oder Perlen
Juli: Rubin, Onyx oder Karneol
August: Chrysolit
September: Saphir
Oktober: Opal oder Turmalin
November: Topas
Dezember: Türkis oder Lapislazuli



Geburtstagsblumen: Mit den Blumen ist es genauso. Jeder Monat besitzt seine spezielle Blume, und wenn man zum Geburtstag mit einem Blumenstrauß gratulieren will, so stellt man ihn gern mit oder um die Blumen herum zusammen, die für den betreffenden Monat zuständig sind.

Januar: Nelke
Februar: Veilchen
März: Osterglocke
April: Gänseblümchen
Mai: Maiglöckchen
Juni: Rose
Juli: Rittersporn
August: Gladiole
September: Aster
Oktober: Calendula
November: Chrysantheme
Dezember: Narzisse



Ring und Kette: Wer dem Kind zum Geburtstag eine Kette schenkt und mit einem Medaillon oder einem Weihpfennig um den Hals legt, versucht auf heidnische und christliche Art und Weise etwas für den gesegneten Lebensweg des Kindes zu tun.

Die Kette und der Ring gehen tiefer in die Vergangenheit zurück. Beide sind Symbole der Geschlossenheit, des heilen Kreises und können deshalb bösen Geistern den Zutritt verwehren, Unheil und Pestilenz fernhalten. Deshalb kann der Ring im Märchen Wünsche erfüllen, unbesiegbar machen, Schlagen bannen und was sonst noch geleistet werden muss.

Das geweihte Muttergottesbild oder das Kreuz soll das Kind vorm Bösen, vor den Versuchungen des Satans schützen und sein irdisches und ewiges Heil bewahren.

Um ein Kind vor dem bösen Blick zu schützen, reichte es schon, ihm ein rotes Bändchen um den Hals zu legen: eine Sitte, die in manchen Gegenden am Hochzeitstag wiederholt wird.

Man bannte auch die Naturkräfte, wenn man einen Ring oder eine runde Münze in Brunnen und Meere (Venedig) warf, was oft als Opfer missverstanden wird.

Kommunion – Konfirmation

Die Konfirmation (Evangelische Kirche)

In der kirchlichen Tradition ist die Konfirmation der festliche Höhepunkt der Konfirmandenzeit. Mit der Taufe eines jeden Kleinkindes verpflichtet sich die christliche Gemeinde, die Unterrichtung des Kindes nachzuholen und mit einem feierlichen Gottesdienst abzuschließen. Somit ist die Konfirmation unabdingbar an die vorherige Taufe gebunden.

Der Unterricht und der abschließende Gottesdienst wollen dem Konfirmanden eine Hilfe zum christlichen Glauben sein, der nicht von selber kommt, sondern dem Heranwachsenden angeboten werden muss. Konfirmation – recht verstanden – ist ein Lebensprozess, der mit der Taufe beginnt und erst mit dem Tod eines Menschen endet.

Bei der Konfirmation geht es um einen Prozess mit Gott und auf gar keinen Fall um eine Einebnung auf das, was alle tun. Die Eltern meinen es weiterhin gut mit ihrem Konfirmanden. Er ist aus ihrer Fürsorge nicht entlassen, gerade in Glaubensfragen nicht. Auch die Paten bleiben ihrem Patenkind verbunden. Christliche Patenschaft heißt, zu einem eigenen Glauben zu verhelfen. Dabei bieten sich auch der Pfarrer und die ganze Gemeinde mit all ihren Hilfsmöglichkeiten wie Beratungsstellen für Jugendfragen an. Der Konfirmand selbst ist voller Versprechen





und guter Vorsätze. Er will diesen Festtag zum Anlass nehmen, sein Leben neu zu bedenken. Den Paten obliegt es, die Kinder auszuführen und ihnen Geschenke zu bereiten, die ein Leben lang an diesen Feiertag erinnern.

In einem feierlichen Gottesdienst bekräftigen Konfirmanden das Versprechen, als Christen leben zu wollen, das ihre Eltern und Paten bei ihrer Taufe an ihrer Stelle schon einmal abgegeben haben. Sie stimmen in das Glaubensbekenntnis der Kirche ein. Aus diesem Grund erhalten die Konfirmanden einen Denkspruch, der sie durch das Leben begleiten soll, und empfangen den Segen, der sie mit ihrem ganzen Leben unter den Schutz Gottes stellt.

Mit der Konfirmation sind sie vollgültige Gemeindemitglieder, denen das Recht zugesprochen wird, in eigener Verantwortung in allen evangelischen Gemeinden am Abendmahl teilzunehmen, Pate zu werden, als Erwachsener an gültigen Wahlen teilzunehmen oder in kirchliche Ehrenämter gewählt zu werden. In der vorkirchlichen Erwartung ist die Konfirmation ein Schritt zum Erwachsenwerden.

Der sogenannte Weiße Sonntag ist nach den weißen Gewändern der Täuflinge benannt, die in der alten Kirche während der gesamten Osterwoche in ihren Taufkleidern zum Gottesdienst zu erscheinen hatten.

Weißer Stoff – ein Ausdruck der Reinheit des Menschen nach seiner Taufe – werden seit dem vierten Jahrhundert bevorzugt.

Erste Heilige Kommunion (Katholische Kirche)

Im katholischen Europa findet am Sonntag nach Ostern die Erstkommunion statt. In Begleitung ihrer Paten, Eltern und Verwandten, ziehen die Kommunikanten, weiß gekleidet und mit Kerzen in der Hand, in die Kirche, wo sie erstmals die heilige Kommunion empfangen.

Erstkommunion, der erstmalige Empfang des Altarssakramentes, wurde 1910 von Pius X. für Kinder als Frühkommunion eingeführt.

Seine besondere Bedeutung erlangte der Weiße Sonntag Mitte des 17. Jahrhunderts, als die individuelle Erstkommunion allgemein aufgegeben wurde. Die gemeinsame Feier bot Anlass, den Tag in besonderer Weise feierlich zu gestalten. Wallfahrten in nahe gelegene Kapellen, Besuche beim Pfarrer, der die Kinder mit Kuchen, Brot und Wein bewirtete, und Ausflüge gehören seither zu den gebräuchlichsten Formen der Feier. Vereinzelt aber waren dem Festtag Bräuche angeschlossen, deren Bezüge tiefer in die Thematik der Kommunion einführten.

Ganz besonders sticht dabei ein Brauch aus Oppenau im Schwarzwald hervor. Nach dem Hauptgottesdienst traten dort die Kinder zu einem "Schäferzug" zusammen. Ein weiß gekleideter Knabe führte die Kommunikanten, die "Schäfchen", von der Kirche zum Pfarrhaus. Er war mit einer Schippe und einer Tasche ausgerüstet und wurde von einem ebenso weiß gekleideten Mädchen begleitet.

Dieser "Schäferzug" geht auf die Perikope des zweiten Sonntags nach Ostern zurück, die in der Epistel, im Evangelium, vom "guten Hirten" handelt.



Schülerfeste

Als es noch keine allgemeine Schulpflicht gab, war die Einschulung wohl eine noch wichtigere Angelegenheit als heute. Daraus entwickelte sich ein Schülerfest in mehreren Varianten, die im Laufe der Zeit noch weitere Umgestaltungen erfuhren. Da früher die Einschulungsfeier am Fest des heiligen Gregor (12. März) stattfand, nennt man jetzt das Schülerfest in einigen Gegenden das Gregoriusfest. Die Kinder stehen dabei im Vordergrund. Der Schulleiter hält eine Ansprache. Sportliche Wettkämpfe und Spiele werden veranstaltet, und die Kinder erhalten zur Aufmunterung und als Lohn den „Gregoriusbatzen“ (Geldstück), eine Brezel und Limonade. Es sind auch Wiesenfeste bekannt, die im Juli statt-



finden, aber auch den Kindern vorbehalten sind. Erwachsene sind nur Zuschauer bei den Spielen vielfältigster Art und beim Festzug mit schönen Blumenarrangements.

Das Rutenfest wird am zweiten oder dritten Julisonntag begangen und gehört zu den ältesten bekannten Schülerfesten. Schon im 15. Jahrhundert war es in vielen Orten üblich, dass die Schüler einmal im Jahr gemeinsam vor die Stadt zogen, um Haselruten zu schneiden, mit denen sie später von den Lehrern gezüchtigt wurden. Die Erinnerung an diese Tradition wurde durch ein Fest wachgehalten. Heute hat sich das Rutenfest zu einem Volksfest entwickelt. Es beginnt am Freitag mit einer abendlichen Aufführung des Rutentheaters, eines Schülertheaters. Am Samstag und Sonntag werden weitere Jugendkonzerte und andere musikalische Darbietungen veranstaltet. Den Höhepunkt bringt jedoch der Montag: an diesem Tag haben die Schüler frei. Man formiert sich um 9 Uhr zu einem Festzug mit lokalgeschichtlichen Darstellungen, der durch die Straßen zieht.



Rutenfest in Ravensburg: Rutentragende Kinder

Alle Kinder tragen Ruten. Nachmittags werden in Sportstadion Kinderspiele veranstaltet. Mit einem anabendlichen Feuerwerk endet das eigentliche Rutenfest – seinen endgültigen Abschluss findet es jedoch erst am darauffolgenden Montag, wenn die Ruten begraben werden.

Texterläuterungen

Rute, die — прут, різга

Haselrute, die — прут з ліщини





Hochzeit



*Brauttracht im
Schwarzwald: überreich
geschmückter
Brautschäppel*

Text und Melodie: Werner Gneist

Kanon zu 4 Stimmen

1. Viel Glück und viel Se - gen auf all eu - ren We - gen,
2. Ge - sund - heit und Wohl - stand sei auch mit da - bei.
3. 4.

Polterabend ist als Polterfest älter als unsere christlichen Hochzeitszeremonien. Schon in alttestamentarischen Zeiten glaubte man, mit dem Geklapper und Geklirr zerschellender Amphoren und Krüge die bösen Geister vom Hochzeitshaus fortzuschleichen.

In Deutschland ist es Sitte, vor den Häusern der Verlobten alte Töpfe und Tassen entzwei zu werfen. Die Polterer sind früher oft maskiert gewesen, auf jeden Fall schließt sich nach dem Lärm ein Fest an, zu dem Braut und Bräutigam ihre Freunde einladen.

Hühnerabend hat der Polterabend früher auch geheißen, weil die Gäste und Nachbarn Hühner zur Hochzeit schenkten und das Geflügel schon am Vortag mitbrachten.



In manchen Gegenden ist es üblich, dass die Kinder, vor allem die Jungen der Nachbarschaft, im Lauf des Polterabends alle auf einmal angestürmt kommen, ihr Gepolter, Geschrei und Gelächter vollführen und dann gesittet auf ein Stück Kuchen warten.

Die **Polterscherben** müssen auf jeden Fall aus Steingut oder Porzellan bestehen, Glas würde in diesem Fall Unglück bringen, weil Glas das Symbol für Glück ist, das ja gerade in der künftigen Ehe heil bleiben soll. Es gilt hier und da als Zeichen künftigen Ehefriedens, wenn das Brautpaar gemeinsam am Ende des Festes die Scherben zusammenkehrt, anderswo erwartet man jedoch vom Bräutigam, dass er allein und sofort die Schaufel als Sinnbild des Eheruders ergreift.

Der Sitte nach ist die Braut Gastgeberin beim Polterabend, sie lädt zwar ein, der Polterabend wird jedoch gern als „offenes Haus“ betrachtet: Nachbarn und Freunde können auch unangemeldet erscheinen und mitfeiern.

Geschwister und die besten Freunde der Brautleute überraschen diese gern mit einer Hochzeitszeitung oder einem Stück, das sie gemeinsam aufführen. In beiden Fällen werden lustige und wichtige Ereignisse aus dem bisherigen Leben des jungen Paares in Gedichtform dargestellt. Zum Schluss dieser Darbietungen werden der Braut vielerorts der Brautschleier und der Myrtenkranz von den besten Freundinnen überreicht, und der Bräutigam erhält ebenfalls feierlich den Myrtenstrauß.

Schräppeln. Am Montag vor der Hochzeit finden sich die Freundinnen der Braut zum Schräppeln in deren Haus ein. Das Schräppeln bedeutet: die Blumenkränze, Girlanden und Laubbögen werden zurechtgemacht, wobei viele der Laubgewinde mit roten Taschentüchern dekoriert werden, weil man früher angenommen hat, dass die rote Farbe imstande ist, Hexen und böse Geister abzuwehren.

Beim Schräppeln muss auch der Hochzeitslader dabei sein, von dem erwartet wird, dass er der Braut ein Tischtuch schenkt, außerdem der Bräutigam, die beste Freundin der Braut und deren Patin.

Die Hochzeit wurde früher nicht in den Fastenzeiten, dafür in den Monaten und Wochen gefeiert, in denen die Bauern Zeit hatten: von Dreikönig bis Aschenmittwoch, vom Weißen Sonntag bis zur Ernte und dann wieder ab Kathrein bis zum Advent.

Die christliche Hochzeit hat im 14. Jahrhundert vor der Kirchentür, „vor dem Volke“, also in aller Öffentlichkeit stattgefunden. Noch in Luthers Traubüchlein wird die Eheschließung vor der Kirche erwähnt. In manchen Städten wurden die Bürger zu Hause, Paare ohne Bürgerrecht aber unter dem Brauttor verheiratet. So oder so: danach ging das Paar in die Kirche und hörte eine Messe.

Noch heute liegen die Dorfkirchen inmitten des Friedhofs, und im Mittelalter waren auch die Dome und Kirchen in der Stadt vom Friedhof umgeben. Infolgedessen war es selbstverständlich, dass das junge Paar nach der kirchlichen Trauung zu den Gräbern der Angehörigen, besonders etwa schon verstorbener Eltern ging und sie um ihren Segen bat. Sie wurden „zu Gaste geladen“, wie man das nannte.

Die bösen Hochzeitsgeister: Überall hat man geglaubt, dass das Brautpaar bis zur Hochzeit von bösen Geistern und Mächten umdroht sei, die ihm sein Glück

missgönnten. Deshalb wand man der Braut bestimmte schützende Kräuter in den Strauß, auch rote Bänder, weil die rote Farbe das Übel abwehren kann. Deshalb schlang sich die Braut ein rotes Seidenband um den Hals, deshalb ging das Brautpaar nicht alleine zur Kirche, sondern war von Brautjungfern und Brautführern dicht umgeben. Deshalb tragen der alten Sitte nach auch die Brautjungfern die gleiche oder zumindest eine ähnliche Kleidung wie die Braut selbst, damit die Geister über die wahre Braut im Ungewissen bleiben. Deshalb durfte die Jungfrau auch nicht die Türschwelle ihres neuen Heims mit den Füßen berühren, sondern musste darüber springen oder getragen werden, damit sie nicht mit den ihr noch fremden Geistern des Hauses in Berührung kam, die unter der Schwelle leben. In manchen Gegenden saß die Braut während des ganzen Hochzeitsmahles in der geschützten Ecke des Herrgottswinkels.

In Brandenburg hat man die Stuhllehne der Braut mit Glöckchen und Spiegelscherben geschmückt, weil der Glockenklang die Geister vertreibt und ihr Spiegelbild sie abschreckt. Auch die Kerzen auf dem Hochzeitstisch sollen die bösen Geister vertreiben und die Segenswünsche zum Himmel tragen. Segen brachte es nach der Meinung unserer Vorfahren auch, wenn die Trauung bei zunehmendem Tageslicht, also am Vormittag vollzogen wurde.

Hochzeitslader: In Baden war es Sitte, dass die Braut selbst mit einem Korb am Arm im Dorf herumging, um die Gäste zur Hochzeit zu laden. Sie bekam in jedem Haus ein Stück Brot, das sogenannte Glücksbrot, damit es ihr in ihrem künftigen Hausstand nie ausgehen möge.

In anderen Gegenden zieht der Hochzeitslader herum, ein Freund des Bräutigams, der eine angemessene Zeit vor der Hochzeit alle Nachbarn und Freunde selber einlädt, dafür natürlich mit einem Glas Schnaps oder Bier belohnt wird, und der während der Hochzeit eine Art Festführer ist.

Rosmarin ist die alte Hochzeitspflanze, sie taucht aber auch bei Taufe und Begräbnis auf, wurde bei der Hochzeit für den Brautkranz verwendet, und Bräutigam und Gäste schmücken sich auch heute noch mit Rosmarinsträußchen. In Bayern tragen die Frauen eine Zitrone oder Orange (die goldenen Lebensäpfel) während der Brautmesse in der Hand, in die Früchte wird je ein Stengel Rosmarin gesteckt.

Myrten sind seit dem 17. Jahrhundert Hochzeitspflanzen. Jakob Fuggers älteste Tochter war die erste, die Myrte statt Rosmarinzweigen verwendet hat. Auch der Myrtenkranz ist mit seinen immergrünen Blättern ein Symbol von Segen und Lebenskraft. Deshalb wird der Kranz nicht nur feierlich überreicht, auch sein Abschied wird gefeiert.

Hüllenmahlzeit: Das ist eine üppige Mahlzeit, mit der ein Übergang gefeiert wird. Nachts um zwölf wird in manchen Gegenden der Braut der Kranz abgenommen, und sie bekommt die Frauenhaube aufgesetzt. Die unverheirateten jungen Mädchen schließen dann einen Kreis um die Braut, die die Augen verbunden bekommt und den Kranz hält. Die Mädchen beginnen um die Braut herumzutanzten, und diese versucht, einer den Kranz auf den Kopf zu drücken: das wird im nächsten Jahr die Braut sein.

Der Kranzraub: Das geht umgekehrt vonstatten. Die junge Frau behält den Kranz auf und steht im Kreis von Brautjungfern und Burschen. Sie beginnen einen Ringeltanz und versuchen dabei, der jungen Frau den Kranz vom Kopf zu ziehen, wogegen sich ihr Ehemann wehrt. Wenn es den Tänzern jedoch gelungen ist, bekommt die Frau ihre Haube. Dann werden ihr die Augen verbunden, und sie muss einem von den jungen Leuten den Kranz aufsetzen. Wen sie erwischt, der wird zuerst heiraten.

Der Kronentanz: Alle Brautjungfern und Burschen bilden einen Kreis, in dem die Braut steht. Außerhalb der Tanzenden steht zuerst ein junger Bursch, dann ein Mädchen mit verbundenen Augen, und beide müssen jeweils versuchen, in den Kreis zu kommen und die Braut zu erhaschen. Wenn sie beide Glück haben, so wird aus



ihnen ein Paar, und ihre Hochzeit wird im Laufe des nächsten Jahres stattfinden.

Hochzeitsessen. Körner und Getreide sind glücksverheißend. Deshalb gibt es in vielen Gegenden den sogenannten weißen Brei zur Hochzeit, der aus Hirse, Reis und Milch gekocht wird, mit Honig, Hutzeln oder Rosinen gesüßt.

In Deutschland hat es oft eine sogenannte Glücksbrotsuppe gegeben, die für alle auf den Tisch gebracht wurde. Daher stammt der Ausdruck: *gemeinsam eine Suppe*

auslöffeln.

Wo Wein angebaut wurde, gab es eine Weinsuppe, in Schwaben und Bayern besonders gute Fleischsuppen mit vielerlei üppigen Einlagen, Fleischklößchen, Flädle, Schöberl und ähnliches.

Das Brot spielt auch beim Hochzeitsessen eine große Rolle, und es bringt immer Glück, wenn andere vom Hochzeitsbrot, dem Heilbrot mitessen. Die Reste des Brotes werden oft an Kinder oder an die Bettler verteilt. Wenn Bräutigam und Braut gemeinsam ein Stück Brot mit Salz aßen, so hat das in vorchristlicher Zeit bedeutet, dass das Paar in der Sippe, die einen gemeinsamen Seelen- und Totenkult hatte, aufgenommen worden ist. Oft bekommen auch die Pferde vorm Brautwagen ein Stück vom Brautbrot.

In Schlesien, wo die Schwiegermutter Bestmutter genannt worden ist, hat sie das junge Paar mit Salz und Brot im neuen Haus begrüßt, hat das Brot angeschnitten und das erste Stück gegessen. Das übriggebliebene Brot haben die Armen erhalten. Beim Hochzeitsessen isst jeder Gast zuerst ein Stück Brot, das in einen hölzernen Teller mit Salz getunkt wird.

In Hessen empfängt die Braut das gesalzene Brot von den Brautjungfern.

Brotbrechen wurde als Zeichen der Gemeinsamkeit und der Zugehörigkeit betrachtet. „Hochzeitsbrocken“ ist in manchen Gegenden die Bezeichnung für die ganze Brautmahlzeit, und das Anschneiden des Hochzeitsbrotes spielt meistens eine große Rolle. Oft wird eine Suppe aus Scherzeln (Brotanschnitten) gekocht, oft wird das Scherzel in den ersten Brotteig der Jungen Frau gebrockt, oft wird das ganze Hochzeitsbrot, ein besonders schönes Schaubrot, ehrfürchtig aufgehoben, denn so lange das Hochzeitsbrot hält, fehlt kein Brot im Haus.

Das Essbesteck brachten die meisten Gäste in Norddeutschland selber mit, was bei Hochzeitsgesellschaften von 50 oder gar 200 Personen sehr praktisch ist.

Das Hochzeitsessen selber war nach heutigem Geschmack recht bescheiden, es gab eine Suppe aus frischem Fleisch oder eine Graupensuppe, danach Stuten, also

Hefegebäck. Reis mit Zimt und Zucker war oft der Nachtsch, und dazu wurden Schnaps und Bier aus Krügen angeboten.

Der Abdanker hat in vielen Gegenden das Hochzeitsmahl beendet, indem er eine wohlgesetzte oder gereimte Rede gehalten hat. Wenn das Hochzeitsessen mittags stattgefunden hatte, so zerstreuten sich alle im Dorf zum Kaffeetrinken, weil jeder bei jedem gewesen sein wollte, oder der allgemeine Tanz begann und dauerte bis in die Nacht hinein.

Am Tag nach der Hochzeit hat es oft ein Essen beim Bräutigam gegeben, bei dem derbe Scherze üblich waren, auch Rüpaleien, die in Prügeleien endeten.

Hochzeitssträuße wurden nach dem Essen präsentiert, und Scherzgeschenke, die zum Beispiel aus einem Kind bestanden, das aus einer Rübe geschnitzt war, oder aus einem Nachttopf, aus einem Pantoffel. Diese Sachen wurden von jungen Burschen gebracht, die gut Gedichte machen und Possen reißen konnten, manchmal verkleidete sich auch einer als Postbote und brachte das Geschenk dick und geheimnisvoll eingewickelt. Manchmal kamen die Gäste mit dem Mistwagen oder anderen verrückten Fahrzeugen angefahren, verlangten nach einem Katerfrühstück und brachten dazu selber einen ganzen Schinken und Sauerkraut mit. Der Ehemann wurde spaßhaft balbirt, wobei Schweinsborsten verwendet wurden, und der Frau wurde von jemandem mit viel Geschick eine Runkelrübe als Zahn gezogen.

Am zweiten Tag der Hochzeitsfeier bekamen auch diejenigen einen Korb mit Essen geschickt, die am Fest nicht teilnehmen konnten.

Texterläuterungen

Flädle, das – (schwäb.) kleiner Fladen aus Eierteig (als Suppeneinlage);

Schöberl, das – (österr.) eine Mehlspeise;

Katerfrühstück, das – Frühstück nach einer Zecherei;

Tod und Beerdigung

Weiß ist die ursprüngliche Todesfarbe in vielen Sagen und Märchen und auch im Volksbrauch, weil, wie es Forscher interpretieren, der Nebel das Element der Geister und des Todes ist: weiße Frauen geistern in Schlössern und Burgen, Gevatter Tod wird im weißen Gewand dargestellt, in Tirol ist der weiße Hirsch der Todesbote, und nach Abraham a Santa Clara reitet der Teufel auf einem Schimmel und sammelt die armen Seelen ein.

In manchen Alpengegenden war Weiß die Farbe der Trauerkleidung, und noch heute sind weiße Blumen für viele unheimlich, weil man früher glaubte, sie lockten den Tod ins Haus.

Den Sterbewein hielten die Winzer früher im Rheingau für ihre Todesstunde bereit. Es war meist ein alter Wein, „der Tote zum Leben erwecken sollte“. Das knüpft an einen Brauch an, der im Mittelalter und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts allgemein üblich war: man reichte dem Sterbenden einen Schluck Wein, die sogenannte Johannisminne, ein Wein, der dem Heiligen Johannes geweiht war und der eine kirchliche Segnung darstellte. Der Wein gehörte aber auch zum Aberglauben: das Sterbebett war nach mittelalterlicher Auffassung von Dämonen umlagert, die der Wein vertreiben kann.

Die Familie versuchte, dem Sterbenden den Übergang zum anderen Dasein zu erleichtern: man hat das Fenster aufgemacht oder einen Ziegel vom Dach abgehoben, damit die Seele nicht hängen bleibt und zum Himmel ziehen kann. Ein sterbendes

Kind hat man im Erzgebirge mit dem Brautkleid der Mutter bedeckt, und in Tirol bekommt die Braut auf dem Weg zur Kirche als letztes Abschiedsgeschenk aus dem Elterhaus von der Mutter ein Tränentuch überreicht, ein reich besticktes Taschentuch, mit dem die Braut während der Trauung die Tränen abtupft, und das der Toten, hoffentlich Jahrzehnte später, auf die geschlossenen Augen gelegt wird.

Das Gebot der Stille herrscht im Sterbehaus, deshalb soll man auch Weinen und lautes Klagen unterdrücken.

Kerzen werden neben den Sterbenden angezündet, die Taufkerze, die Kommunionkerze, die Lichtmesskerze oder eine dicke rote Wachskerze. Das Licht ruft den Segen herbei und trägt die Gebete der Familie in den Himmel. In der Schweiz zündet man dem Toten eine Öllampe an, die dreißig Tage und Nächte ununterbrochen neben dem Kruzifix brennen soll.

Wasser besitzt eine ähnliche läuternde und belebende Kraft und weist Dämonen ab. Deshalb wird der Sterbende mit Weihwasser besprenzt, weil es wie das Taufwasser die Sünden abwäscht, und aus dem gleichen Grund wird die Leiche gewaschen.

Auge und Mund werden den Toten auch heute noch geschlossen, obgleich der ursprüngliche Grund für diese Geste in Vergessenheit geraten ist: man glaubte, dass der Blick des Toten den nach sich ziehen könnte, den er traf. Deshalb hat man den Toten in manchen Gegenden je ein Geldstück auf die Augen gelegt oder die Augen mit einem Tuch bedeckt.

Das Kinn wird mit einem Tuch festgebunden. Auch dahinter steht der Aberglaube, der Tote könne mit seinem offenen Mund einen Lebenden zu sich rufen und nachziehen. Außerdem glaubte man, dass dem Sterbenden die Seele durch den Mund entweiche und schloss daraus, dass sie auch durch den offenstehenden Mund in den Körper zurückkehren könne.

Die Uhr anhalten: Das hat die Familie getan, weil die Uhr das Zeichen der Zeit ist, aus der der Tote in die zeitlose Ewigkeit gerufen worden ist. Die angehaltene Uhr zeigt, dass die Lebenszeit abgelaufen ist, und verhindert, dass die arme Seele ruhelos weiter umherirren muss.

Der Spiegel wird verhängt, damit sich die Seele leichter aus dem irdischen Leben lösen kann. Der Spiegel wurde als ein Werkzeug des Teufels betrachtet, er hängt mit der irdischen Eitelkeit zusammen und man nimmt dem Bösen die Macht, wenn man sein Werkzeug verhängt.

In manchen Gegenden wird der Spiegel verhängt, weil man annimmt, er sei der Sitz der Totengeister.

Ein Beileidsschreiben kann sowohl offiziellen als auch privaten Charakter haben. In beiden Fällen ist auf einen richtigen Gebrauch sprachlicher Wendungen, die für Beileidsäußerungen typisch sind, zu achten. Beileidsschreiben sind in gehobener Sprache abzufassen. Sie müssen Höflichkeit, Mitgefühl und Zurückhaltung ausdrücken. Im allgemeinen werden für Beileidsbezeugungen vorgedruckte Karten oder Briefe benutzt.

Beispiel: **Kondolenzschreiben an Hinterbliebene eines deutschen Freundes**

Sehr geehrte, liebe Frau Werner,

tieferschüttert erfuhr ich gestern, dass Ihr lieber Mann, unser guter Freund, nicht mehr unter uns weilt. Wir, die Ihren lieben Mann während unseres Aufenthaltes in Berlin schätzen und lieben gelernt haben, wissen, was Sie verloren haben. Wir dürfen Ihnen daher unser herzliches Beileid ausdrücken und Ihnen versichern, dass wir den Verstorbenen stets in guter Erinnerung behalten werden.

Mit stillem Gruß. Ihr Peter Koval und Familie.



IV. WAS BIETET DIE DEUTSCHE KÜCHE?

(Traditionelle deutsche Küche)

Die meisten Deutschen nehmen täglich drei bis vier Mahlzeiten ein. Am Morgen wird vor Arbeits- oder Schulbeginn gefrühstückt. Das Frühstück besteht in der Regel aus Brot, Brötchen, Butter, Marmelade und je nach Geschmack aus Wurst, Eiern, Käse, Obst. Dazu trinkt man Kaffee, Milch oder Tee. Am Vormittag essen viele ein sogenanntes zweites Frühstück. Dazu gehören im allgemeinen nur eine Schnitte oder ein Brötchen und eine Tasse Kaffee bzw. ein Glas Milch. Um die Mittagszeit folgt das warme Mittagessen. An arbeitsfreien Tagen und vor allem an Sonn- und Feiertagen trinkt man gern auch am Nachmittag eine Tasse Kaffee und isst man Kuchen oder Gebäck dazu. Dafür verzichtet man auf das zweite Frühstück, da man ohnehin an diesen Tagen nach Möglichkeit etwas länger schläft. Den Abschluss bildet das Abendbrot oder Abendessen.

Als charakteristisch für die deutsche Küche kann angeführt werden:

– Es wird das Fleisch einer ganzen Reihe von Tieren verzehrt. An der Spitze steht das Schwein, gefolgt vom Ring und Schaf. Das Geflügel (Hühner, Gänse, Enten und Puten) hat zunehmende Bedeutung erlangt. Gern wird auch Fisch gegessen, im Winterhalbjahr besonders der Karpfen, der in Teichen gezüchtet wird, und die Forelle. Ungewohnt für viele Ausländer ist das Verzehren von rohem, in einem speziellen Gerät (Fleischwolf) zerkleinertem Schweinefleisch (Gehacktes oder Hackepeter) und Rindfleisch (Tatar oder Geschabtes). Braten oder Kochfleisch wird meist mit einer Soße serviert.

– Die Kartoffel spielt als Nahrungsmittel und Beilage für viele Gerichte eine herausragende Rolle. Teigwaren, Reis und Hülsenfrüchte (Bohnen, Linsen, Erbsen) folgen mit Abstand.

– Bestandteil vieler warmer Gerichte sind Gemüsebeilagen, gekocht oder roh als Salat. Man verwendet z.B. Möhren, Kohlrabis, Erbsen, grüne Bohnen, Blumenkohl, Rosenkohl, verschiedene andere Kohllarten.



Eintopf

- Ein in vielen Ländern unbekanntes Gericht ist der Eintopf. Er wird in vielen Formen zubereitet: mit Schweine-, Rind- oder Hammelfleisch, mit Kartoffeln, Teigwaren, Reis, Hülsenfrüchten und mit verschiedenen Gemüsearten. So gibt es Nudleintopf, Reiseintopf, Möhreintopf, Bohneneintopf von grünen oder weißen Bohnen. Da alles in einem Topf gekocht wird, haben diese Gerichte die Bezeichnung „Eintopf“ erhalten.

- Zum Abendbrot wird vor allem Roggenbrot, auch Schwarzbrot genannt, bevorzugt. Für Weißbrot, Brötchen (Schrippen, Semmeln) und Toastbrot wird Weizemehl verarbeitet. Beliebt sind auch Mischbrot und spezielle Roggenbrotsorten wie Knäckebrot und Pumpernickel.

- In vielen Haushalten bevorzugt man am Abend kaltes Essen. Man isst Brot, Butter, Wurst, kaltes Fleisch und Schinken, Käse, Eier, Fisch, Salate, Gurken u.a.

- Große Verbreitung haben die Bockwurst und die Bratwurst gefunden. Man erhält sie an Kiosken und speziellen Verkaufsständen in den Straßen der Stadt, auf Plätzen und Märkten und natürlich auch in Gaststätten und im Schnellimbiss.

Speise und Trank sind in Deutschland so mannigfaltig und verschieden wie die Gegenden und Volksstämme des Landes. Der Bayer isst und trinkt anders als der Norddeutsche, und so ist eine Fahrt durch Deutschland ganz nebenbei auch eine **kulinarische Erkundungsreise**.

Bayern. In diesem noch sehr bäuerlichen Land ist das beliebteste Gericht der Schweinesbraten mit Knödeln aus Kartoffeln oder Semmeln, voraus aber eine Leberknödelsuppe.



Leberknödelsuppe

Urbayerisch ist die sogenannte Haxe, ein Beinstück von Schwein oder Kalb, das einen kräftigen Appetit voraussetzt. Sehr beliebt ist auch die berühmte Münchner Weißwurst, die am besten am Vormittag schmeckt. Zu all diesen Gerichten gehört Bier, und da Hopfen und Gerste nördlich und südlich der Donau gut gedeihen, gibt es hier unendlich viele große und kleine Brauereien, die je nach Jahreszeit eine Vielzahl von Biersorten brauen.



Kalbhaxe

Franken. Nördlich der Donau herrschen wesentlich andere Lebensgewohnheiten als im Süden. Hier ist man im Essen und Trinken wählerischer und anspruchsvoller. Insbesondere die Würste, allen voran die Nürnberger Bratwürste, sind hier eine zu hoher Kunst entwickelte Spezialität, und zu ihnen gehört das würzige Frankenbier. Nordwestlich von Nürnberg gewinnt der Wein vor dem Bier den Vorrang. In der Gegend von Würzburg wird er in kleine bauchige Flaschen, die sogenannten Bocksbeutel abgefüllt und einem alten merkwürdigen Brauch zufolge auch in Bäckereien ausgeschenkt, mitsamt Brot und den kleinen gerösteten Mainfischen.

Schwaben. Der Bodensee heißt auch das Schwäbische Meer. In diesem Meer gibt es einen köstlichen Fisch, den Felchen, der aus der Familie der Lachse stammt und gesotten oder gebraten ein vorzügliches und nicht teures Gericht ist. Das eigentliche Schwaben liegt nördlich des Bodensee und ist das Land der Spätzle und Maultaschen, Teigspeisen mit gebräunten Zwiebeln und Streukäse.



Maultaschen

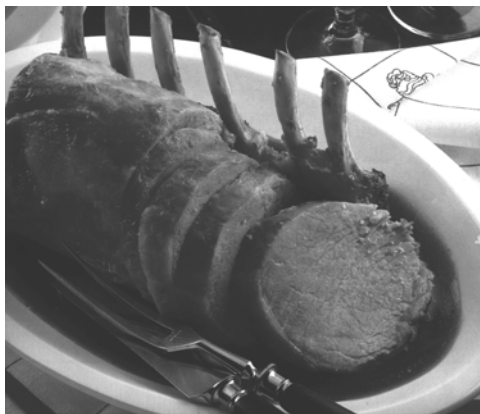
Zu diesen Gerichten gehört roter Wein, der in der Gegend von Stuttgart und Esslingen und weiter nördlich an den Flüssen Rems, Jagst und Kocher vorzüglich gedeiht.

Im Schwarzwald. Hier gibt es einige besonders gute Dinge: den kernigen Speck oder Schinken, der über duftendem Wacholder geräuchert wird, die Schwarzwälder Zwiebelsuppe, die besten Forellen Deutschlands aus den Wildbächen und den dunklen Tannenhonig, ohne den es im Waldgasthof kein Frühstück gibt. Vor allem aber, neben Kirschwasser und Himbeergeist, die Schwarzwälder Kirschtorte: gewiß, man bekommt sie in jeder deutschen Konditorei, aber so zart, luftig und schwerelos, wie die ganz echte zu sein hat, nur in Baden-Baden.



Schwarzwälder Kirschtorte

Links und rechts des Rheins. Der beste Spargel in Deutschland gedeiht in Schwetzingen, südlich von Mannheim. Er kommt in einer unglaublichen Vielfalt von Variationen kalt oder warm in über dreißig verschiedenen Gerichten auf den Wirtshaustisch, und mit Recht spricht man von einem wahren Spargelfest. In der Pfalz und am Rhein beherrschen die Weine die Speisekarte: Man überlegt nicht, was man zum Essen trinken, sondern zum Trinken essen soll: Rumpsteak, Leber- und Griebenwurst, weißen Käse oder Mainzer Handkäse. In Frankfurt isst man zum Apfelwein, genannt Appelwoi, Würstchen oder Rippchen, in Hessen Kasseler Rippenspeer, in Köln den pfannkuchenartigen, aus geriebenen Kartoffeln bereiteten Reibekuchen, der zum Bier wie zum Wein gleichermaßen schmeckt.



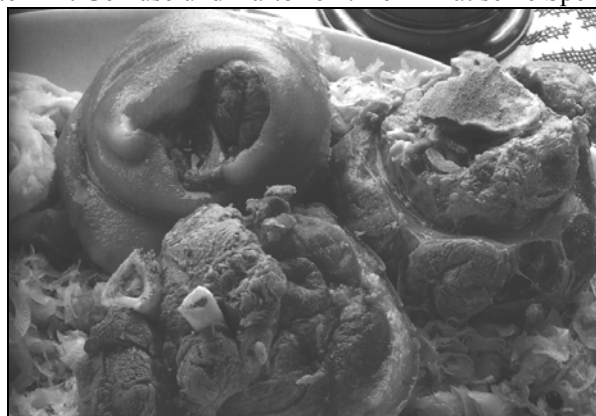
Kasseler Rippenspeer



Spargel

Westfalen und Niedersachsen. In Westfalen beginnt die norddeutsche Lebensart spürbar zu werden. Das herbere Klima verlangt kräftigere Kost. Ländliche Gerichte herrschen vor, allen voran der berühmte westfälische Schinken, der eine wahrhaft historische deutsche Spezialität ist, denn er wurde schon zur römischen Kaiserzeit über die Alpen nach Rom geliefert. In Niedersachsen ist Göttingen „berühmt durch seine Universität und seine Würste“, wie Heinrich Heine schrieb.

Norddeutschland und Berlin. Im norddeutschen Küstenland beherrschen die Fische und alles, was das Meer sonst an Essbarem hergibt, die Speisekarte: Gekochter oder geräucherter Aal, Flundern und Steinbutt, Krabben, Krebse und Hummer sind hier so frisch und gut wie nirgends sonst. Im Übrigen hat man hier oben eine Vorliebe für Eintopfgerichte, eine zusammengewaschene Mischung verschiedener kleingeschnittener Fleischsorten mit Gemüse und Kartoffeln. Berlin hat seine Spezialitäten.



Eisbein

Eisbein, nämlich gesottene oder gepökelte Schweinhaxe mit Sauerkraut, Rippchen, Bockwurst und Buletten sind ebenso altberühmte berliner Gerichte wie die Berliner Pfannkuchen und so gut und billig wie eh und je.



Berliner Pfannkuchen





Buletten

Und die Weiße mit Schuss, Weißbier mit Himbeersirup, ist ein vorzügliches Sommergetränk, das von Berlin aus ganz Deutschland erobert hat.

Im **Spreewald** ist der gekochte Hecht mit Spreewaldsoße ein typisches Gericht. Die scharfe Soße wird mit Meerrettich zubereitet.

Auch **die Lausitz** hat ihre typische Speisen. Die „Abernmauke“ ist Kartoffelbrei (-mus, -püree). Für ungezählte arme Lausitzer Familien war früher die Mauke nicht Beilage zu einem Gericht, sondern eine vollständige Mahlzeit, die durch etwas Soße „verfeinert“ wurde. Die Frauen mussten viele Ideen entwickeln, um etwas Abwechslung in das tägliche Einerlei der Kartoffel zu bringen: Pellkartoffeln (mit der Schale gekocht), Salzkartoffeln (geschält), Kartoffelmus, Kartoffelpuffer, Kartoffelklöße (Grüne Klöße, Vogtländische Klöße, Thüringer Klöße), Kartoffelstückchen mit Pilzen oder Kartoffelsuppe.



Gekochte Kartoffelklöße

Noch heute profitieren die Hausfrauen von dieser Vielfalt der Kartoffelzubereitung, und viele Familien in Vogtland und in Thüringen essen ihren Sonn- und Feiertagsbraten nur mit Klößen.

Natürlich präsentiert die regionale Küche auch vieles, was sogar den Feinschmecker zufrieden stellt. Begehrt ist in der Weihnachtszeit die **Dresdener Weihnachts- oder die Erzgebirgische Butterstolle**.



Dresdner Christstollen

Auf kurfürstlichen Befehl musste zum Beispiel der Dresdener Bäckermeister Zacharias für August den Starken und seine Gäste einen Riesenstollen backen. Er war 7,36 Meter lang, 2,55 Meter breit und 1,40 Meter hoch. 60 Schock Eier wurden dafür zerschlagen, und ein Schock sind immerhin 60 Stück. Neun Stunden brauchte man, um ihn zu backen, und acht Pferde zogen den Wagen mit dem kurfürstlichen Gebäck.

Im 17. Jahrhundert musste sich sogar ein Papst mit dem Stollen befassen. Damals war in der Fastenzeit die Verwendung von Butter untersagt. Da nun jedoch ein guter Stollen Butter braucht, wandten sich die sächsischen Hausfrauen an ihren Kurfürsten und der wiederum an Seine Heiligkeit. Das päpstliche Antwortschreiben lautete zugunsten der Hausfrauen, und so konnten die sächsischen Frauen 1650 wieder Butter für die Stollen verwenden.

Aus **Pulsnitz (Sachsen)** kommen die besten Pfefferkuchen, die der Weihnachtsmann zu verteilen hat. In **Thüringen** macht man seit eh und je viele ausgezeichnete Wurstsorten.

Einmalig in Deutschland sind die **Meißner** Fummeln. Es sind dünnschalige, leicht zerbrechliche, innen vollkommen hohle Gebäcke, die einem etwas deformierten Ei von etwa 15 Zentimeter Länge ähneln.

Auch **Freiberg** hat seine Einmaligkeit, den Bauerhasen, ein Gebäck in Form eines gebratenen Hasen, gespickt mit Mandeln.

Wie überall wird auch in Deutschland an Fest- und Feiertagen besonders gut und reichlich gegessen und getrunken.

Zum Fasching bäckt man Pfannkuchen. Dieses in Fett gebackene kugelförmige Gebäck ist mit Marmelade gefüllt. Bäckt sie die Hausfrau selbst, füllt sie oft einen oder auch mehrere zum Scherz mit Senf.

Fisch gehört in vielen Familien am 24. Dezember und am Silvestertag auf den Tisch. Meist ist es der Karpfen, zunehmend auch die Forelle. Am 1. und 2. Weihnachtsfeiertag wird vielfach Geflügel gegessen, vor allem Gans, Ente und Pute.

V. DEUTSCHE SAGEN



Nibelungensage

Nibelungenlied, mhd. *der nibelunge Not*, Epos, eines der bedeutendsten Werke der höf.-staufr. Dichtung, um 1200. Dichter unbekannt.

Die historischen Grundlagen weisen in die Völkerwanderungszeit. Es sind dies:

Der Hunnensieg über die Burgunden 437,
Der Tod Attilas an der Seite der Ildiko 453
Der Untergang des Burgundenreiches 538.

Diese Ereignisse werden in verschiedenen Heldenliedern besungen, in denen entweder Siegfried und Brünhild oder die Burgunder im Mittelpunkt stehen. Sie werden nicht in ursprünglicher Form aufgezeichnet, wohl aber sind sie in der Edda in jüngerer Form erhalten. Um 1170 weitet vermutlich ein österreichischer Spielmann das Burgundenuntergangslied zu einem Spielmannsepos, der so genannten „Älteren Nibelunge Not“ aus. Mittlerweile ist auch das ursprüngliche Siegfried-Brünhilden-Lied zu größeren Formen erweitert worden. Um 1203 entsteht nach dem Vorbild der ritterlich-höfischen Epen „Nibelungenlied“, indem ein unbekannter Dichter das ältere Burgunderepos höfisch überarbeitet und das Lied von Siegfried und Brünhild erweitert. Es werden so beide ursprünglich getrennten Dichtungen zu einer großen Dichtung vereinigt.

Inhalt: Siegfried, Herr des Nibelungenhortes, erwirbt Kriemhild, Schwester der Burgunderkönige, als Lohn für die Hilfe, die er Gunther bei der Werbung um Brünhilde gewährte, indem er unter der Tarnkappe für Gunther die Bedingungen erfüllte. Im Streit um den Vortritt vor der Kirche zw. Kriemhild u. Brünhilde wird dieser Betrug bekannt; Brünhilde fordert den Tod Siegfrieds, der von Hagen erschlagen wird. Hagen nimmt Kriemhild noch den Hort und damit die Möglichkeit

zur Rache. Die Heirat mit Etzel gibt ihr die Macht zurück. Sie lädt die Burgunden an den Hunnenhof. In gewaltigen Kämpfen fallen alle Hunnen und Burgunden. Kriemhild lässt den gefangenen Gunther ermorden, tötet Hagen und wird dann selbst von Hildebrand getötet.



Siegfried bekämpft den Drachen

Siegfried, ein Königssohn aus den Niederlanden, der junge Held der germanischen Mythologie, war unverwundbar, denn er hatte im Blut eines von ihm erschlagenen Drachen gebadet und so eine Hornhaut erhalten. Einzig zwischen den Schulterblättern war eine Stelle nicht benetzt worden, weil beim Bad ein Lindenblatt darauf gefallen war. Nach der Sage hat Siegfried im Kampf das Zwergengeschlecht der Nibelungen unterworfen und dessen unermessliche Schätze erobert, darunter auch die Tarnkappe. Unter deren Schutz errang er für den Burgunderkönig

Gunther die Königin *Brunhilde von Island*, da er sie im Zweikampf besiegte. Als Brunhilde den Betrug durch Siegfrieds Gemahlin Kriemhild erfuhr, verlangte sie aus Rache Siegfrieds Tod. Hagen, ein Gefolgsmann Gunthers, stieß auf der Jagd eine Lanze hinterrücks in die einzige verwundbare Stelle.

Nibelungen, Schatz (*Nibelungenhort*), Land und Mannen des Hortbesitzers Nibelung. Siegfried übernimmt als Herr des Schatzes den Namen. Im 2. Teil des „Nibelungenliedes“ ist Nibelungen die ausschließliche Bezeichnung für die Burgunden. Neuere Forscher glauben, dass dies die ursprüngliche Verwendung ist und die Verwendung für das Zwergengeschlecht eine spätere Umdeutung darstellt.

Nibelungenhort, Goldschatz, von Siegfried den Nibelungen abgewonnen. Die Burgunden, versenken ihn vor ihrer Heerfahrt im Rhein, damit er nicht in Etzels Hände falle.

Nibelungengau, Name für das Talstück der mittleren Donau zwischen Ybbs und Melk (Niederöstr.), benannt nach dem Nibelungenlied.

Hildebrand, in der deutschen Sage Typ des getreuen Dienstmanns. Erzieher, Ratgeber und Waffenmeister Dietrichs von Bern, mit ihm bei Etzel, rächt Hagen an Krimhild und erschlägt im aufgezwungenen Kampf bei der Rückkehr seinen Sohn Hadubrand. — Das Hildebrandlied ist der einzige, durch Zufall in Fulda um 800 aufgezeichnete Rest der Heldendichtung in ahd. Sprache, vermutlich langobardischen Ursprungs.

Siegfried und Kriemhild



Im Burgundenlande auf der alten Königsburg zu Worms am Rheine wuchs eine edle Königstochter nach des Vaters frühem Tode zur blühenden Jungfrau heran. Ahnungsreiche Träume umschwebten das sinnende Haupt der lieblichen Kriemhild

in der stillen Abgeschiedenheit, in der sie, der Zucht und Sitte ihrer Zeit gemäß, ihre Kindheit und erste Jugend verlebte. Einen Falken, so zeigte ihr ein Traumgesicht, zog sie auf und pflegte ihn als ihren Schützling manchen Tag. Da stürzten zwei Adler herab und erdrückten mit ihren Klauen das zarte Tier vor ihren Augen. Schmerzlich bewegt erzählte die Erwachende den Traum der lieben Mutter. „Der Falke“, deutete sie das bange Ahnen der Tochter, „ist ein edler Mann, dem deine Zukunft bestimmt ist; wolle Gott ihn behüten, dass du nicht früh ihn verlierst.“ - „Was sagt Ihr, liebe Mutter, mir von einem Manne?“ erwiderte die Tochter, „ohne Minne eines Helden will ich bleiben, dass nicht meine Liebe mit Leide zuletzt gelohnt wird.“

Heiter in fröhlicher Jugend, stark in frischem Mannesmute und gewaltig in kühner Kraft erwuchs im Niederland zu Xanten am Rheine der junge Siegfried, Siegmunds und Sieglindens Sohn; schon als Knabe ein Held, war er durch manche Lande hingezogen, um freudig seines riesigen Leibes wunderbare Stärke zu versuchen. Da hörte er die Kunde von der schönen Kriemhild, der Königstochter zu Worms, und der Heldenjüngling zog mit seinen Mannen aus der Heimat, zu werben um die Hand der herrlichen Jungfrau. Vor der Königsburg zu Worms ritten die Fremden auf, Riesen gleich in männlicher Jugendkraft, in nie gesehenem herrlichen Schmucke der Rüstungen und der Rosse. Niemand kannte die Mannen, niemand ihren Führer, den Jüngling von königlicher Gestalt. Da schickte König Gunther, Kriemhildens Bruder, zu Hagen von Tronje, dem alle fremden Länder kund waren; aber auch er hatte diese Helden noch niemals gesehen. „Fürsten oder Fürstenboten müssen es sein“, sprach er; „von wannen sie auch kommen, es sind hochgemute Helden. Zwar habe ich niemals Siegfried gesehen; aber ich muss glauben, dass nur er es sein kann, der dort so herrlich einhergeht; gewiss, es ist Siegfried, der das Geschlecht der Nibelungen besiegte, der den unermesslichen Schatz an edlem Gestein und rotem Gold dem Geschlechte Schilbungs und Niblungs abgewann und Land und Leute der Besiegten in Besitz nahm, der dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe im heißen Kampf entriss, derselbe Siegfried, der auch einen Lindwurm schlug und in seinem Blute sich badete, dass seine Haut wie Hörn unverwundbar wurde. Solchen Helden sollen wir freundlich empfangen, dass wir nicht des schnellen Recken Hass auf uns laden.“ Siegfried wurde herrlich empfangen und köstlich bewirtet. Fröhliche Kampfspiele wurden auf dem Hofe des Königspalastes gehalten; verstohlen schaute Kriemhild durch das Fenster, und im Anschauen des starken Heldenjünglings vergaß sie alle Kurzweile, alle Spiele mit den Gefährtinnen, alle sinnigen Beschäftigungen der stillen Jungfraueinsamkeit. Aber ein ganzes Jahr weilte Siegfried am Hofe des Burgundenkönigs, und noch hatte er die Maid, um die er werben wollte, nicht einmal gesehen. Da erscholl die Kunde von einem Kriegszuge des Sachsenkönigs Liutger, der mit dem König Liutgast von Dänemark der Burgunden Land bedrohte. Siegfried zog mit dem Heere der Burgunden in die Sachsengaue; im mörderischen Kampfe besiegte er den Dänenkönig Liutgast und nahm ihn gefangen, worauf Liutger mit seinen Sachsen sich des Helden Übermacht ergab. Die Boten kamen vom Heere nach dem Rhein, den fröhlichen Sieg zu verkünden, und einen von ihnen hieß Kriemhild vor sich kommen. „Nun sage mir liebe Botschaft“, sagte sie; „ich gebe dir all mein Gold und will dir, sagst du wahre Kunde, lebenslang hold sein.“ Da sprach der Bote: „Niemand ist herrlicher zu Ernst und Streit geritten, edle Königin, als der Gast aus Niederland. Die Geiseln, die aus Sachsen an den Rhein kommen, hat seine Heldenkraft bezwungen und hierher gesandt.“ Voll frohen Dankes hieß die Königsjungfrau dem willkommenen Boten

zehn Mark Goldes und reiche Kleider geben, und schweigsam schaute sie, am Fenster harrend, hinaus auf den Heerweg, auf dem die Sieger an den Rhein heimkehren sollten. Endlich erschien das siegesfrohe Ritterheer, und die Jungfrau sah das fröhliche Getümmel vor den Pforten der Burg, auf dem weiten Plane am Rhein und unter den vielen Helden ihn, den Helden aller Helden, geehrt und bewundert wie keinen; aber züchtig und still verblieb sie in ihrer engen Kammern. Da wurde endlich ein großes heiteres Ritterspiel gehalten, und an dem fröhlichen Pfingstfeste zogen von nah und fern die Höchsten und Besten, unter ihnen allein zweiunddreißig Fürsten, zum Hofe des Burgundenkönigs. Nun durfte endlich auch Kriemhild zum ersten Male öffentlich erscheinen; sie trat hervor aus ihrer Kammer, wie das Morgenrot aufgeht aus trüben Wolken, im milden Schimmer der Jugend und der Schönheit, wie der Mond im milden Schimmer neben den Sternen durch die Wolken leuchtet. Fern stand Siegfried. Da hieß nach höfischer Sitte Gunther auf seines Bruders Gernot Antrieb Siegfried herantreten, dass er die Schwester begrüße. Und der Held kam und neigte sich minniglich der Jungfrau. Noch ward kein Wort gewechselt, bis nach der Messe, mit der das Fest begann, die Jungfrau dem Helden Dank sagte für den tapferen Beistand, den er ihren Brüdern leistete. „Das ist Euch zu Diensten geschehen“, antwortete Siegfried, und nun blieb Siegfried zwölf Tage in der Nähe des minniglichen Mägdleins. Dann zogen die fremden Gäste von dannen; auch Siegfried rüstete zur Heimfahrt; denn er getraute sich nicht zu erwerben, wonach er so sehr verlangte. Doch leicht ließ er sich durch Kriemhildens jüngsten Bruder Giselher bestimmen, da zu verweilen, wo er am liebsten war und wo er täglich die schöne Kriemhild sah.

Um diese Zeit kam die Kunde an den Rhein von einer Königin Brunhild; sie saß über See, war von großer Schönheit und so gewaltiger Kraft, dass niemand ihr darin gleichkam. Mit Männern, die ihre Minne begehrten, warf sie im Wettkampf den Speer, schleuderte sie den Wurfstein und sprang ihm in kühnem Sprunge nach. Wohl viele waren ausgefahren, sie im Kampf zu besiegen; aber heimgekehrt war niemand; sie unterlagen und büßten ihre Kühnheit mit dem Leben. Da entschloss sich Günther, um die Königin zu werben, und ging Siegfried mit der Bitte an, ihm beizustehen. „Ich will es tun“, sprach Siegfried, „wenn du mir deine Schwester Kriemhild zum Weibe geben willst; eines ändern Lohnes begehre ich nicht.“ Gunther gelobte, das zu tun, sobald Brunhild in sein Land gekommen sei, und bekräftigte diesen Bund mit einem Eide. Dann rüstete er zur Fahrt, und von Siegfried, Hagen und anderen Helden begleitet, kam er nach zwölf Tagen zum Isenstein in Brunhildens Land. Wie die Königin die Helden kommen sah, ging sie ihnen mit ihren Frauen entgegen und fragte nach ihrem Begehre. Siegfried sagte ihr, dass Gunther ihre Minne begehre und mit ihr kämpfen wolle. Sogleich wurden die Vorbereitungen getroffen. Inzwischen ging Siegfried unvermerkt zum Schiffe, nahm seine Tarnkappe an sich und kehrte dann, allen unsichtbar, zurück. Jetzt kam, von ihrem Ingesinde begleitet, die Königin, geschmückt mit einem seidenen Waffenhemde und einem Panzer von eitel Gold. Vor ihr trugen zwölf starke Männer den großen schweren Stein in die Mitte des Kampfplatzes, und der Streit hüb an. Gunther stand zaghaft; aber ungesehen flüsterte ihm Siegfried zu: „Sei ohne Furcht! Gib dir den Schein, als ob du kämpfest, - mich aber lass das Werk vollführen!“, und schon warf Brunhild den Speer mit solcher Gewalt, dass er Siegfrieds Schild durchdrang und helle Funken aus dem Eisen stoben. Siegfried strauchelte; aber rasch schleuderte er seinen Speer so kräftig nach der Jungfrau, dass sie zu Boden sank. Zornigen Mutes sprang sie wieder auf, fasste den Stein mit starker Hand, warf ihn zwölf Klafter weit und sprang ihm in fliegendem

Sprunge nach. Da aber hob Siegfried den wuchtigen Stein, warf ihn weit über die Königin hinaus, erfasste den König mit seinem Arm und sprang mit ihm den ungeheuren Sprung noch weiter. Da erklärte sich Brunhild überwunden, und ihre Mannen huldigten dem Herrn von Burgund als ihrem Könige. Es wurde zur Heimfahrt gerüstet, und als Siegfried erst noch sein Nibelungenreich besucht, Mannen von dort aufgeboten und reiche Schätze mitgenommen hatte, fuhren die Helden, Siegfried als Verkünder des gewonnenen Sieges und der heimkommenden Königin des Landes voran, über die See und rheinaufwärts nach Worms zurück. Dann kam der Tag der Vermählung, und zu gleicher Zeit wurde Gunther mit Brunhild und Siegfried mit Kriemhild vermählt. Vierzehn Tage lang währte die fröhliche Hochzeit. Darauf zog Siegfried mit seinem Weibe und seinen Gefährten zurück nach Niederland. Da war die Freude groß im Palaste des Königs Siegmund, und freudig begrüßten die Eltern die herrliche Königstochter der Burgunden. Siegmund legte Krone und Land in die Hände seines Sohnes, und zehn Jahre lang waltete dieser in großer Ehre und Herrlichkeit der ihm untergebenen Reiche; dann aber kam die Zeit, wo all die Fröhlichkeit ein jähes Ende nahm.

Einst weilte Siegfried mit seiner Gemahlin auf der Königsburg im Lande der Nibelungen. Da kamen Boten vom Königshofe zu Worms mit der Botschaft, König Gunther entbiete seinem königlichen Schwager freundlichen Gruß und lade ihn und Kriemhild zu einem fröhlichen Feste an den Rhein ein. Gern folgte der edle Held der wohlgemeinten Bitte, und nach zwölf Tagen brachen der König und seine Gemahlin auf und zogen mit tausend ihrer Recken nach Worms. Hier herrschte große Freude, als die lieben Gäste kamen. Herrliche Festlichkeiten wurden gehalten, und die Helden rangen miteinander im fröhlichen Kampfspiel. Wie nun die beiden königlichen Frauen einmal dem Spiele zuschauten, da entstand ein Streit unter ihnen, wer von den Helden der trefflichste sei. Kriemhild rühmte vor allen Siegfried, und da sie ihn hoch über Gunther stellte, wurde Brunhild zornig und schalt Siegfried als Gunthers Dienstmann, da er auf sein Geheiß mit ihm zum Isenstein habe ziehen müssen. Da hielt Kriemhild nicht länger an sich und verriet nun, wie Günther durch Siegfrieds Hilfe und nicht durch eigene Heldenkraft Brunhild errungen habe. Das war ein böses Wort, und wie sehr auch die Männer, als sie von dem Streite der Frauen hörten, zum Guten redeten, Brunhild kam in große Traurigkeit und wurde nicht eher ruhig, als bis Hagen versprach, dass er diese Unbill an Siegfried rächen werde. Gunther widerstrebte zwar; aber Brunhild ließ nicht nach mit Bitten, bis sie ihn gewann.

Nach Hagens Rat mussten nun falsche Boten kommen und dem Könige Gunther im Namen Liutgers den Krieg ansagen, und arglos erbot sich Siegfried, dem Könige mit seinen Mannen beizustehen.

Der untreue, grimmige Hagen aber kam zu Kriemhild, um Abschied zu nehmen. Dabei bat sie ihn, ihren Gatten zu schützen und ihn nicht entgelten zu lassen, was sie an Brunhild gefehlt habe. „Das will ich“, sprach er; „doch wollet mir ein Zeichen geben, dass ich die Stelle, wo er verwundbar ist, im Auge behalten kann.“ Denn als er sich im Blute des Drachen gebadet hatte, war eine Stelle im Rücken durch ein Lindenblatt verdeckt geblieben. Kriemhild versprach, sie durch ein kleines Kreuz an Siegfrieds Gewande zu bezeichnen. Nun erschien die Heerfahrt nicht mehr nötig, und wiederum mussten zwei falsche Boten kommen und melden, dass Liutger Frieden halten wolle. Doch wurde das Gefolge der Könige zu einer großen Jagd entboten. Das Herz Kriemhildens aber wurde von bangen Ahnungen erfüllt, und als Siegfried von ihr gehen wollte, bat sie ihn unter Tränen, der Jagd fernzubleiben. „Mir träumte“, sprach sie, „wie zwei wilde Eber nach dir sprangen, und die Heide wurde rot von deinem Blut. Zwei Berge stürzten

nieder und deckten dich mit ihren Trümmern." So sprach sie mit bangender Sorge; aber Siegfried suchte sie mit freundlichen Worten zu beruhigen. „Niemand trägt mir Hass", sprach er, „und deine Brüder sind mir hold. Auch habe ich es nicht anders um sie verdient." Und so schied er von ihr und zog mit Gunther auf die Jagd.

Die Jagd war beendet; Siegfried hatte das meiste Wild erlegt. Ermüdet setzten sich die Recken gegen Abend auf einer Waldwiese zum Mahle nieder. Allein, wonach die durstigen Jagdgesellen am meisten gelüstete, der Wein fehlte; Hagen hatte ihn mit kluger List an eine andere Stelle schaffen lassen. Und als Siegfried zu trinken begehrte, schlug der verräterische Mann vor, sie alle sollten nach einem Waldbrunnen gehen, den er in der Nähe wisse. Sogleich brachen sie dahin auf. Wie sie aber die breite Linde von ferne sahen, an deren Fuße die Quelle entsprang, sprach Hagen: „Man rühmte mir viel, dass niemand Siegfried im Laufe gleichkomme. Ist dem so, so lasse er uns schauen." „Wohlan", sprach Siegfried, „legt ihr die Rüstung ab; ich aber will Jagdgewand und Speer und Schild behalten. Lasst sehen, wer zuerst das Ziel erreicht." Der Wettlauf begann, und wilden Panthern gleich sprangen Hagen und Gunther durch das hohe Gras dahin; doch war Siegfried zuerst am Ziel. Aber wie sehr ihn düstete, er trank nicht eher, als bis Gunther seinen Durst gelöscht hatte. Dann stellte er die Waffen zur Seite, beugte sich nieder und trank. Da ergriff der treulose Hagen den Speer des Helden und bohrte dem Knienden die Waffe in den Rücken, dort wo das Kreuz ihm die verwundbare Stelle bezeichnete. Zu Tode getroffen, sprang Siegfried auf, ergriff den Schild — das Schwert des Helden hatte Hagen verborgen - und stürzte damit auf den Mörder los. Grimmig schlug die Todwunde auf ihn ein, dass die Edelsteine aus dem Schildrand sprangen und Hagen auf den Boden niedersank. Der Wald hallte wider von den Schlägen, und hätte Siegfried sein Schwert gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber jetzt schwand dem edlen Helden die Kraft; seine Farbe erblich, das Blut strömte mächtig aus der Wunde und färbte die lichten Waldblumen rot. Die Helden huben den Leichnam auf den Schild, trugen ihn nach Worms, und noch in der Nacht ließ ihn Hagen vor Kriemhildens Tür legen. Als Kriemhilde am andern Morgen nach ihrer Gewohnheit zur Mette gehen wollte, rief ein Kämmerer, der ihr mit dem Licht voranging und den Leichnam daliegen sah: „Frau, steht stille; da liegt vor dem Gadem ein erschlagener Ritter."

Laut auf schrie da das arme Weib; sie wusste, dass man es ihr sagte. Und wie sie den Toten sah, vom Blute übergossen, die edlen Züge starr vom Todeskampfe, da rief sie in wildem Schmerze: „Du bist ermordet! Dein Schild ist nicht zerhauen! Wehe dem Mörder!" Von dem Jammergeschrei der Königin erwachte das ganze Haus. Gunther, Gernot und Giselher kamen herzu; selbst Hagen, der Mörder, wagte es, sich zu nahen. Als er aber an den Leichnam trat, da öffneten sich die Wunden, und von neuem floss das rote Blut auf den Estrich hinab. „Wehe!" rief Kriemhild; „jetzt kenne ich den Mörder. Noch einmal wehe! Denn nimmer wird die Freveltat ungerochen bleiben." Aber trotzigen Sinnes kehrte sich Hagen ab und leugnete die Tat nicht. Der greise Vater Siegfrieds kam mit seinen Mannen und rief händeringend Wehe über das ungestaltliche Haus und das verräterische Fest. Mit Mühe nur konnte Kriemhild dem Gefolge Einhalt tun, das mit gezückten Schwertern sofort Rache nehmen wollte. Drei Tage und drei Nächte wurde die Leiche im Münster ausgestellt. Kriemhild aber lag die ganze Zeit über ohne Speise und Trank neben der Bahre, aufgelöst in Gram und Schmerz. Als Siegfried endlich bestattet war, rüstete sich König Siegmund zur traurigen Heimfahrt; Kriemhild aber konnte sich nicht entschließen, die Stätte zu verlassen, wo ihr Gatte begraben lag. Still und zurückgezogen lebte sie ihrem

Schmerze, geduldig des Tages harrend, der ihren Rachedurst stillen sollte. Inzwischen spendete sie reichlich von dem Nibelungenhort, den sie durch ihre Brüder Gernot und Giselher nach Worms schaffen ließ, und gewann sich dadurch viele Freunde. Darum drang Hagen in die königlichen Brüder, solcher Freigebigkeit Einhalt zu tun und den Schatz wegzunehmen; und da die Brüder sich weigerten, bemächtigte er sich selber des Schatzes und senkte ihn heimlich in den Rhein. Da empörte sich Kriemhildens Gemüt nur noch mehr über solche neue Kränkung, und immer glühender wurde ihr Hass gegen den bösen Mann, der ihr Lebensglück zerstört hatte.

Nach August Vilmar

Kriemhilds Rache

Dreizehn Jahre waren seit dem Tode Siegfrieds verflossen. Noch immer trug Kriemhilde ihr wundes Weh im Herzen; aber an die Stelle ihres milden und sanften Wesens war nun das glühende Verlangen getreten, Rache an Hagen, dem Mörder ihres Gatten, zu nehmen.



Kriemhild erschlägt Hagen

Da erschien am Hofe zu Worms ein Abgesandter des Hunnenkönigs Etzel, der Markgraf Rüdiger von Bechelaren an der Donau, um für seinen Herrn, dessen Gemahlin Helche gestorben war, um die Hand Kriemhildens zu werben. Wohl war diese einem fernern Ehebunde abgeneigt. „Wenn jemand mein Herzeleid kannte, der bäte mich nicht zu lieben noch irgendeinen Mann; verlor ich doch den besten, den je eine Frau gewann.“ Aber schließlich überwand die Aussicht, mit Etzels gewaltiger Macht ihre Rachedgedanken befriedigen zu können, all ihre Bedenken. Sie zog ins Hunnenland und wurde Etzels Gemahlin. Wiederum vergingen *dreizehn* Jahre, aber Kriemhildens Rachedurst war noch so mächtig wie je zuvor. Auf ihr Drängen lud Etzel ihre Brüder nebst Hagen ein, zu einem großen Feste in seine Residenz zu kommen, und trotz der Abmahnung Hagens, der Unheil witterte, wurde die Einladung angenommen. Mit großem Gefolge traten die Burgundenkönige die Fahrt an, die donauabwärts führte und an der auch Hagen, um nicht als Feigling zu erscheinen, sowie dessen Bruder Dankwart und der ebenso tapfere wie sangeskundige Spielmann Volker teilnahmen. Obwohl ihnen ein in der Donau badendes Flussweib den Untergang aller Burgunden weissagte, wurde der Zug fortgesetzt. Nachdem sie auf

der Burg Bechlarn von Rüdiger, der seine Tochter Dietelinde dem jugendlichen Giselher verlobte, aufs freundlichste bewirtet worden, überschritten sie die Grenze des Hunnenlandes. Der am Hofe Etzels lebende Ostgotenkönig Dietrich von Bern und dessen treuer Waffenmeister Hildebrand ritten den Ankömmlingen entgegen und warnten sie vor der rachsüchtigen Kriemhilde, die noch immer Tag und Nacht Siegfrieds Tod bejammerte. Wohl wurden sie von Etzel mit Freundlichkeit aufgenommen, aber Kriemhildens offen zur Schau getragene Kälte ließ sie nichts Gutes ahnen. In der Tat überfielen schon am zweiten Tage während eines Festmahles auf Anstiften der Königin die Hunnen die Herberge der Burgundenscharen. Dankwart stürzt blutüberströmt in den Festsaal und gibt das Zeichen zum Kampfe. Da holt Hagen mit dem Schwerte aus — Siegfrieds Schwert Balmung — und im Augenblicke rollt das Haupt Ortliebs, des Söhnchens Etzels und der Kriemhilde, zu den Füßen der Mutter nieder. Hunnen und Burgunden stürzen sich nun aufeinander — Etzel und seine Gemahlin entkommen, von Dietrich geleitet, aus dem Saale —, umsonst verlangt Kriemhilde die Auslieferung Hagens. Da lässt die ergrimnte Königin Feuer an den Saal legen und schauerlich erhellen die Flammen das Dunkel der Nacht, die unterdes hereingebrochen, und die Haufen der Hunnenleichen, die sich im Saale aufgetürmt. Nachdem der Brand gelöscht, erwarten die eingeschlossenen rauchgeschwärzten Burgundenhelden todesmutig den Morgen, an dem sie zum letztenmal die Sonne aufgehen sehen. Wiederum griffen die Hunnen an, aber sie konnten den Saal nicht einnehmen. Da wandte sich Etzel an den edlen Rüdiger von Bechlarn um Beistand. Im schwersten Seelenkampfe zwischen den Pflichten der Freundes- und Mannentreue muss er sich für die zweite, die ältere und höhere, entscheiden. Vergebens hoffte Giselher, dem er die Tochter versprochen, auf seine Hilfe; Rüdiger musste gegen die Burgunden kämpfen. Er reichte noch Hagen freundschaftlich den eigenen Schild, da dessen alter schon ganz zerhauen war, — dann stürzt er sich mit seinen Mannen auf die Burgundenhelden. Gernot fiel von seiner Hand, aber noch im Fallen versetzte er auch Rüdiger den Todesstreich. Da die Herausgabe der Leiche des edlen Markgrafen trotzig verweigert wurde, griffen nun auch Dietrich von Bern und die Seinigen zu den Waffen. In hartem Kampf fallen die letzten burgundischen Recken, darunter Giselher, Volker und Dankwart; nur Gunther und Hagen sind immer noch am Leben. Es gelingt Dietrich, beide zu überwältigen und gefesselt vor Kriemhilde zu bringen, die sie in gesonderte Kerker werfen lässt, aber auf Bitten Dietrichs verspricht, das Leben der Helden zu schonen. Auf die Forderung der Königin, den Ort zu nennen, wo er den Nibelungenschatz versenkt habe, erwidert Hagen, das könne er seinem Schwur gemäß nicht verraten, solange noch einer seiner Herren am Leben sei. Da lässt die entmenschte Kriemhilde ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es zu Hagen. Als dieser nun erst recht auf seiner Weigerung besteht, reißt sie ergrimmt dessen Schwert — Siegfrieds Schwert — aus der Scheide und trennt mit einem Hiebe das Haupt des Verhassten vom Rumpfe. Erbittert über diese Unmenschlichkeit und die Missachtung der Bitte seines Herrn schlägt Hildebrand die Furchtbare nieder, so dass sie neben ihrem Todfeinde entseelt zu Boden sinkt. So endete das hohe Geschlecht der Burgunden.

Nach Josef Rackl



Das Gudrunlied

Der Verfasser ist unbekannt, aber jedenfalls Österreicher. Die Urfassung ist verloren gegangen und bloß eine einzige Abschrift erhalten geblieben. Diese steht im Ambraser Heldenbuch.

Die Vorbilder, nach denen der unbekannt Dichter das Gudrunlied verfasst, sind das Nibelungenlied und das höfische Ritterepos. Stärker als im Nibelungenlied bemüht sich der Dichter, den alten Heldensagenstoff der modernen Zeit, die Versöhnung und Ausgleich kennt, anzupassen. Der ursprünglich wohl auch tragische Schluss wird in ein glückliches Ende umgewandelt und die Innenhandlung erscheint stärker betont als die Außenhandlung.

Inhalt:

1. Teil (Vom Dichter selbst erfundene Vorgeschichte). Hagen, ein irischer Königssohn wird von Greifen auf eine wilde Insel entführt und befreit dort drei ebenso geraubte Prinzessinnen. Eine von ihnen, Hilde, heiratet er.

2. Teil (Fortsetzung der Vorgeschichte; dieser Teil ist wohl alt). Hettel, der König der Hegelingen, raubt mit Hilfe seines Waffenmeisters Wate und seines Hofsängers Horand die junge Hilde von Irland. Hagen segelt den Räufern nach, und es kommt zu einem Kampf, der aber von Hilde geschlichtet wird. Man versöhnt sich, und Hettel kann Hilde heiraten. Ihre Tochter heißt Gudrun, ihr Sohn Ortwin.

3. Teil (Gudruns Leid und Treue).

Gudrun wird mit König Herwig von Seeland verlobt, aber von Hartmut, dem Sohn des Königs Ludwig von der Normandie und dessen Gemahlin Gerlinde geraubt und entführt. Auf dem Wülpensand kommt es zum Kampf zwischen Hartmut und dem ihm nachsetzenden Hettel. König Hettel und die meisten Recken fallen. Die Nacht bricht hinein; unter deren Schutz gelingt es Hartmut, mit seiner Beute zu entfliehen. Vergebens späht der gewaltige Wate am Morgen nach dem Feind. Standhaft weigert sich Gudrun, Hartmut zu heiraten. Sie hält ihrem Verlobten die Treue. Hartmuts Mutter, Gerlinde, will sie zur Heirat zwingen. Doch Gudrun bleibt fest. 13 Jahre lang erduldet sie mit ihrer treuen Dienerin Hildburg die Misshandlungen Gerlindes. Als in ihrem Heimatland die junge Generation wehrhaft geworden ist, wird Gudrun befreit. Nachdem Wate die böse Gerlinde erschlagen hat, besiegelt eine dreifache Hochzeit die neue Freundschaft. Gudrun heiratet Herwig, Hartmut vermählt sich mit deren Freundin Hildburg, und Ortwin, Gudruns Bruder, heiratet Ortrun, die Schwester Hartmuts.

Grundgedanke ist die unerschütterliche Treue der Braut gegenüber dem Bräutigam. Gudrun ist eine mehr passive Heldin, deren Größe in ihrer Leidensfähigkeit, in geduldigem Ausharren und Versöhnungsbereitschaft liegt. Sie bleibt eine edle Dulderin auch als Sklavin und wird trotz schweren Unrechts, das ihr zugefügt wird, nicht, wie Kriemhild, zu einer bis zur Raserei gesteigerten dämonisch-unerbittlichen Valandinne.

Die heilige Elisabeth

Das Königskind Elisabeth erwuchs auf der Wartburg in Holdseligkeit, Frömmigkeit und Tugend zu aller Freude, ebenso ihr Verlobter, der junge Landgrafensohn, der früh den Vater verlor und die Herrschaft antrat und seine Verlobte immer lieber gewann, obgleich Elisabeth ob ihres frommen Sinnes und ihrer Demut manchen

Spott und Hohn erliden musste, davon gar viel erzählt wird. Und als der Landgraf seine Hochzeitsfeier mit ihr beging, da haben zwei edle thüringische Ritter, Graf Reinhard von Mühlberg und Ritter Walter von Vargula, die sie einst aus dem Ungarlande nach Thüringen abgeholt, sie im schönsten Schmuck in Sankt Georgs Kirche geführt. Als junge Frau lag die fromme Landgräfin vielleicht mehr, als ihrem Gemahl lieb sein konnte, frommen Werken und Bußübungen ob. Sie zerschnitt und verschenkte ihre schönsten Kleider und ging einfach und ärmlich einher, aber wenn es nötig war, umkleidete sie der Himmel selbst mit reichen und königlichen Gewanden.

Elisabeth, die fromme Landgräfin, war eine wahrhafte Mutter der Armen und gegen diese schier allzu freigebig, so dass man sich sogar darüber aufhielt und es tadelte. Es war aber auch eine schwere Zeit gekommen, Mangel und Not, und die Scharen der Armen wuchsen zusehends. Da geschah es, dass Elisabeth, wie sie täglich tat, einmal wieder Speisen und Gaben hinabtrug an den Ort, wo die Lahmen und Blinden und Notleidenden sich einfanden, und ihr der Landgraf begegnete, der diesmal kein freundliches Gesicht zeigte, denn es war ihm eben frisch hinterbracht worden, wie sie alles verschenke. Da rief sie der Landgraf nicht gerade zärtlich an: »Was trägst du da?« Und sie sah in seinen Mienen den Wetterbaum seines Unwillens aufsteigen und erbebt und sprach mit unsicherer Stimme: »Herr - Rosen!« - »Zeige her!« rief der Landgraf und hob die Hülle von dem Korbe, siehe, da war der Korb eitel voll Rosen und andere blühende Blumen. Da stand der Landgraf beschämt vor ihr da, und wenn der und jener Diener wieder sich unterfing, gegen die milde Freigebigkeit der Herrin zu reden, so sprach der Landgraf: »Lasset sie immer gewähren, da sie an Almosengeben ihre Freude hat, wenn sie uns nur Wartburg und Eisenach und die Neuenburg nicht verschenkt.« - In der Hand dieser edlen und frommen Spenderin mehrten sich auch alle Gaben gar wundersam, auch wurden ihre Gewände nicht nass und nutzten sich nicht ab. Da Agnes, Landgraf Ludwigs Schwester, mit einem Herzog von Österreich Hochzeit hielt, war die Wartburg voll Gäste, und alles prunkte im Festgewande. Elisabeth aber hatte am Tore einen armen brethaften Greis, der halbnackt einherging, gefunden, der bat sie gar zu sehr um ein Gewand, seine Blöße zu bedecken, und da gab ihm die Landgräfin ihren Mantel; da man nun zu Tische gehen sollte, fragte der Landgraf seine Gemahlin, wo sie denn ihren Mantel habe, denn es war die Frauensitte so, im leichten Mantel bei Festen einherzugehen, und da antwortete sie kleinlaut und erschrocken: »In meiner Kammer.« - So sendete der Landgraf eine Jungfrau hin, und siehe, da hing ein Mantel, schöner wie der einer Königin, himmelblau mit goldnen Bildchen überstreut, der Arme aber war verschwunden. Ein anderes Mal hatte Elisabeth gar einen Aussätzigen mit herauf in das Haus genommen und ihn in ihr Bette legen lassen - das erregte ihr einen großen Sturm bei ihrer Frau Schwiegermutter, war auch just nicht appetitlich —, allein als man nun kam, den Aussätzigen hinauszwerfen, lag ein wunderbar schönes Kruzifix in dem Ehebetto, überaus kunstvoll, aber leider nicht mehr auf der Wartburg vorhanden. Darüber vergoss der fromme Gemahl dieser überfrommen Frau heiße Tränen. Der Kranke aber war Eli geheißen, den Elisabeth so treulich wartete, er genas und wohnte hernach noch lange nahe der Wartburg in einer ganz engen Felskluft und lebte von Wurzeln und Kräutern, der bekannten Waldbruderkost. Die Höhle ist noch vorhanden.

Eines Tages ward die milde Herrin, da sie in Eisenach die Kirche besuchte, vor dem Portal von einer ganzen Schar Bettler umringt; sie gab, so lange sie noch zu geben hatte, bis ihre Münze zu Ende war, aber da war immer noch ein armer Alter,

einer von den beharrlichen, der bestand auf einer Gabe und drängte sich ihr bis in die Kirche nach; das erbarmte die freigebige Herrin, und sie zog einen ihrer reich mit Silber bestickten Handschuhe aus und reichte diesen dem unabweisbaren beharrlichen Greis. Das sah ein Ritter, der auch zur Kirche einging, trat schnell herzu und gab dem Alten für den Handschuh vieles Geld. Hernach hat er selben Handschuh an seinen Helm als ein Kleinod befestigt und ist in das Heilige Land gezogen, hat auch allda ritterlich gekämpft, und der Handschuh hat ihn geschützt wie ein Talisman, dass er glücklich wieder die Heimat sah. Und dann hat er Elisabeths Handschuh in sein Wappen gesetzt.

Ganze Bücher sind vollgeschrieben von den Taten und Wundern der frommen Landgräfin Elisabeth, die ein gottgefälliges heiliges Leben führte, darum sie auch nach ihrem Tode unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden ist.



Zur Faustsage

Die berühmteste Dichtung in deutscher Sprache wurde vom berühmtesten deutschen Dichter geschrieben: Goethes „Faust“. An diesem Werk arbeitete Goethe fast sein ganzes Leben lang. Wahrscheinlich war er schon im Jahre 1772 damit beschäftigt und er schrieb bis zu seinem Tod daran weiter. Als Buch erschien der erste Teil der Tragödie 1808, der zweite Teil erst nach Goethes Tod, im Jahre 1832.

Goethe hat die Geschichte des Dr. Faustus nicht selbst erfunden. Ein Mann mit dem Namen Faust hat wirklich gelebt, in Süddeutschland, etwa dreihundert Jahre vor Goethe. Er trat als Zauberer und Wahrsager in vielen Städten auf und war schon berühmt, als er noch lebte. Bald wurden über ihn Zaubergeschichten erzählt, die in Wirklichkeit gar nichts mit ihm zu tun hatten, sondern viel älter waren. Daraus entstand schließlich die Faustsage, die nach seinem Tod in vielen Büchern beschrieben wurde.

Die Faustsage wurde auch in anderen Ländern bekannt. Im Jahre 1589 schrieb der Engländer Christopher Marlowe ein Theaterstück darüber, das auch in Deutschland gespielt wurde. (Goethe sah dieses Stück als Fünfjähriger in einem Puppentheater.) Faust wird hier als ein Mann gezeigt, der alle Geheimnisse der Welt verstehen möchte. Die Wissenschaft genügt ihm nicht, er wählt die Magie und schließt mit dem Teufel einen Vertrag: Im Tausch gegen alles Wissen dieser Welt erhält der Teufel nach vierundzwanzig Jahren Fausts Seele.

Auch in Goethes Werk schließt Faust einen Vertrag mit dem Teufel, aber nicht für eine bestimmte Zeit, wie in Marlowes Drama; der Vertrag ist dann erfüllt, wenn der Teufel Faust so viel gezeigt hat, dass dieser damit zufrieden ist.

Mephisto, der Teufel, führt Faust durch alle Bereiche der Welt und lässt ihn vieles erkennen und erfahren, aber als Faust am Ende wirklich sagt, dass er zufrieden sei, kommt seine Seele trotz des Vertrags nicht in die Hölle. In einem Kampf siegen die Engel über Mephisto und tragen Fausts Seele in den Himmel; denn:

Den können wir erlösen, wer immer strebend sich bemüht,.

Darin unterscheidet sich Goethes Faust von den früheren Faustdichtungen. Früher war Faust immer mit der Hölle bestraft worden, weil er versucht hatte, die Welt und ihre inneren Gesetze zu verstehen; man glaubte, dass dieser Versuch eine Sünde sei, weil nur Gott alles verstehen könne.

Doktor Faustus. Der Vertrag mit dem Teufel



(aus dem Volksbuch)

Johannes Faustus, der weitberühmte Schwarzkünstler, wurde in der Grafschaft Anhalt geboren; seine Eltern wohnten in dem Flecken Sondwedel; es waren arme, fromme Bauersleute. Faust aber hatte einen reichen Vetter zu Wittenberg; dieser besaß keine Kinder, weshalb er den jungen Faustus, den er wegen seiner geistigen Fähigkeiten liebgewonnen hatte, an Kindes Statt aufzog. Später wurde er von ihm auf die Hohe Schule zu Ingolstadt geschickt. Hier tat sich der junge Faust in Künsten und Wissenschaften hervor, so dass er bei der Prüfung alle anderen Studenten übertraf.

Damals trieb man noch viel Geisterbeschwören, Teufelsbannen und anderes abergläubisches Zeug, und dies gefiel auch dem jungen Faust. Weil er in böse Gesellschaft geriet, die sich mit solchen Dingen abgab und das Studium vernachlässigte, wurde er bald verführt. Dazu kam noch, dass er sich viel mit

Zigeunern einließ und von ihnen die Chiromantie, die Kunst, aus den Händen wahrzusagen, erlernte. Außerdem ließ er sich in allerlei Zauberkünste einweihen, wo er nur Gelegenheit fand.

In diese Dinge versunken, verlegte er sich eifrig auf die Arzneikunst, erforschte den Himmelslauf und weissagte den Leuten, was sie von Geburt an für Glück und Unglück erleben sollten. Zuletzt verfiel er gar auf Geisterbeschwörungen und wurde ein ausgemachter Teufelsbeschwörer. Bei seinen Eltern wusste er sich indessen schlaue Rechtfertigungen, brachte auch von der Universität zu Ingolstadt ein gutes Zeugnis mit, und so war ihm denn der wohlhabende, gutmütige Vetter selbst behilflich, dass er nach drei Jahren Doktor der Medizin werden konnte. Seit sich nun Doktor Faustus diesem teuflischen Wesen ergeben hatte, vergaß er Gott, und da er durch den Tod seines Vetters zu Wittenberg zu einem schönen Erbe gelangte, fand er bald gleichgesinnte Genossen und wurde jeder ehrlichen Tätigkeit abhold. Weil aber das Erbe des Vetters bei täglichem Wohlleben und Spielen stark abnahm, hielt er sich zwar später von dieser Gesellschaft etwas zurück, aber er wurde darum nicht besser, sondern trachtete stets, mit Hilfe des Teufels in Freuden zu leben. Bei dem Studium teuflischer Druckschriften fand er nicht nur, dass er selbst mit einem herrlichen Geist begabt sei, sondern auch, dass die Geister eine besondere Zuneigung zu ihm hätten. In dieser Meinung wurde er noch mehr bestärkt, als er einige Male in seiner Stube einen seltsamen Schatten an der Wand vorüberfahren und öfter in der Nacht viele Lichter bis an sein Bett fliegen sah und dabei zugleich Laute vernahm, als ob Menschen miteinander leise redeten.

Als nun Doktor Faustus in seiner teuflischen Kunst genug erlernt hatte, ging er einst an einem heitern Tag aus der Stadt Wittenberg, um seine Teufelsbeschwörungen ins Werk zu setzen, und fand endlich einen Kreuzweg, der fünf Abzweigungen hatte. Hier verblieb er einen ganzen Nachmittag, nahm am Abend einen Reif, wie ihn die Faßbinder haben, machte daran viele seltsame Zeichen und setzte daneben noch zwei andere Kreise. Darauf ging er in den nahe gelegenen Wald und erwartete die Mitternachtszeit, wo der Mond voll scheinen würde. Kaum aber war die Zeit herbeigekommen, so beschwor er, in den mittleren Reif tretend, unter Verlästerung des göttlichen Namens dreimal den Teufel.

Kaum waren die Worte gesprochen, sah er plötzlich eine feurige Kugel daherkommen. Weil Doktor Faust jedoch fürchtete, nicht lebend heimzukehren, wenn er den Kreis verlasse, beschwor er den Teufel von neuem auf die gleiche Weise; aber da wollte sich nichts mehr regen und kein Teufel sehen lassen. Er nahm deshalb eine neuerliche Beschwörung vor. Sogleich entstand im Wald ein so furchtbarer Sturm, als ob alles zugrunde gehen wollte. Kurz darauf rasten etliche Wagen, mit Rossen bespannt, bei dem Reif vorbei und wirbelten so viel Staub auf, dass Faustus trotz des hellen Mondenscheins nichts sehen konnte. Doktor Faust war so erschrocken, dass er kaum mehr stehen konnte und sich wünschte, viele Meilen von da weg zu sein. Endlich sah er wider Erwarten eine Gestalt um den Kreis herumwandern. Mutig beschwor er den Geist, er solle sich erklären, ob er ihm dienen wolle oder nicht. Der Geist gab bald zur Antwort, er wolle ihm zeit seines Lebens dienen, wenn er einige Bedingungen erfülle. Doktor Faustus vergaß darüber seinen Schrecken und war zufrieden, dass er endlich erreicht, wonach sein Herz so lange Zeit verlangt hatte. Daher sprach er zu dem Geist: „Weil du mir dienen willst, so beschwöre ich dich nochmals, dass du morgen in meiner Behausung erscheinst, wo wir dann alles, was

ich und du zu tun haben, festlegen wollen." Das sagte der Geist dem Doktor Faustus zu. Sogleich zertrat dieser den Kreis, eilte voll Freude der Stadt zu und erwartete den kommenden Tag.



Bald saß er unter tausend verwirrten Gedanken in seinem Stüblein. Viele Stunden vergingen, kein Geist wollte erscheinen. Endlich gegen Mittag sieht er unweit des Ofens einen Schatten daherkommen, und es scheint ihm, als wäre es ein Mensch. Dann aber verschwand der Schatten wieder, weshalb er seine Beschwörung aufs neue begann und den Geist anrief, er solle sich sehen lassen. Da steckte der Geist seinen Kopf wie ein Mensch hinter dem Ofen hervor und machte vor Doktor Faustus eine tiefe Verneigung. Nach einigem Bedenken beehrte Faust, der Geist solle hervorkommen und ihm, seinem Versprechen gemäß, die Bedingungen sagen, unter denen er ihm dienen wolle. Da sah nun Faust mehr als ihm lieb war; denn die Stube war plötzlich voller Feuerflammen. Der Geist hatte zwar einen natürlichen Menschenkopf, aber sein ganzer Leib war zottig, und mit feurigen Augen blickte er Faust an, worüber dieser sehr erschrak und ihm befahl, er solle sich wieder hinter den Ofen begeben, was jener auch tat. Darauf fragte ihn Doktor Faustus, ob er sich nicht

anders als in einer so angsterregenden Gestalt zeigen könne. Der Geist antwortete kurz mit „Nein!“ Denn er sei kein Diener, sondern ein Fürst unter den Geistern. Wenn Faust das tun werde, was er von ihm verlange, wolle er ihm einen Geist schicken, der ihm bis an sein Ende dienen und jeden Wunsch erfüllen werde.

Auf diesen Vorschlag des Satans meinte Faust, er solle ihm nur sein Verlangen eröffnen. Der Teufel erwiderte: „Ich will dir hiemit fünf Artikel vorschreiben; nimmst du sie an, ist es recht; wenn nicht, darfst du mich in Zukunft nicht mehr zwingen zu erscheinen.“ Also nahm Doktor Faustus seine Feder zur Hand und verzeichnete, wie folgt, seinen Vertrag mit dem Teufel:

ER solle Gott und dem ganzen himmlischen Heer absagen.

Er solle aller Menschen Feind sein und vor allem diejenigen verfolgen, die ihm seines bösen Lebens wegen anfeindeten.

Den Priestern und geistlichen Personen solle er nicht gehorchen, sondern stets wider sie sein.

Zu keiner Kirche gehen, die Predigten nicht besuchen, auch die Sakramente nicht empfangen.

Den Ehestand hassen, sich nie verehelichen.

Wenn Doktor Faust diese fünf Artikel annehmen wolle, so müsse er sie zur Bestätigung mit seinem eigenen Blut unterfertigen und ihm einen Schuldbrief, von seiner eigenen Hand geschrieben, übergeben. Sei das geschehen, dann wolle er ihn zu einem Mann machen, der zeitlebens alle erdenkliche Lust und Freude genießen werde.

Doktor Faustus saß hierüber in tiefen Gedanken, und je öfter er diese teuflischen Artikel überlas, desto schwerer schien es ihm, sie zu halten. Doch sagte er endlich leichtsinnig und gottvergessen zu einem Artikel um den andern laut und unumwunden ja. Der Geist aber sprach: „So lege denn diese Urkunde, mit deinem Blut gezeichnet, auf den Tisch; ich hole sie mir später.“ Doktor Faustus antwortete: „Gut! Aber um eines bitte ich dich noch, dass du mir nicht mehr in deiner jetzigen Gestalt erscheinst, sondern etwa in Gestalt eines Mönchs oder eines andern Menschen.“ Dies versprach der Geist Doktor Faust und verschwand.

Nachdem der teuflische Geist gewichen war, hätte Faust, bevor er seine Unterschrift gab, wohl noch Zeit gehabt, seinen Abfall von Gott mit reuigem Herzen gutzumachen; aber er trachtete nur danach, lustig in der Welt zu leben.

So nahm denn Faust ein Messer und öffnete sich an der linken Hand ein Äderlein; das ausfließende Blut fasste er in ein Glas, setzte sich nieder und schrieb mit eigener Hand folgenden Schuldbrief:

„Ich, Johannes Faustus, Doktor, bekenne hier öffentlich: Weil der Fürst dieser Welt, den die Menschen den Teufel zu nennen pflegen, gewaltig und geschickt ist, so dass ihm nichts unmöglich ist, wende ich mich heute zu ihm. Nach seinem Versprechen soll er mir alles leisten und erfüllen, was mein Herz und Sinn begehrt; dafür verschreibe ich mich hiermit mit meinem eigenen Blut samt Leib und Seele diesem irdischen Gott.

Dagegen sage ich ab allem himmlischen Heer und allem, was Gottes Freund sein mag. Und da unser Bündnis vierundzwanzig Jahre währen soll, so soll der Satan, wenn diese Zeit verflossen ist, über dieses sein Unterpfand, Leib und Seele, zu schalten und zu walten Macht haben; es soll auch keinem Wort Gottes, auch nicht

denen, die dieses predigen, glücken, mich in den Verband der Kirche zu bringen, wenn sie mich auch bekehren wollten.

Zu Urkund dieser Handschrift habe ich sie mit meinem eigenen Blute bekräftigt und eigenhändig geschrieben.

Faustus, Doktor." Anno 1525, post Christum natum.

Als Faustus diese grässliche Urkunde gefertigt hatte, erschien bald darauf der Teufel in eines Mönchs Gestalt, worauf ihm Doktor Faustus seinen Vertrag einhändigte. Da sagte der Teufel: „Faust, weil du dich mir verschrieben hast, sollst du wissen, dass man dir auch treu dienen wird. Ich jedoch, als der Fürst dieser Welt, diene selbst keinem Menschen. Aber morgen will ich dir einen erfahrenen Geist senden, der soll dir Zeit deines Lebens gehorsam sein. Er wird dir in Gestalt eines Mönchs erscheinen und dienen. Hiemit nehme ich deine Handschrift; gehab' dich wohl!“ Daraufhin verschwand der Teufel.

Als Doktor Faustus am Abend eben seine Studierstube betreten hatte, klopfte jemand bescheiden an die Stubentür. Als er öffnete, stand ihm eine lange, in eine Mönchskutte gekleidete Gestalt gegenüber. Faust hieß den Fremden eintreten und sich zu ihm auf die Bank niedersetzen, was der Geist auch tat. Auf die Frage des Doktors, was er wolle, antwortete der Geist: „Faust, wie mir von unserm Obersten Geist befohlen worden, will ich dir von jetzt an treulich dienen. Du sollst dich auch vor mir nicht fürchten, denn ich bin kein verabscheuungswürdiger Teufel, sondern ein Spiritus familiaris, ein vertraulicher Geist, der gern unter Menschen wohnt.“

„Gut“, erwiderte hierauf Doktor Faustus, „so gelobe mir im Namen deines Herrn Luzifer, dass du mir in allem, was ich von dir verlangen werde, gehorsam sein wirst.“ Der Geist versprach es. „Du sollst zugleich wissen“, fuhr der Teufel fort, „dass ich Mephistopheles heiße, und bei diesem Namen sollst du mich rufen, wenn du etwas von mir willst.“

Obwohl nun Doktor Faust meinte, es könne ihm künftig nichts mehr mangeln, weil er einen so mächtigen Diener habe, begann es doch nach und nach an einem oder dem andern zu fehlen. Denn die baren Mittel von der Verlassenschaft seines vor etlichen Jahren verstorbenen Veters hatten nunmehr ein Ende. Außer dem Haus, in dem er wohnte, und etlichen Wiesen war wegen des vielen Spielens und freien Lebenswandels wenig übrig geblieben. Daher fragte er seinen Mephistopheles um Rat, wie er neue Mittel erlangen könnte. Der Geist erklärte: „Faustus, mach' dir keine Gedanken darüber! Ich bin doch dein getreuer Diener, und solange du mich haben wirst, sollst du keinen Mangel leiden. Kümmere dich nicht um deine Haushaltung, wenn du auch kein Geld hast! Dinge nur keine Magd, die uns vielleicht verraten könnte! Aber einen Famulus oder Jungen sollst du wohl haben, auch Gäste und gute Freunde; mit ihnen magst du immerhin fröhlich sein.“

Dieses Anerbieten des Geistes war für Doktor Faustus sehr erfreulich, aber er hegte einige Zweifel: „Mein lieber Mephistopheles, woher willst du alle Mittel hiezu nehmen?“ Der Geist antwortete lächelnd: „Sorg dich nicht darum! Verzeichne nur alles, was du haben willst, und leg den Zettel auf den Tisch, damit ich dir alles zur rechten Zeit verschaffe.“ Darüber freute sich Faustus und schrieb sogleich den Speisezettel neben einem guten Trunk einiger Weinsorten, um zu sehen, ob der Geist auch sein Versprechen erfüllen würde.

Abends wurde ihm hierauf zum erstenmal der Tisch gedeckt, auf den der Geist ein zierlich vergoldetes Trinkgeschirr setzte. Auf die Frage, woher denn der schöne Becher stamme, antwortete der Geist, er solle nicht danach fragen, er habe ihm diesen verehrt.

Da nun Doktor Faustus sich nicht mehr zu sorgen brauchte, woher er Essen, Trinken, Geld und anderes bekäme, brachte er Tag und Nacht in Saus und Braus zu, spielte und zechte mit seinen Zechbrüdern, dass bald viele zu zweifeln begannen, ob das mit rechten Dingen zugehe. Denn um seine Praxis oder um die Äcker und Wiesen, die er von seinem Vetter ererbt hatte, kümmerte sich Faustus überhaupt nicht mehr, und von der Luft leben könne er doch auch nicht, meinte man. So geriet Faust in peinlichen Verdacht, der Zauberei verfallen zu sein. Um den Leuten diesen Argwohn zu nehmen, ermahnte der Geist seinen Herrn, selbst die Äcker zu besäen, das Heu einzubringen, das Korn zu schneiden und zu ernten.

Doch Doktor Faustus wollte dieses ehrbare Leben auf die Dauer gar nicht gefallen; er redete deshalb mit seinem Geist: „Schaff mir, Mephistopheles, Geld, woher du willst, herbei; denn ich habe Lust zum Spiel, das ist meine größte Leidenschaft; außerdem möchte ich mich in lustigen Gesellschaften vergnügen. Meinst du, ich habe mich deinem Fürsten, dem Luzifer, verpflichtet, um ein zurückgezogenes Leben zu führen? Schaffe du mir ein bequemes Leben auf dieser Welt und verrichte daneben die Arbeiten wie bisher, um den Leuten den Argwohn zu nehmen.“

Mephistopheles antwortete: „Ich bekenne, dass ich dein Diener und also schuldig bin, dir allen gebührenden Gehorsam zu leisten. Damit du mich nun nicht für einen Lügengeist hältst, will ich dir Geld und alles, was du brauchst, zur Genüge verschaffen, aber halte auch du deine mit deinem Blut geschriebenen Zusagen.“

Nun berichtete ihm denn der Geist ausführlich, zu welcher Klasse von Geistern er selbst gehöre, wie viel böse Geister es gebe, warum der Teufel aus dem Himmel verstoßen worden sei. Er erzählte ihm, wiewohl widerwillig und voll Ingrimm, vom Himmel und den Himmlischen Heerscharen, von den Engeln vor Gottes Thron, vom Paradies; dann wieder von der Ordnung der Teufel, von ihrer Hoffnung, dereinst doch selig zu werden, und von der Hölle. Dann schloss er seine Rede mit den nachdenklichen Worten: „Wenn ich aber als Mensch geboren wäre wie du, o Faust, so wollte ich Tag und Nacht meine Hände dankbar zu Gott erheben, dass er seinen Sohn vom Himmel herabgesandt hat und sich des menschlichen Geschlechts annimmt, um es von des Teufels Gewalt zu erlösen. Dieser Erlösung, lieber Faust, bist auch du teilhaftig gewesen, hast sie aber verscherzt und musst ohne Zweifel gleiche Verdammnis wie der Teufel, den du herbeigerufen hast, in der Hölle leiden.“ Auf diese offenen Worte des Geistes schwieg Doktor Faustus niedergeschmettert und entließ den Geist.

Als er aber des Nachts im Bett lag, klangen ihm die Worte des Geistes unaufhörlich in den Ohren, worüber er seufzte und zu sich selbst sprach: „Ach du elender, verfluchter Mensch, dir hat Gott Leib und Seele gegeben, die solltest du besser verwahrt haben! Ach, dass ich mich um so kurzer Weltlust willen mit dem Teufel schändlich verbunden habe! Nunmehr aber ist es mit meiner Buße und Reue ohne Zweifel zu spät!“

Doktor Fausts Verdammnis und Tod

Das Stundenglas Doktor Fausts lief nunmehr aus; denn er hatte nur noch einen Monat vor sich, nach dem seine vierundzwanzig Jahre zu Ende waren. Über dieser

Rechnung brach ihm der bittere Angstschweiß aus, und es war ihm wie dem Mörder, der stets der Todesstrafe, die ihm bereits im Urteil angekündigt wurde, gewärtig sein muss. Während er darüber nachsann, ging seine Stubentür auf, und herein trat Luzifer in eigener Person, schwarz und zottig, und sprach: „Weil nun deine bestimmte Zeit von vierundzwanzig Jahren bald aus sein wird und ich mein Pfand holen will, kündige ich dir jetzt meinen Dienst auf, den ich dir jederzeit treu geleistet habe. Nun halte auch du mir treu, was du mir versprochen hast. Leib und Seele sind nun mein, darein füge dich, es ist nicht mehr zu ändern. Und so lade ich dich denn vor das Gericht Gottes, da gib Rede und Antwort, weil ich an deiner Verdammnis nicht schuld bin. Wenn die Zeit da ist, will ich mein Pfand holen.“

Doktor Faustus konnte vor Angst und Grauen kein Wort hervorbringen. Als er wieder zu sich kam, stöhnte er verzweifelt: „Das habe ich gefürchtet! Ach, ich bin verloren, meine Sünden sind zu groß, als dass sie mir vergeben werden könnten!“

Inzwischen war der Teufel verschwunden, und sein Famulus Wagner, der alles gesehen und mitangehört hatte, tröstete seinen Herrn, er solle nicht so kleinmütig sein und verzagen, es wäre wohl noch Hilfe da; er solle seine vertrauten Freunde holen lassen und ihnen die Sache offenbaren, damit er von ihnen Trost aus der Heiligen Schrift bekäme und wenigstens seine Seele rette, wenn schon der Leib verloren sei.

Der geängstigte Doktor Faustus ächzte: „Ach, was hab' ich getan, woran hab' ich gedacht, dass ich wegen einer so kurzen Zeit die Seligkeit verscherzt habe, die ich mit andern Auserwählten hätte genießen können! Nun ist es aus!“ Und so wollte der Unglückliche verzweifeln.

Inzwischen war der Famulus zu den Studenten gegangen und hatte ihnen alles erzählt. Aber keiner wollte mehr zu Doktor Faustus gehen, damit ihnen selbst nichts geschehe; denn sie wussten, dass mit dem Teufel nicht zu scherzen wäre. Damit aber Doktor Faustus nicht ganz ohne Tros't bleibe, riefen sie einen gelehrten Geistlichen, dem sie alles offenbarten, und baten ihn, dass er doch Doktor Faust aus der Heiligen Schrift Trost zusprechen und so dem Teufel begegnen möchte.

Als sie Doktor Faust in der Stube auf seinem Sessel sitzen sahen, die Hände ringend und tief aufseufzend, hatten sie alle herzliches Mitleid mit ihm. Nachdem sie Platz genommen, redete ihm der Geistliche zu, er solle nicht traurig sein, es wäre ihm wohl noch zu helfen und zu raten. Er solle nur mit festem Glauben und Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit hoffen und so dem Satan Widerstand leisten, weil Gott niemand ausschließe, vielmehr wünsche, dass allen Menschen geholfen werde. Ferner forderte er ihn auf, er solle sich vor Gottes Angesicht demütigen, sich als einen armen, großen Sünder bekennen und wahre Reue über die begangenen Sünden zeigen.

Als Doktor Faustus so wieder einigen Trost gefunden hatte, legte er sich zur Ruhe nieder, und sein Famulus blieb bei ihm in der Kammer. Da kam der Teufel zu ihm ans Bett, schlug gleich ein großes Gelächter an und rief: „Mein Faust, bist du einmal fromm geworden, so bleib es, schau nur zu, was deine Frömmigkeit dir helfen wird! Mein Lieber, wie kannst du auf die Seligkeit hoffen, der du voll Sünden bist? Du willst Trost in Christus finden, der du ihn immer gelästert hast? Du fährst zur Hölle, das ist dein rechter Lohn, dort warten schon viele Teufel auf dich. Du hoffst umsonst, hoffe, solange du willst! Es ist zu spät für deine Buße. — Noch eins, Faust, sag mir die Wahrheit; was gilts, es ist dir weniger um deine Seligkeit zu tun, als darum, dass du sterben sollst. Sag, ist es nicht so?“ Doktor Faustus gab darauf keine

Antwort, verbrachte die Nacht mit schwermütigen Gedanken und befahl am nächsten Morgen seinem Famulus, den Geistlichen zu holen, der bald mit zwei Studenten kam. Als ihm nun Doktor Faustus berichtet hatte, was der Teufel in der vergangenen Nacht für ein Gespräch mit ihm gehabt hatte, antwortete der Geistliche: „Wenn er wieder zu Euch kommt, so sprecht: ‚Höre, Satan, ich bekenne, dass ich ein schwer gefallener Sünder bin, aber die Barmherzigkeit Gottes ist weit größer. Gott hat nie einen Sünder verstoßen, der ernstlich Buße getan hat, auch in der Stunde seines Todes nicht. Und dass du mir mit Verdammnis drohst, das ist dein altes Liedlein; du bist ein Lästermaul und kein Richter, ein Verdammter und kein Verdammer.‘ Und darum, mein Herr Doktor Faust“, schloss der Geistliche, „seid ohne Sorge, und wenn der Teufel wieder an Euch heran will, so haltet mit dem Wort Gottes seine bösen Streiche auf.“

Doktor Faustus hatte nun etliche Tage Ruhe vor dem Teufel. Einmal aber zur Nachtzeit überfiel ihn im Bett große Angst, dass er nicht wusste, wo er bleiben sollte. Es kamen ihm allerhand verzweifelte Gedanken in den Sinn.

Eines Morgens berief er seinen Famulus zu sich ans Bett und klagte mit zitternder Stimme: „Ach, lieber Sohn, was habe ich jetzt von meinem gottlosen Leben? Ach, wenn ich an mein Ende denke, das nun nicht mehr fern ist, so überläuft mich eiskalter Schweiß, das Zittern und Zagen will nicht mehr aufhören, und ich sehe vor mir das strenge Gericht Gottes. Es wäre mir tausendmal lieber, als ein unvernünftiges Tier geboren oder doch in meiner zarten Kindheit schon gestorben zu sein! Nun aber, ach, nun ist's aus, Leib und Seele, die fahren dahin, wohin sie gehören.“

Auf solche Klagen antwortete sein Famulus, den sein Herr dauerte: „Ach, Herr Doktor, warum seid Ihr doch stets so schwermütig und kränkt Euch immerfort?“

Das Stundenglas war nunmehr ausgelaufen; die vierundzwanzig Jahre des Doktor Faustus waren zu Ende. Da erschien ihm der Teufel abermals, und zwar in derselben Gestalt, in der er damals den verruchten Bund mit ihm geschlossen hatte, zeigte ihm seine Urkunde, worin er ihm mit seinem eigenen Blut seinen Leib und seine Seele verschrieben hatte, und erklärte, dass er in der folgenden Nacht sein Unterpfand holen wollte. Darauf verschwand er.

Da kam die Reue, das Zittern und Zagen und größte Bangigkeit mit aller Macht über Faust. Er krümmte sich wie ein Wurm, weinte und klagte die ganze Nacht über. In diesem erbärmlichen Zustand erschien ihm sein bisheriger Hausgeist Mephistopheles um Mitternacht, tröstete ihn und sprach: „Mein Faust, sei doch nicht so verzagt; denk doch, wenn du auch deinen Leib verlierst, ist's doch noch lang, bis du vor dem Gericht Gottes erscheinen wirst. Du musst doch über kurz oder lang ohnedies sterben. Und wenn du schon als ein Verdammter stirbst, so bist du es doch nicht allein, bist auch der erste nicht; denke an alle Gottlosen, die in gleicher Verdammnis mit dir sind und zu dir kommen werden. Sei beherzt und unverzagt, denke an die Verheißung unseres Obersten, der dir versprochen hat, dass du nicht leiden sollst in der Hölle wie die andern Verdammten.“

Da nun Doktor Faustus sah, dass der Teufel sein Unterpfand sicher nicht aufgeben, sondern in der folgenden Nacht bestimmt holen würde, stand er frühmorgens auf, spazierte vor die Stadt hinaus und befahl nach seiner Rückkehr seinem Famulus, die Studenten, seine früheren vertrauten Freunde, noch einmal zu ihm ins Haus zu berufen; er hätte ihnen etwas Wichtiges anzukündigen.

Als alle versammelt waren, begann Faust:

„Liebe Herren, dass ihr heute zu mir gekommen seid und auf meine Bitte bis in die Nacht hinein bei mir bleibt, dafür danke ich euch. Ich wollte euch jetzt nur sagen, dass ich mich von Jugend an mit der Schwarzkunst beschäftigt habe, worin ich es mit der Zeit so weit brachte, dass ich den Geist Mephistopheles beigegeben erhielt, der mir alle meine Wünsche erfüllen musste. Aber ich musste mich dafür mit meinem eigenen Blut dem Satan verschreiben, Gott absagen und allen guten Menschen feind sein und sollte dem Bösen nach vierundzwanzig Jahren mit Leib und Seele verfallen. Ohne Zweifel hat mich der Teufel getrieben, dass ich den Bund mit ihm abgeschlossen hatte.

Nun aber sind die bestimmten Jahre heute Nacht zu Ende. Da wird der Teufel sein Unterpand holen und mit mir schrecklich umgehen. Das alles wollte ich aber gern ausstehen, wenn ich nur meine Seele retten könnte. Ich bitte euch nun, liebe Herren, nach meinem Tod alle, die mich geliebt und wegen meiner Kunst geschätzt haben, freundlich zu grüßen und ihnen viel Gutes zu wünschen. Was ich diese vierundzwanzig Jahre über für Abenteuer getrieben, das werdet ihr in meiner Wohnung aufgeschrieben finden.

Jetzt begehbt euch miteinander zur Ruhe und lasst euch nicht stören, wenn ihr ein schauerliches Gepolter im Haus hört; fürchtet euch nicht, denn euch wird kein Leid widerfahren! Zuletzt möchte ich euch nur bitten, meinen Leib zu bestatten, wenn ihr ihn findet. Gehabt euch ewig wohl, ihr Herren, und nehmt euch ein Beispiel an meinem Verderben! Gute Nacht, es muss geschieden sein!"

Bei diesen Worten sank Faust wie ein Ohnmächtiger auf die Bank hin. Erschrocken bemühten sich seine Freunde, ihn aufzurichten. Da hörten sie im Haus ein Gepolter. Entsetzt riefen sie: „Gehen wir, damit uns nicht etwas Arges widerfahre!"

Als die Mitternachtsstunde kam, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm, der tobte, als ob er das Haus umreißen wollte. Angstvoll wünschten die Studenten zehn Meilen weg zu sein, und sprangen erschrocken aus den Betten. Als sie kurz darauf in der Stube, in der Doktor Faustus geblieben war, ein greuliches Zischen und Pfeifen vernahmen, ab ob lauter Schlangen und Nattern dort wären, glaubten sie auch ein Stoßen in der Stube und ein entsetzliches Wehrufen des armen Faust zu hören. Dann trat Ruhe ein. Es verging der Wind, und alles ward wieder still. Den Körper des Doktor Faustus suchten sie überall im Hause und fanden ihn zuletzt tot im Freien.

Zuerst berieten sie, wie sie seine letzte Bitte erfüllen und den Leichnam bestatten könnten, dann beschlossen sie, alles zu verschweigen und beim Begräbnis über Fausts Ende nur auszusagen, dass Doktor Faustus eines schnellen Todes gestorben sei.

Nachdem Doktor Faustus begraben war, hatte seine Seele auf Erden noch keine Ruhe. Sein Geist regte sich, erschien öfter seinem Diener Christoph Wagner und hielt manche Gespräche mit ihm.

Die Nachbarn aber gewahrten den Geist des Doktors Faustus bei Nacht oftmals in seiner Behausung am Fenster, besonders wenn der Mond schien. Er ging auch im Haus umher, leibhaftig in Gestalt und Kleidung, wie er auf Erden gegangen war. Sein Famulus Wagner aber beschwor den Geist und verhalf ihm zu seiner Ruhe auf Erden.

Seit dieser Zeit ist es um Doktor Johannes Faustus friedlich und still geworden.

Die Lorelei

Dort, wo das Rheintal bei der Stadt Kaub am schmalsten ist, steigen am Ufer schwarze Felsen steil in die Höhe. Sie pressen die Wasser des Stromes so eng zusammen, dass sie brausend zwischen den harten Steinen hindurchfließen. Gefährlich ist hier noch heute die Fahrt. Doppelt gefährlich war sie in alter Zeit durch die Felsen und die Lorelei, die schöne Nixe des Rheins. Oft erschien sie den Schiffern auf der Spitze des Felsens. Ihr goldenes Haar wehte im Winde. Sie kämmt es mit goldenem Kamm und sang dazu ein Lied. Seine Melodie packte das Herz. Wer sie hörte, musste nach oben blicken. Dort sah er die Jungfrau im weißen Kleide, mit wehenden Haaren und winkenden Armen. Vergaß er das Rudern, dann zerbrach sein Schiff an den Felsen. Ließ er sich auf den Berg locken, dann schwebte die Lorelei in ihrer Schönheit vor ihm her und



winkte ihm, höher und höher zu steigen. Glaubte er sie endlich in seine Arme zu schließen, dann griff er in die Luft und stürzte vom Felsen in die Tiefe.

Als nun eines Tages wieder ein junger Ritter durch die Lorelei in den Tod gelockt wurde, wollte der Vater seinen Sohn rächen. Er ließ den Berg von seinen Soldaten umstellen und befahl, von allen Seiten auf den Felsen zu steigen. Die Männer kamen der Spitze des Berges immer näher, und die Lorelei sah keinen Ausweg mehr. Da beugte sie sich zum Rhein hinunter und rief:

„Vater, Vater, geschwind, die weißen Rosse schick deinem Kind.

Es will reiten in Wellen und Wind!“

Da brauste ein Sturmwind durch das enge Rheintal. Die Wasser des Flusses rauschten gegen die Felsen, und zwei weiße Wellen schlugen bis an die Spitze des Berges. Die Lorelei sprang auf die Wellen wie auf den Rücken eines Pferdes und glitt in den Rhein hinab. Seit dieser Zeit ist sie nie mehr gesehen worden.



Die Lorelei

Text: Heinrich Heine, 1823
Melodie: Friedrich Silcher, 1838

1. Ich weiß nicht, was soll es be - deu - ten, daß ich so trau - rig bin;
ein Mär - chen aus al - ten Zei - ten, das kommt mir nicht aus dem Sinn.
Die Luft ist kühl, und es dun - kelt und ru - hig fließt der Rhein,
der Gip - fel des Ber - ges fun - kelt im A - bend - son - nen - schein.

2. Die schönste Jungfrau sitzet
dort oben wunderbar,
ihr goldnes Geschmeide blitzet,
sie kämmt ihr goldenes Haar;
sie kämmt es mit goldenem Kamme
und singt ein Lied dabei,
das hat eine wundersame
gewaltige Melodei.

3. Den Schiffer im kleinen Schiffe
ergreift es mit wildem Weh;
er schaut nicht die Felsenriffe,
er schaut nur hinauf in die Höh.
Ich glaube, die Wellen verschlingen
am Ende Schiffer und Kahn,
und das hat mit ihrem Singen
die Lorelei getan.

Tellsage

Zur Zeit, als Kaiser Albrecht von Österreich in Wien regierte, war die Schweiz noch ein Teil des Deutschen Reiches. Der Kaiser aber wollte das Land seiner Familie vergrößern und kaufte in der Schweiz Städte, Dörfer und Burgen. Drei Schweizer Länder, Schwyz, Uri und Unterwalden, wollten nicht zum Hause Österreich gehören, sondern mit ihrer alten Freiheit im Reich bleiben. Da sandte der Kaiser zwei Vögte in ihr Land. Davon sollte der eine, der Geßler, die Leute von Schwyz und Uri, der andere, der Landenberger, die Bewohner von Unterwalden mit List und mit Güte auf die Seite Österreichs ziehen. Als das den Vögten nicht gelang, gab ihnen der Kaiser den Befehl, den Bauern alles mögliche Herzeleid zu tun. In seiner Not schickte das Volk Boten an Albrecht. Doch der Kaiser ließ sie nicht vor seine Augen kommen. Da kehrten die Männer traurig in die Schweiz zurück. Die Vögte aber pressten und drückten das Volk noch mehr. Als der Geßler sah, dass ihn alle Leute hassten, ließ er mitten in Altdorf eine hohe Stange mit einem Hut aufstellen und befahl, dass jeder den Hut so grüßen sollte wie den Vogt selbst. Da gründeten drei mutige Männer einen heimlichen Bund gegen die Vögte. Auf einer Bergwiese, die man das Rütli nannte, kamen die Männer des Volkes bei Nacht zusammen, um die Sache der Freiheit zu beraten.

Nun geschah es, dass ein Mann aus Uri, Wilhelm Tell genannt, an des Geßlers Hut in Altdorf vorbeiging, ohne ihn zu grüßen. Da ließ der Vogt ihn vor sich bringen. Als er sah, dass Tell eine Waffe trug, wurde er zornig und sprach: „Du trägst eine Waffe, Tell, und bist, wie alle Leute sagen, ein guter Schütze. Ich will deine Kunst sehen! Jetzt schieße diesem deinen Kind einen Apfel vom Kopf.“ Dem Tell erschrak das



Seit dem Jahre 1895 steht in Altdorf das Denkmal zu Ehren des legendären Volkshelden Wilhelm Tell

Herz und er sprach: „Ich schieße nicht. Nehmt lieber mein Leben!“ – „Du schießest, Tell!“ schrie der Vogt, „oder du stirbst mit deinem Kinde“. Da betete Tell zu Gott, dass er seine Hand führen und des Kindes Haupt schützen möge. Dann schoss er und traf den Apfel.

Der Vogt aber sagte: „Du nahmst noch einen zweiten Pfeil, Tell. Ich habe es gesehen. Sag an, warum tatest du das?“ – „Das ist bei uns Schützen so Sitte“, antwortete Teil. „Nein, die Antwort nehme ich nicht an“, sprach der Vogt. „Sage mir frei die Wahrheit, Tell. Dein Leben ist dir sicher. Wozu war der zweite Pfeil?“ – „Da Ihr mir mein Leben gesichert habt, so hört die ganze Wahrheit: Mit diesem zweiten Pfeil durchschoss ich Euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte, und Euer, Herr, hätte ich nicht gefehlt“. – „Dein Leben sollst du behalten“, schrie der Vogt bleich vor Zorn, „aber nicht die Freiheit! Ich werde dich an einen Ort bringen lassen, wo weder Sonne noch Mond auf dich scheinen, damit ich sicher bin vor deinen Pfeilen. Auf, bindet ihn und bringt ihn auf mein Schiff!“

Das geschah, und der Vogt fuhr mit Tell über den See. Da schickte Gott einen Sturmwind, dass alle glaubten, sie müssten ertrinken. In dieser Not ließ der Landvogt den Tell losbinden, damit er das Steuer führe. Das tat Tell und lenkte das

Schiff geschickt zum Schweizer Ufer an eine Felsplatte. Da riss Tell seine Waffe an sich und sprang auf die Platte. Mit dem Fuß aber stieß er das Schiffelein in die wilden Wellen zurück.

Der Sturm hörte auf und der Vogtes Schiff erreichte den Hafen. Tell aber wartete in der „Hohlen Gasse“ auf den Vogt. Dort traf ihn sein Pfeil ins Herz. Der Tod des Vogtes war das Zeichen zum Kampf, der dem Schweizer Volk die Freiheit brachte.

Die Sage von der Entstehung der Wartburg



Kaum eine andere Stätte ist dem Deutschen so zum Symbol geworden, wie die Wartburg, die von Sage und Geschichte umwoben, und durchwittert, die Höhe des Thüringer Waldes über Eisenach krönt.

Die Legende sagt, der thüringische Graf Ludwig habe sich — es war im Jahre 1067 — auf der Jagd verirrt, habe, um sich zu orientieren, den Berg erklommen und dort ausgerufen:

„Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden!“ Doch der Berg gehörte nicht zu seinem Besitz. So suchte er nach einer List, ihn zu bekommen. Zwölf Ritter trugen nachts in Körben Erde von einem seiner Berge auf diesen Berg, und Graf Ludwig begann, die Burg zu bauen.

Die Besitzer des Berges protestierten. Graf Ludwig musste vor Gericht. Dort schwor er, dass er die Burg auf seinem Boden gebaut habe, und die zwölf Ritter bestätigten das. Sie steckten ihre Schwerter in die hinaufgetragene Erde und schworen, dass dieses Land schon immer dem Grafen gehört habe. Damit bekam Graf Ludwig den Berg.

Wartburg war Aufenthaltsort vieler Minnesänger, die dort um 1206 den sogenannten *Sängerkrieg* ausgetragen haben sollen, der in einem um 1280 entstandenen Gedicht dargestellt wurde (Sieg Wolframs v. Eschenbach über Klingsor;

vgl. Novalis, Heinrich v. Ofterdingen; E. T. A. Hoffmann, Der Kampf der Sänger; bei R. Wagner mit der Tannhäuser-Sage verknüpft).

Noch eine Legende. Auf der Wartburg ereignet sich das Rosenwunder der frommen Landgräfin Elisabeth. Man kennt sie. Elisabeth nahm sich — sehr zum



Martin Luther

Verdruß ihres geizigen Gatten, der Kranken und Bedürftigen Eisenachs an. Sie ging mit einem Körbchen voll milder Gaben den Burgberg hinab, wurde von ihrem Mann dabei überrascht und antwortete auf seine Frage, was sie in Korb trüge, es seien Rosen. Der Misstrauische öffnete den Deckel — und tatsächlich, der Korb quoll von Rosen über...

Elisabeth wurde schon vier Jahre nach ihrem Ableben heiliggesprochen.

Wieder wird es dreihundert Jahre still um die Burg. Dann aber erscheint dort, das Schwert an der Seite, der „Junker Jörg“ und wird vom Schlosshauptmann Hans von Berlepsch aufgenommen. Es ist Martin Luther (1483-1546), der auf dem Wormser Reichstag für „vogelfrei“ (j-n für vogelfrei erklären — оголосити кого-небудь поза законом) erklärt worden ist. Nun wird die Burg zur Wiege der Grobstat

deutscher Sprachgeschichte. Hier übersetzt Martin Luther das Neue Testament in die deutsche Sprache.

Doktor Luther saß auf der Wartburg und übersetzte die Bibel. Dem Teufel war das unlieb und er hätte gern das heilige Werk gestört; aber als er ihn versuchen wollte, griff Luther das Tintenfass, aus dem er schrieb, und warf's dem Bösen an den Kopf. Noch zeigt man heutige-



stages die Stube und den Stuhl, worauf Luther gesessen, auch den Flecken an der Wand, wohin die Tinte geflogen ist.

Am 18. Oktober 1817 waren die Studenten, dem Rufe der Janaer Burschenschaft folgend, aus ganz Deutschland auf der Wartburg zusammengekommen, um gemeinsam 2 große nationale Gedenktage zu begehen: den 4. Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht und zugleich den 300. Jahrestag des Lutherschen Thesenanschlages. Ihre Devise war „Ehre, Freiheit Vaterland!“, d.h. die Idee der nationalen Freiheit für Deutschland.

Friedrich Rotbart auf dem Kyffhäuser



Barbarossa-Denkmal am Kyffhäuser

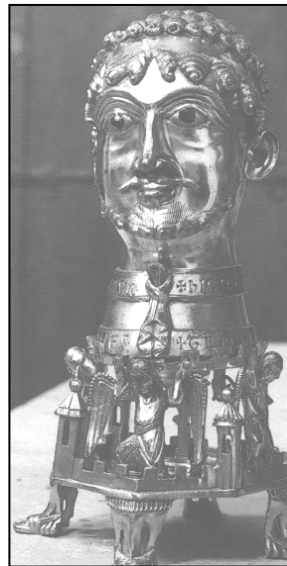
Von diesem Kaiser gehen viele Sagen im Schwange. Er soll noch nicht tot sein, sondern bis zum Jüngsten Tage leben, auch kein rechter Kaiser nach ihm mehr aufgekommen. Bis dahin sitzt er verhohlen in dem Berg Kyffhäuser, und wenn er hervorkommt, wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen und eine bessere Zeit werden. Zuweilen redet er mit den Leuten, die in den Berg kommen, zuweilen lässt er sich auswärts sehen. Gewöhnlich sitzt er auf der Bank an dem runden steinernen Tisch, hält den Kopf in die Hand und schläft, mit dem Haupt nickt er stetig und zwinkert mit den Augen. Der Bart ist ihm groß gewachsen, nach einigen durch den steinernen Tisch, nach andern um den Tisch herum, dergestalt, dass er dreimal um die Rundung reichen muss bis zu seinem Aufwachen, jetzt aber geht er erst zweimal darum.

Ein Bauer, der 1669 aus dem Dorf Reblingen Korn nach Nordhausen fahren wollte, wurde von einem kleinen Männchen in den Berg geführt, musste sein Korn ausschütten und sich dafür die Säcke mit Gold füllen. Dieser sah nun den Kaiser sitzen, aber ganz unbeweglich.

Auch einen Schäfer, der einstmals ein Liedchen gepfiffen, das dem Kaiser so wohlgefallen, führte ein Zwerg hinein, da stand der Kaiser auf und fragte: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ Und auf die Bejahung des Schäfers rief er: „Nun muss ich noch hundert Jahre länger schlafen“.

Texterläuterungen

Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1122-1190) war eine tatkräftige Herrscherpersönlichkeit. Er hat die kaiserliche Gewalt nach dem heftigen Investiturstreit wieder zur Geltung gebracht und auch die Mehr-



Das Cappenberger Kopfreliquiar gilt als Bildnis Kaiser Friedrich Barbarossas

zahl der deutschen Fürsten an sich gezogen. Aus diesen Erfolgen Barbarossas erklärt es sich, dass er in den nationalen Vorstellungen als Idealkaiser des Mittelalters galt, als Persönlichkeit den Idealen der höfischen Kultur entsprach. Überdies gewann die Gestalt Barbarossas im Rahmen der nationalen Einigungsbestrebungen des 19. Jh. eine besondere Bedeutung.

Friedrich Rückert, getragen von der nationalen Begeisterung der Befreiungskriege, schrieb in seinem 1817 veröffentlichten Gedicht vom „alten Barbarossa“, der sich im Kyffhäuser verborgen halte, einst erwachen und „des Reiches Herrlichkeit“ erneuern werde. Mit Bismarcks Reichsgründung 1871 sah man im ausgehenden 19. Jh. diese Erwartungen erfüllt. Auf den Ruinen der Stauferburg Kyffhausen wurde zwischen 1891 und 1896 zur Verherrlichung des Kaiserreiches ein überdimensionales Denkmal mit der Figur des erwachenden Barbarossas und einem Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. errichtet.

Reliquiar, das – церковна дароносиця



Die Gründung der Stadt Aachen



Kaiser Karl der Große
747-814

Kaiser Karl der Große war ein eifriger Jäger, und nichts liebte er so sehr als das edle Waidwerk, mit dem er sich von seinen schweren Staatsgeschäften zu erholen pflegte. Nun waren aber in der Gegend, wo jetzt die Stadt Aachen liegt, vor Zeiten große Eichen- und Buchenwälder, die in ihrer Abwechslung mit dichten Tannen- und Fichtenwäldern, Sümpfen und Heidenstrecken treffliche Verstecke für Wild und Raubtiere aller Art abgaben. Es darf also nicht verwundern, wenn der Kaiser, sobald er in diese Gegend kam, gerade hier am meisten mit seinem Gefolge jagte.

Auf einer dieser Jagden hatte er sich jedoch bei der Verfolgung eines Hirsches allzu weit von seinen Begleitern entfernt und kam so im Walde herumirrend zu einem in Trümmern liegenden Schloss. Als er es jedoch näher in Augenschein nehmen wollte, versank plötzlich sein Pferd mit den Vorderfüßen in einem Morast. Der Kaiser stieg von dem Pferd herab, um es herauszuziehen, und sah an der Stelle, wo es die Erde durchbrochen hatte, heiße Dämpfe und gleich darauf einen Wasserstrahl aus dem Boden aufspritzen.

Der fromme Kaiser sank zu Boden und dankte Gott in seinem Gebet für diese Entdeckung, denn er erkannte sofort, dass er eine heilbringende Quelle entdeckt hatte. Er gelobte, gleichzeitig der Jungfrau Maria hier einen Tempel zu errichten und sich aus dem alten Schloss ein Jagdschloss und eine Pfalz bauen zu lassen. Das war die erste Entstehung des Kaiserpalastes zu Aachen und der Liebfrauenkirche.

Nach und nach fand man noch mehrere heiße Quellen in der Nähe seiner Burg. Diese ließ der Kaiser einfassen und legte selbst Badehäuser an, die er später fleißig benutzte. Dies ist das sogenannte Kaiserbad gewesen.

Vom edlen Ritter Tannhäuser

Da Ludwig, der milde Landgraf von Thüringen, auf einem Kreuzzug im Morgenlande gestorben war, verließ er keine Kinder, und das Land fiel an seinen Bruder Hermann. Zu dessen Zeiten blühte in deutschen Landen der Minnesang und ward geübt und geliebt von Fürsten und Edeln, und Fürst Hermann versammelte viele Sänger zu seinem glänzenden Hofhalt auf der Wartburg. Eine Zeit nach ihm lebte auch ein Minnesänger im Frankenlande, der führte wie die meisten seiner Sangesgenossen ein Wanderleben. Da habe ihn, als er am Hörseelenberge vorüberzog, die Erscheinung eines wunderholden Frauenbildes aufgehalten, das sie niemand anders als eben Frau Venus selbst gewesen, und ihm gewinkt, ihr in den Berg hinein zu folgen, und obschon auch ihn der treue Eckart gewarnt, habe der Ritter doch nicht zu widerstehen vermocht und sei hineingegangen und habe sich von Frau Venus umstricken lassen und habe ein ganzes Jahr im Berge verweilt. Viele alte Lieder singen und sagen, wie nun die Reue über den Tannhäuser gekommen, dass er sich besonnen und in sich gegangen und habe wieder aus dem Berge herausbegehrt. Als er solches nun äußerte, erinnerte Frau Venus ihn an seinen Eid, den er ihr geschworen, allein Tannhäuser leugnete ihr solches in ihr schönes Gesicht hinein. Darauf erbot sie sich, ihm eine andere Gespielin statt ihrer zu geben, aber er sprach, so er solches täte, müsse er ewig ob solcher Vielweiberei in der Glut der Hölle brennen. Da lachte Frau Venus hell auf und fragte ihn, was er doch von der Hölle Glut schätze. Ob er diese je bei ihr empfunden habe? Ob nicht ihr roter Mund zu allen Stunden ihm freundlich zugelacht? So ging der Streit noch eine Weile fort, bis Tannhäuser in seiner Undankbarkeit für alles Liebe und Gute, was Frau Venus an ihm getan, sie eine Teufelin schimpfte. Das nahm Frau Venus endlich übel und drohte, es ihn entgelten zu lassen. Da schrie der Tannhäuser die Jungfrau Maria an, ihm von dem Weibe zu helfen, und da sprach Frau Venus mit Stolz, nun könne er hingehn, er möge sich nur bei dem Greise beurlauben, er werde dennoch ihr Lob noch preisen. Nun ging der Tannhäuser reuevoll aus dem Venusberge und wallete gen Rom zum Papst Urban, dem klagte und beichtete er seine Sünden und bekannte, dass er bei einer Frau mit Namen Venus ein Jahr gewesen. Der Papst hielt in seiner Hand den hohen Stab mit dem römischen Doppelkreuze und sprach zu dem reuigen Sänger: „Sowenig der dürre Stab hier grünet, kommst du, der du bei des Teufels Hulde warst, zu Gottes Hulde!“ Vergebens flehte der Tannhäuser, ihm eine jahrelange Buße aufzuerlegen, dann zog er wieder aus dem ewigen Rom voll Leid und Jammer und klagte bitterlich, dass des Papstes hartes Wort ihn auf ewig von Maria, der himmlischen Huldin, scheidet, dass Gott ihn nicht annehme, und verwünschte sich wieder zu Frau Venus in den Hörseelenberg. Die stand schon da und lachte hell und spottete ihm entgegen recht teuflisch: „Seid Gott willkommen, Tannhäuser, mein lieber Herr, ich hab Euer recht lange entbehrt, mein auserkorener Buhle!“ und lachte noch einmal und riss ihn durch die Höhlenpforte mit sich hinab. Aber am dritten Tage danach, da hub des Papstes Stab an zu grünen, und nun sandte der Papst Boten aus in alle Lande, wo der Tannhäuser hinkommen wäre – der war aber wieder in dem Berg bei seinem schlimmen Lieb, und deshalb ist der Papst Urban der Vierte auch mit in die ewige Verdammnis gefallen, wie das alte Tannhäuserlied schließt:

*Des must der vierte Bapst Vrban
Auch ewiglich sein verloren.*

Denn er hatte selbst, bevor er Papst wurde, mit einem Weibe im Bistum Lüttich, genannt Frau Eva in der Klausur, die im abergläubischen Müßiggang sich verschlossen hielt, in sonderlicher Freundschaft gestanden und ihr zuliebe das Fronleichnamfest gestiftet. Er hatte drei Jahre lang mit großem Blutdurst die Parteien der Welfen und Ghibellinen aneinander gehetzt. Drei Monate lang leuchtete ein wundergroßer Komet schrecklich durch die Nächte, bis in die Nacht, in welcher Papst Urban IV. 1265 starb, da hörte er auf zu erscheinen.

Texterläuterungen

wallen – poet. wallfahren, wandern;
gen – poet. nach;
anheben – (imp. hub...an) – poet. beginnen;



Friedrich der Große und der Müller (eine preußische Anekdote)

Der Alte Fritz – so nannte das Volk König Friedrich den Großen (1712-1786) — wohnte gern in seinem neuen Schloss bei Potsdam. Er hatte die Pläne des Gebäudes und der Anlagen selbst gezeichnet und wollte hier in der einsamen Natur „ohne Sorgen“ sein. Aber der Lärm einer nahen Windmühle störte ihn bei der Arbeit. Er ließ den Müller vor sich kommen und sagte zu ihm: „Deine Mühle stört mich; ich werde sie kaufen. Wieviel forderst du dafür?“

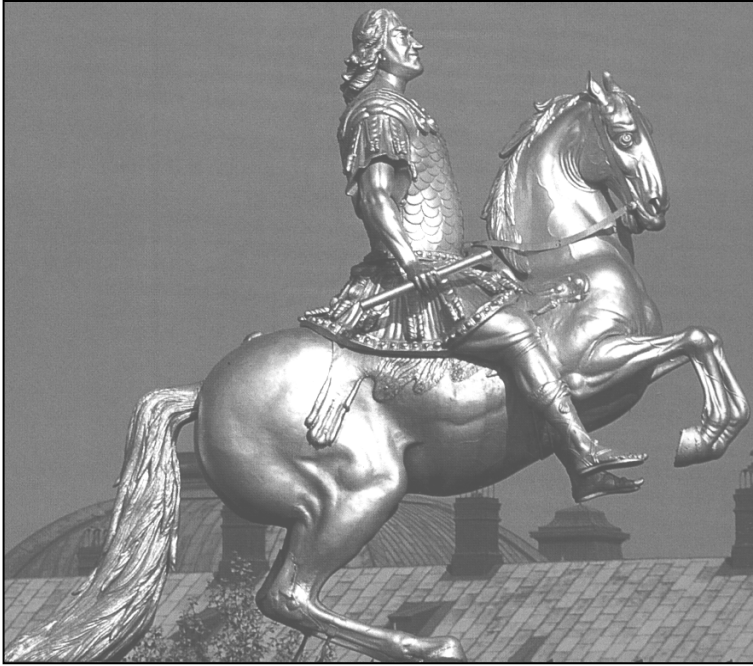
Der Müller weigerte sich aber, die Mühle zu verkaufen, und antwortete: „Ich habe die Mühle von meinen Vorfahren geerbt. Sie ist von meinem Urgroßvater erbaut worden; mein Großvater und mein Vater haben darin gelebt und sind hier gestorben, und ich denke, mein Sohn wird sie nach meinem Tode von mir erben. Ich kann und will sie nicht verkaufen.“ Mit dieser Antwort war der König nicht zufrieden, und er drohte dem Müller: „Die Mühle muss und wird dennoch verkauft werden! Man wird dir den Wert deines Eigentums bezahlen, und du wirst das Gebäude verlassen. Niemand kann dir helfen!“ Aber der Müller war nicht furchtsam und erwiderte: „Mein Recht wird mir helfen. Zum Glück gibt es in Berlin ein Gericht, und die Richter werden mich schützen... auch gegen den König!“

Der Alte Fritz wunderte sich über diese Antwort; aber er gab dem mutigen Müller recht. Er erlaubte ihm, die Mühle zu behalten. Sie ist noch heute zu sehen, ein Zeichen für die strenge Gerechtigkeitsliebe des Königs.

August der Starke und der Schmied (eine sächsische Anekdote)



August der Starke (1670-1733), Kurfürst von Sachsen und König von Polen, trug seinen Namen mit Recht. Er war ein Mann von großer körperlicher Kraft. Einst ritt er auf die Jagd. Da verlor sein Pferd ein Hufeisen. Er ritt langsam in das nächste Dorf zum Schmied. Vor der Schmiede stieg er ab, trat ein und sagte zu dem Mann: „Beschlage mein Pferd, aber nimm das beste Eisen!“



„Der Goldene Reiter“ in Dresden (Denkmal August dem Starken)

Der Schmied ergriff ein Stück Eisen und erhitzte es im Feuer, bis es rotglühend war. Dann legte er es auf den Amboss und schmiedete daraus ein Hufeisen. Als das Eisen erkaltet war, überreichte er es dem König. Doch dieser packte das Hufeisen mit beiden Händen, zerbrach es und sagte lachend: „Das ist nichts wert, mach ein besseres!“ Der Schmied wiederholte seine Arbeit; aber dem zweiten Hufeisen erging es wie dem ersten; der Fürst bog es hin und her und brach es in zwei Stücke. Erst mit dem sechsten Hufeisen durfte der Schmied das Pferd beschlagen.

Darauf bestieg der König sein Ross, warf dem Schmied einen Silbertaler zu und wollte fortreiten. Aber der Meister zerbrach das Geldstück und rief ihm nach: „Halt, der Taler ist auch nichts wert!“ August der Starke erstaunte, machte aber gute Miene zum bösen Spiel, kam zurück und gab dem Schmied einen zweiten Taler. Aber dem Schmied gefiel auch diese Münze nicht, und er zerbrach sie wie die erste. Schließlich überreichte der König ihm ein Goldstück. Jetzt war der Schmied zufrieden und steckte die Münze ein. „Ich habe meinen Meister gefunden“, dachte August der Starke und ritt zu seinem Jagdschloss Moritzburg zurück.



Prinzessin Ilse

Hoch oben auf dem Ilsestein, der früher noch mit dem gegenüberliegenden Westenberg verbunden war, lebte in ihrem Schloss die schöne Prinzessin Ilse. Ein junger Ritter, der in Liebe zu ihr entbrannt war, wollte sie freien (freien — застарівш. одружуватися) und machte sich auf den weiten Weg zu den Harzbergen. Am letzten Abend seiner Reise kam er, als die Dunkelheit hereinbrach, zu einer Waldhütte am Eingang des Ilsetales, in der eine Zauberin mit ihrer hässlichen Tochter hauste. Dort bat er um ein Nachtquartier, da es zu spät war, um den Weg durch den finsternen Wald zur Burg zu finden.

Der junge Ritter gefiel der Hässlichen so gut, dass sie ihre Mutter überredete, alle ihre Zauberkünste aufzubieten und den Ritter glauben zu machen, sie sei die schöne Prinzessin Ilse, denn sie wollte ihn zum Manne haben. So gaben die beiden Frauen dem jungen Ritter Quartier in ihrer Hütte. Die Zauberin verstand es, den Ritter mit ihren Tränken so von Sinnen zu bringen, dass er wähnte, auf dem Ilsestein bei seiner Prinzessin zu weilen.

Nach einigen Wochen aber verloren die Zaubertränke ihre Wirkung; der Ritter erkannte, dass er von den Frauen genarrt worden war. Es gelang ihm, aus der Hütte zu entfliehen und zur Burg zu entkommen. Dort wurde der Verlorengeliebte huldreich empfangen und das Verlobnis gefeiert. Während die beiden glückliche Brauttage verlebten und zur Hochzeit rüsteten, sann die Zauberinnen auf Rache. Am Hochzeitstage fuhren sie unter Blitzen und Donnern zum Brocken hinauf, ließen die Wolken brechen und Ströme von Wasser ins Ilsetal hinunterstürzen. Die tosenden Fluten unterspülten die Felsen, dass sie mit der Burg ins Tal stürzten, und trennten den Westerberg vom Ilsestein.

Seitdem fließt die Ilse durch den tiefausgewaschenen Grund, in dem ab und zu in nächtlicher Stunde die schöne Prinzessin von späten Wanderern gesehen worden ist, wie sie verzweifelt nach ihrem verschwundenen Gemahl sucht.

* * *

Ein Ilsenburger Handwerksgehilfe, der nach langer Wanderschaft ebenso arm heimkehrte, wie er gegangen war, kam zu später Abendstunde unter dem Ilsestein vorüber und begegnete der Prinzessin Ilse. Er zog seine Kappe und wollte mit einem Gruß an ihr vorbeigehen, um vor Anbruch der Nacht nach Hause zu gelangen. Sie aber führte ihn in den Berg, bewirtete und beherbergte ihn und entließ ihn am nächsten Morgen mit gefülltem Ranzen. Sie gab ihm den Rat, den Ranzen erst zu öffnen, wenn er zu Hause angekommen wäre. Frohgemut zog der Bursche seines Weges.

Nach einer Weile begann der Ranzen ihn zu drücken. Es kam ihm vor, als würde er immer schwerer. Neugierig geworden, was ihm die Prinzessin wohl eingepackt hatte, öffnete er auf der Brücke vor Ilsenburg die Schnallen, da polterten Tannenzapfen, Eicheln und Bucheckern (Buchecker, die — *буковий горішок*) heraus. Ärgerlich schüttete er alles in die Ilse. Sobald der Inhalt das Wasser berührte, glänzten die Zapfen und Eicheln in goldenem Schein und klirrten metallisch auf den Steinen. Da sprang der Bursche ins Wasser und wollte sie wieder herausfischen, sie waren und blieben verschwunden.

Als er zu Hause angekommen war und von seinem Missgeschick erzählte, sah die Mutter noch einmal den Ranzen nach — da fanden sich in den Ecken noch einige goldene Schuppen und Eicheln, Bucheckern und Tannennadeln. Der Erlös reichte aus, eine Werkstatt einzurichten und sein Handwerk aufzunehmen. Damit hat er sich einen bescheidenen Wohlstand erworben. Die Prinzessin ist ihm aber nie mehr begegnet.

(Nach Pröhle)

Der Rattenfänger von Hameln

In Hameln waren einst so viele Ratten und Mäuse, dass sich niemand zu helfen wusste. Da ließ sich eines Tages ein Mann sehen, der eine Jacke von buntem Tuch hatte und sich einen Rattenfänger nannte. Er wollte gegen einen festen Lohn die Stadt von allen Ratten und Mäusen befreien. Der Bürgermeister und die Bürger der Stadt versprachen ihm das Geld, das er haben wollte. Da ging der Rattenfänger auf die

Straße, zog eine Flöte aus der Tasche und begann, darauf zu spielen. So zog er vom Markt durch die Hauptstraße. Wo eine Seitenstraße oder eine Gasse mündete, blieb er stehen und spielte. Es dauerte nicht lange, da kamen aus allen Häusern und Kellern die Mäuse und Ratten heraus. Sie folgen dem Mann zum Stadttor hinaus zur Weser. Dort zog der Rattenfänger Schuhe und Strümpfe aus, hängte sie über seine Schultern und ging ins Wasser. Alle Tiere folgten ihm und ertranken.

Jetzt aber, als die Mäuse und Ratten tot waren, wollten die Bürger von Hameln dem Mann nur einen Teil des versprochenen Geldes zahlen. Als der Rattenfänger seinen vollen Lohn verlangte, jagten ihn die Leute ohne Geld zur Stadt hinaus.

Am nächsten Tag aber kam der Mann noch einmal zurück. Er zog seine Flöte heraus und spielte noch schöner als das erstemal. Diesmal aber kamen aus allen Häusern die Kinder. Knaben und Mädchen vom vierten Jahre an zogen mit dem Mann zum Stadttor hinaus. Der Spielmann führte die Kinder in den Wald und vor einen Berg. Der Berg öffnete sich wie ein Tor, und der Mann ging mit den Kindern in den Berg.

Mit einem kleinen Jungen auf dem Arm war ein Kindermädchen dem Spielmann von fern gefolgt. Es sah ihn mit den Kindern in den Wald ziehen, eilte zurück und erzählte es in der Stadt. Die Eltern liefen vor das Stadttor und suchten ihre Kinder. Nur zwei wurden im Wald gefunden. Davon war das eine blind und das andere stumm. Das blinde Kind konnte nur erzählen, wie es dem Flötenspiel gefolgt war, aber nicht zeigen, wohin der Spielmann gegangen war. Das stumme Kind zeigte den Ort, konnte aber nicht sagen, wie der Berg sich öffnen ließ. Die anderen Kinder waren nicht mehr zu finden und blieben verloren bis auf den heutigen Tag.



In historischen Kostümen wird in Hameln die Sage vom Rattenfänger nachgespielt



Der Mäuseturm von Bingen

Bei Bingen steht mitten im Rhein ein hoher Turm. Seine dunklen Mauern sind weithin zu sehen. Das Volk erzählt von diesem Turm eine seltsame Sage.

Vor vielen Jahren kam einmal eine schwere Zeit über das schöne Land am Rhein. Eine große Hitze hatte die Felder verbrannt und ausgetrocknet. Die Kühe fanden auf der Wiese kein Futter mehr und brachen tot zusammen. Die Menschen aßen in ihrem Hunger Hunde und Katzen. Viele Leute starben.

Nun lebte damals in Mainz ein Bischof mit Namen Hatto. Der war reich und geizig. Er hatte große Scheunen voll Korn; aber den Hungrigen, die vor sein Schloss kamen, gab er kein Stückchen Brot. Hattos Herz war hart wie Stein. „Am besten stirbt das arme Volk schnell“, meinte er, „dann hat es keinen Hunger mehr“. Diesen Gedanken folgte bald die Tat. Eines Tages ließ der Bischof alle Armen und Hungrigen in eine seiner Scheunen kommen, die vor dem Stadttor lag. „Ich will den Leuten helfen, dass sie nicht mehr hungern“, sagte er lachend. Voll Hoffnung kamen die Ärmsten zu ihm.

Als alle in der Scheune waren, ließ Hatto das Tor fest zuschließen und befahl, das Gebäude an allen vier Ecken anzuzünden. Bald schlugen die Flammen zum Himmel, und der Rauch stieg in die Luft. Die Menschen in der Scheune klagten und schrien in dem Flammenmeer, aber der Bischof sagte lachend: „Hört ihr, wie die Mäuse pfeifen?“ Noch war das letzte Wort nicht aus seinem Munde, da sprang eine Schar kleiner Mäuse aus der brennenden Scheune auf den Bischof zu. Er eilte in sein Schloss; aber die Mäuse folgten ihm. Sie liefen über seinen Tisch, fraßen von seinen Speisen, fielen in sein Glas und bissen ihn in die Hände. Sie ließen ihm auch im Bett keine Ruhe.

Nun stand bei Bingen eine Wasserburg mitten im Rhein. Dort glaubte Hatto sicher zu sein. Doch die Mäuse waren schneller am Schiff als er. Kein Totschlagen half. Ihre Zahl wurde immer größer. Hatto floh in den Turm des Schlosses. Aber auch dort fielen ihn die Mäuse an. Er ließ sein Bett an Ketten aufhängen. Aber auch das konnte ihm nicht helfen. Die Mäuse kamen und fraßen ihn.

Des Bischofs Wasserburg ist zerfallen, aber der Turm steht noch im Rhein und heißt bis heute der Mäuseturm.



Der Fliegende Holländer

Im Lande Limburg liegt ein altes Schloss, das ist Falkenberg genannt, darin es spukt und umgeht. Eine Stimme ruft gegen die vier Wände den Klageruf: „Mörder! Mörder!“ Zwei kleine Flämmchen flackern vor der Stimme her, aber den Rufer sieht keiner. Und das ist also seit sechshundert Jahren. Damals, vor so langer Zeit, stand das Schloss noch in seinem Glanze, zwei Brüder von Falkenberg wohnten darin, die hießen Waleram und Reginald, und liebten beide die schöne Tochter eines Grafen von Cleve, Alix. Waleram war der glückliche, den die Jungfrau erkor, und feierte mit ihr

glänzende Hochzeit. Dem verschmähten Reginald aber wandte der Rachegeist das Herz im Busen, und er ging und ermordete die Liebenden in ihrem Brautbette. Im Todeskampfe griff Waleram in des Bruders Mordwaffe, schlug ihm die blutende Hand ins Gesicht und sank dann tot zurück. Der Mörder schnitt vom Haupt der von ihm erdolchten Braut eine Locke und entwich, war auch nimmer zu finden, als man die Toten fand und bejammerte und den Mörder ahnete. Es lebte dazumal nicht allzuweit vom Schlosse Falkenberg ein frommer Einsiedel, dessen Klause neben einer kleinen Kapelle stand. Bei dem klopfte es an um Mitternacht und begehrte Einlass im Namen des Himmels. Reginald war's, den die Reue marterte und auf dessen Gesicht die Spur einer blutigen Hand unaustilgbar sichtbar war, ein Wahrzeichen, was kein Wasser abwusch. Reginald beichtete dem Einsiedel seine schwere Schuld, und der hieß ihn mit ihm gehen und führte ihn in die Kapelle und kniete mit ihm am Altare und betete mit ihm die ganze Nacht. Am andern Morgen gebot der Einsiedel dem Grafen Reginald von Falkenberg: „Wandelt als büßender Pilger gen Norden und immer gen Norden, bis ihr keine Erde mehr unter den Füßen habt, dann wird Gott Euch durch ein Zeichen offenbaren, was Ihr weiter beginnen sollt.“ Da sprach Reginald kein anderes Wort als „Amen!“ und verbrannte an der Ewigen Ampel des Altars Alixens Locke und ging von dannen, gen Norden und immer gen Norden, und büßte und betete. Und da sind zwei Gestalten mit ihm gegangen, eine weiße zu seiner Rechten und eine schwarze zu seiner Linken. Die zur Rechten bestärkte ihn im Büßen und Beten, die zur Linken aber flüsterte ihm zu, davon abzulassen und den Freuden der Welt zu leben, und so kämpften sie um seine Buße. So ging er tagelang und wochenlang und mondenlang, bis er am Meere stand und kein Erdreich mehr vor sich sah, darauf er seinen Fuß hätte setzen können. Aber da fuhr ein Nachen heran, da saß einer drin, der winkte Reginald und sprach: „Exspectamus te!“ Und das war das Zeichen, und Reginald stieg in den Kahn und die zwei Gestalten mit ihm. Und der Mann im Nachen stieß ab und fuhr nach einem großen Schiffe hin, das im Meere lag und alle Segel aufgespannt hatte und alle Flaggen aufgezogen. Da stiegen die drei an Bord, und der Mann samt dem Nachen verschwand, und das Schiff segelte durch das Meer. Reginald aber ging unter das Verdeck des Schiffes, das ganz menschenleer war und ohne alle Bemannung; da stand eine Tafel und Stühle, und die drei setzten sich, und die schwarze Gestalt legte drei beinerne Würfel auf den Tisch und sprach: „Jetzt wollen wir um deine Seele würfeln bis zum Jüngsten Tag“.

Und das tun sie noch heute, ohne Ruder und ohne Steuer fährt das Schiff durch den Ozean im Norden, zur Nacht webern Flammen auf seinen Masten und tanzen auf den Rahen. Seine Segel sind grau wie Erde, und seine Flaggen sind fahl wie abgebleichte Bänder an Totenkränzen. Sein Bord ist leer, und am Steuer steht kein Steuermann. Sein Gang ist Flug, und sein Beegnen ist Fluch, Unheil verheißend dem Fahrzeug, dem es begegnet. Mancher Schiffer hat es schon gesehen, und es hat ihm Grausen erregt. Selbst bei Windstille fliegt es wie ein Pfeil über die Meeresglätte. Und sie nennen es den Fliegenden Holländer.

Texterläuterungen

Nachen, der – poet. Boot;
Exspectamus te (lat.) – wir warten auf dich.



Till Eulenspiegel auf der Universität



Till Eulenspiegel schreckte auch nicht davor zurück, auf den Universitäten von sich reden zu machen. Nachdem er in Prag zur allgemeinen Verwunderung die schwierigsten Fragen beantwortet hatte, kam er auf die Hochschule in Erfurt. Die Studenten beratschlagten, was sie ihm aufgaben, um seine Ruhmredigkeit zu dämpfen. Sie beschlossen, dass sie Eulenspiegel einen Esel in die Lehre geben wollten. Es waren damals viele Esel in Erfurt. Alte und junge. Also schickten sie Boten zu Eulenspiegel und sprachen zu ihm:

„Meister, Ihr habt künstliche Briefe angeschlagen, dass Ihr einer jeglichen Kreatur in kurzem wollet Lesen und Schreiben lehren. Nun wollen die Herren von der Universität Euch einen jungen Esel in die Lehre geben. Traut Ihr Euch das zu?“

„Ja“, sagte Eulenspiegel „aber dazu muss ich Zeit haben, weil es eine unvernünftige Kreatur ist.“ Da wurden sie mit ihm eins auf 20 Jahre. Eulenspiegel dachte: unser sind drei, stirbt der Rektor, so bin ich frei; sterb ich selbst, wer will mich mahnen, stirbt mein Schüler, so bin ich wieder ledig.

So nahm er das an, und das Lehrgeld waren 500 Groschen.

Einen Teil davon gaben sie ihm im voraus. Also nahm Eulenspiegel den Esel an und zog mit ihm in die Herberge „Zum Turm“, wo zu der Zeit ein lustiger Wirt war. Er bestellte einen Stall für seinen Schüler allein, nahm einen alten Psalter und legte ihn ihm in die Krippe. Zwischen jegliches Blatt aber legte er zwei Haferkörner. Das merkte der Esel bald und warf die Blätter mit dem Maul umher des Hafers willen. Wenn er aber keinen Hafer mehr fand zwischen den Blättern, rief er „IA!, IA!“

Als Eulenspiegel diese Fortschritte seines Schülers bemerkte, ging er zu dem Rektor und sprach:

„Herr Rektor, wann wollt Ihr einmal sehen, was mein Schüler macht?“

„Ja, lieber Meister“, fragte der Rektor, „will er die Lehre denn annehmen?“

Und Eulenspiegel sprach stolz: „Er ist außergewöhnlich grober Art, und es wird mir schwer, ihn zu lehren. Jedoch hab ich mit Arbeit und großem Fleiß schon erreicht, dass er etliche Buchstaben und besondere Vokale kennt und nennen kann. Wollt Ihr mit mir gehen, so sollt Ihr es sehen und hören.“

Der gute Schüler hatte den Tag gefastet bis gegen drei Uhr nachmittags. Als nun Eulenspiegel mit dem Rektor und etlichen Studenten kam, da legte er seinem Schüler ein neues Buch vor. Sobald der Esel das in der Krippe sah, warf er alsbald die Blätter hin und her, den Hafer zu suchen. Als er den nicht fand, begann er mit lauter Stimme zu schreien: „IA!, IA!“

Da sprach Eulenspiegel: „Seht, liebe Herren, die beiden Vokale I und A, die kann er jetzt schon. Ich hoffe, es soll noch gut werden.“

Bald danach starb der Rektor, da verließ Eulenspiegel seinen Schüler und gab ihm seiner Natur zurück. Er selbst zog mit dem vorgeschossenen Geld davon und dachte:

„Solltest du die Esel in Erfurt alle klug machen, das würde Schweiß kosten!“

Er mochte es auch nicht wohl tun und ließ es also bleiben.

Nach Karl Simrock

Texterläuterungen:

Till Eulenspiegel gilt als Inbegriff des Volksnarren und Spaßvogels. 1350 soll er in Mölln (Schleswig-Holstein) verstorben sein. Um die Erinnerungen an ihn wachzuhalten, setzte man seinen Grabstein in die Außenwand der Nikolaikirche und stiftete ihm ein Bronzedenkmal



Das Schlaraffenland (ein norddeutsches Märchen)

Rings um das Schlaraffenland ist ein großer Berg von Kuchen, und wer hinein will, der muss sich erst durch den Kuchen essen. Die Häuser in dem Land sind mit Eierkuchen gedeckt und die Wände sind aus Schweinebraten. Um jedes Haus ist ein Zaun von Bratwürsten. Sie sind bald warm, bald kalt. Die Schweine sind rund und fett. Sie laufen im Land gebraten umher und haben Messer und Gabel im Rücken stecken. Wer Appetit hat, schneidet sich ein Stück ab, soviel er essen mag, und steckt Messer und Gabel wieder hinein. Die Straßen sind mit Käse bedeckt. Wenn es regnet, so regnet es Honig, und wenn es schneit, so schneit es Zucker.

Für durstige Leute ist es herrlich, im Schlaraffenland zu leben; denn in allen Bächen, Flüssen und Seen fließt schönster Wein. Die Fische schwimmen oben auf dem Wasser und sind immer gebacken oder in Butter gebraten. Sie kommen so nahe an das Land, dass man sie mit den Händen fangen kann. Wer dazu zu faul ist, braucht sich nur auf den Rücken zu legen und den Mund aufzumachen, so fliegen ihm die gebratenen Hühner und Gänse hinein.



An den Bäumen hängen frische Brötchen und fallen in die Milchbäche, welche darunter fließen. Wer essen will, braucht nur den Löffel zu nehmen, der dabei liegt.

Die Bauern wachsen auf den Bäumen. Wenn sie reif sind, fallen sie herab, jeder in ein Paar Schuhe. Auch die Hosen, Jacken und Westen wachsen auf den Bäumen. Wer schlechte Kleider hat, kann sich nehmen, was er will.

Auch ist in dem Land ein Brunnen. Sein Wasser ist frisch und klar. Der Brunnen ist ein Jungbrunnen und hat eine wunderbare Eigenschaft. Wenn die Alten darin baden, werden sie wieder so jung und schön, als ob sie sechzehn oder achtzehn Jahre alt wären. Sind sie wieder alt, dann brauchen sie nur wieder in dem Brunnen zu baden, und sie werden wieder jung.

Auch an lustigen Spielen fehlt es nicht. Man läuft nach einem Preis. Wer zuletzt kommt, gewinnt. Der Fleißige wird im Land arm, die Faulen aber werden reich. Für das Schlafen bekommt man jede Stunde zwei Mark. Die Dummen lieben das Land und gehen nicht fort. Die Klugen dürfen nicht im Schlaraffenland bleiben. Wer der Arbeit aus dem Wege geht, kommt hinein. Wo es liegt? – Du schweigst. Nun, es liegt hinter Weihnachten, drei Meilen hinter Weihnachten.

Die Zwerge der Kammerlöcher



Nicht weit von Ilmenau liegt ein Dorf, Angelroda, und in dessen Nähe ist eine vielfach zerklüftete Bergwand mit mancherlei Schluchten und Höhlen, Felsenkammern gleich, welche man die Kammerlöcher nennt. In diesen Kammerlöchern hausten einst Zwerge in großer Anzahl. Sie wühlten von der Wache, so heißt der Teil des Berges oberhalb des Dorfes Angelroda, weil im Dreißigjährigen Kriege ein schwedisches Wachpiket dort gestanden, bis zum Kümmel, dem vorspringenden Bergstock, an welchem das Angelrodaer Wirtshaus mit seinem vortrefflichen Felsenkeller gelegen, einen Stollen, und gelangten durch diesen in den Wirtskeller, dem sie an Wein und Lebensmitteln merklichen Abbruch taten. Diese Zwerge hausten im Schoß der tiefen Felsenkammern lustiglich und taten sich gütlich an des Wirtes Wein und Bier und sonstigen Vorräten. Außerdem übten sie noch manchen Schabernack und manche Neckerei gegen die Bewohner der umliegenden Dörfer. Der Wirt wusste lange nicht, wer seine Diebe seien, warf Verdacht auf sein Gesinde und seine Hausgenossen, kränkte diese und hatte viel Verdruss. Endlich geriet er auf den Einfall, Asche in den Keller zu streuen, um vielleicht an den Fußtapfen die unsichtbaren Beizapfer zu erkennen. Und als er eines Abends dies getan und des andern Morgens nachsah, fand er zahllose kleine Spuren von Gänsefüßen ähnlichen Füßchen, die aus einer Felsspalte im tiefsten Hintergrund des Kellers gekommen waren und in diese sich verloren. Der Wirt holte sich Rat bei einem weisen Mann, welcher lautete, man solle, wenn man die Nähe der stets unsichtbaren Zwerge vermute, mit Taxuszweigen nach ihnen schlagen; jeder Zwerg, der getroffen werde, würde dann augenblicklich sichtbar. Auch sei den Zwergen die Form des Kreuzes verhasst, und wenn man am goldenen Sonntag Eibenbüsche kreuzweise über ihre Wege lege, so beschritten sie letztere nimmermehr wieder. Der Wirt befolgte den Rat, teilte ihn weiter mit, und am nächsten Trinitatussonntag stieg das halbe Dorf Angelroda hinauf in die Kammerlöcher, brach dort Eibenzweige ab und steckte sie kreuzweise an die Ställe, in denen die Zwerge das Vieh behext, und in die Keller, aus denen die Zwerge allerlei geholt. Ob auch einige der Zwerge von den Eibenruten getroffen und sichtbar wurden, weiß man nicht, der Rat des weisen Mannes blieb aber doch in Ehren, denn wenn kein Zwerg sichtbar wurde, so war das eben ein Beweis, dass keiner getroffen worden war. Das neckische Zwergvölkchen aber wanderte nun aus. In einer Nacht

hörte man vom Kirchenholz herab durch das Dorf und die jenseitigen unfruchtbaren Felsanhöhen hinauf nach Rippersroda zu ein anhaltendes Trippeln und Trappeln, als ziehe ein Heer von vielen tausend kleinen Leutchen vorüber, und ward ein leises Weinen und Schluchzen dabei vernommen. Nimmermehr kamen sie wieder. Von der Zeit an wurde es Brauch zu Angelroda, dass alljährlich am Trinitatussonntage alt und jung hinauf auf den Weißenberg und in die Kammerlöcher ging, dort Taxuszweige brach und sie kreuzweis in die Küchen, Keller, Stuben und Ställe steckte. Und obschon der Aberglaube, dass damit den Zwergen und Hexereien gewehrt werde, verschwunden ist, so ist doch der Brauch geblieben, und namentlich säumt des Dorfes fröhliche Jugend nicht, am genannten Tage Eibenzweige von des Berges wunderbaren Felsenkammern herabzuholen. Auch geht die Sage, dass zuzeiten in dem schaurigschönen Felslabyrinth der Kammerlöcher oder Felsenkammern über Angelroda sich ein schneeweißer Hirsch mit goldnem Geweih blicken lasse, jedoch nur von Sonntagskindern und auch nur von unbefleckten. Einem solchen ist Macht gegeben, den Hirsch zu fangen und ihn in die Tiefe der größten Felsschlucht zu führen, dort schlägt der Hirsch mit dem Goldgeweih an das Gestein, das Geweih fällt ab, dem Glücklichen zum Lohne, und zugleich öffnet sich ein Gang in das Bergesinnere, darinnen sich nun eine Kammer nach der ändern zeigt, alle voll Gold und Silber, Perlen und Edelsteine. Da mag der Erwählte dann getrost zufassen und davontragen, soviel er kann. Dem Hirsch aber wächst in Jahresfrist ein neues Geweih, aber nicht alle Jahre findet sich ein auserwähltes Glücks- und Sonntagskind, das reinen Herzens und makellosen Wandels, ja kaum alle hundert Jahre einmal.



Das Rittertum im Spiegel der deutschen Sprache

In Hunderten, ja Tausenden von Wörtern, Bildern und Redensarten hütet die Sprache getreulich Sitten, Gebräuche und Lebensideale unserer Vorfahren, und wer sich die Zeit nimmt, von dieser oder jener so oft gebrauchten sprachlichen Wendung die Hülle zu entfernen, dem wird sich ohne große Mühe ein Ausblick in das Leben der Vergangenheit eröffnen, wie man ihn sich nicht schöner wünschen kann. Vor allem haben die Gebräuche und Sitten des ritterlichen Turnierkampfes und der ritterlichen Fehden in zahlreichen Wendungen ihre Spuren in unserer Sprache hinterlassen. Forderte ein Ritter den anderen zum Kampfe, so „warf er ihm den Handschuh [Fehdehandschuh] hin“. Schon seit dem frühesten Mittelalter war der Handschuh das Sinnbild der Würde und Macht; insbesondere diente er als Zeichen der Überlassung eines Gutes oder Rechtes (von einem andern). In diesem Sinne wurde das Darreichen oder Übersenden des Handschuhs vor allem vom König geübt. Das Hinwerfen des Handschuhs als Aufforderung zum Kampfe scheint aber, wie die meisten ritterlichen Gebräuche, aus Frankreich gekommen zu sein, zumal es uns erst in Dichtungen begegnet, die aus französischer Quelle stammen. Das Aufheben des Handschuhs war das Zeichen zur Annahme des Kampfes. Nunmehr rüstete sich der Ritter, er „warf sich ins Zeug“ oder „geriet in Harnisch“, d. h. in Kampfeswut, um dann gehörig „ins Zeug zu gehen“, d. h. sich anzustrengen. „Zeug“ bedeutet ja ursprünglich überhaupt Waffen, Kriegsgerät aller Art (vgl. Zeughaus, Feldzeugmeister) und die damit gebildeten Wendungen — so auch „das Zeug zu etwas haben“ — umschreiben heute, übertragen, alles das, woraus sich etwas machen

lässt, also etwa Fähigkeiten, Mittel zu etwas. „Gestiefelt und gespornt“ wurde der Ritter „in den Sattel gehoben“ und ritt nach dem von langen Schranken umschlossenen Turnierplatze, wo er nun „in die Schranken treten“ konnte. Die Waffen beider Parteien wurden geprüft und zur Besichtigung für alle auf den Boden gelegt. Dann folgte das feierliche Aufheben; daher unsere Wendung „viel Aufhebens von etwas machen“, also eine Sache besonders wichtig machen, und „es (d. h. die Waffen) mit einem aufnehmen“. Der Schild des Ritters war häufig mit allerhand bedeutungsvollen Sinnbildern versehen, aus denen etwa der Zweck des beabsichtigten Kampfes zu sehen war. Er „führte also etwas im Schilde“, nämlich eine bestimmte Absicht oder ein Vorhaben. Nun begann der Kampf. Er wurde dadurch eröffnet, dass man „mit dem Gegner eine Lanze brach“; trat man verteidigend oder schützend z. B. für eine Frau ein, „so legte man für diese eine Lanze ein“. Dabei kam es oft vor, dass dem bisherigen Angreifer im Handgemenge der Spieß entrissen und dieser nun gegen ihn selbst gekehrt wurde. Der neue Angreifer konnte also „den Spieß umkehren“. Ein besonderer Aufseher, der „Grieswart“ (von grieze = der Sand, auf dem die Turnierkämpfe stattfanden), hatte darauf zu sehen, dass die Turnierregeln genau beachtet wurden; ferner hatte er einen zu Boden stürzenden Ritter vor seinem Gegner zu schützen. Zur Wahrnehmung seines Amtes führte er eine Stange. Daran erinnert unsere Redensart „jemandem die Stange halten“, also einem in schwieriger Lage beispringen, ihn in Schutz nehmen.

Die eigentliche Bezeichnung für Turnier war „Stechen“ oder „Gestech“; das Ziel war, den Gegner „aus dem Sattel zu heben“, „auf den Sand zu setzen“ oder „auszustechen“ (d. h. aus dem Sattel heraus). Bewährte sich der Gegner als ausdauernd, so vermochte er „Stich zu halten“ (vgl. heute „stichhaltige Gründe anführen“). „Stechen“ nahm also die allgemeine Bedeutung „kämpfen“ an; „Stichwahl“, der Kampf zweier um den Sieg. Kam der Knappe beim Turnier oder in der Schlacht seinem Herrn nicht zu Hilfe, so „ließ er ihn im Stich“.

Auf den Speerkampf folgte der Schwertkampf. Man stieg vom Rosse und „zog vom Leder“, d. h. man zog das Schwert aus der häufig von Leder gefertigten Scheide und versuchte, dem Gegner „die Spitze zu bieten“ und ihm „etwas am Zeuge zu flicken“, ohne sich dabei „eine Blöße zu geben“.

Einer Erklärung bedarf die Redensart „einem etwas am Zeuge flicken“, womit man sagt, dass man jemandem etwas anhaben, an ihm mäkeln und nörgeln will. Stillschweigende Voraussetzung dabei ist, dass dies Zeug (Kleider, Waffen, Rüstung) gar keiner Ausbesserung bedarf; der andere aber tut so, als ob dies der Fall wäre, und möchte das angeblich Zerrissene wieder in Ordnung bringen, doch nur, um hohnen und schädigen zu können.

Ohne weiteres verständlich ist die Wendung „sich die Sporen verdienen“. Die goldenen Sporen waren das Zeichen des Ritters; hatte sich ein Knappe bewährt oder im Kampf besonders ausgezeichnet, wurde er zum Ritter geschlagen und dabei wurden ihm die Sporen feierlich angeschnallt.

Die Fehden der mittelalterlichen Ritter und später das Treiben der Raubritter waren für das deutsche Land eine Quelle fortwährender Unsicherheit und die Kaiser bemühten sich, durch sogen. Landfrieden, d. h. durch besondere Gesetze, zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung dem Unwesen zu steuern. Obgleich alle Stände des Reiches einen solchen Frieden beschwören mussten, wurde immer wieder dagegen gesündigt, so dass sich die Wendung bilden konnte „dem Frieden nicht

trauen". Die Stegreifritter, die „aus dem Stegreif" (d. h. aus dem Steigbügel, ohne erst abzusteigen, ohne besondere Vorbereitung) über die reisenden Kaufleute herfielen, waren und blieben die Plage der Landstraßen. Um aus gedeckter Stellung im günstigen Augenblicke hervorbrechen zu können, „hielten sie hinter dem Berge" (heute: mit seiner Meinung oder Absicht nicht hervortreten). Gelang der Überfall, so wurden die „Pfeffersäcke", wie man die bürgerlichen Kaufleute nannte, gefangengesetzt und man versuchte vor allem ein hohes Lösegeld herauszupressen; so „nährten sie sich aus dem Stegreif" und nur selten ließen sie einen Gefangenen „über die Klinge springen" (der Kopf sprang beim Abschlagen über die Schwertklinge).

Nach Karl Weitzel

Sprachliche Erinnerungen an das mittelalterliche Städteleben



In den buntesten Farben entfaltet sich das mittelalterliche Städteleben bei den sogenannten Freischießen, die die rittermäßigen Turniere immer mehr zurückdrängen und als Volksfeste in den Vordergrund treten. Kein Wunder daher, wenn aus Gebräuchen und Hergang dieser bürgerlichen Waffenfeste, die nicht selten die Fürsten als Gäste sahen, eine Reihe damals stehender Worte geblieben ist. So ist vor allem unser kluges Wort „Zweck" der Schützensprache entlehnt. Es bezeichnet den in der Mitte der Scheibe angebrachten, ein wenig hervortretenden Pflock und lebt in der ursprünglichen Bedeutung in „Schuhzwecke" fort. Den Zweck aber mit dem Bolzen, auf dem der Name des Schützen geschrieben war, zu treffen oder „den Zweckschuss zu tun", um dann als Sieger bei dem „Zweckessen" gefeiert zu werden, war das Bestreben eines jeden Schützen. Es hieß also ursprünglich: nach dem Zwecke streben oder zielen; die Wendungen: einem Zwecke dienen, Zweck haben, entstammen einer Zeit, wo das Wort schon ganz zu einem abgezogenen geworden war. „Den Zweck erfüllen" und „zweckvoll" hingegen haben wohl in dem Schützensgebrauch, während der Zeit, in der eine Schützenabteilung schoss, die Bolzen in dem Zwecke steckenzulassen, ihren Ursprung. Auch die Kunstworte für das Zielen des Schützen haben unsere Sprache bereichert. Er musste nach der überall geltenden Ordnung im Stand, d. h. im Schützenraum, freihändig und sitzend den Schuss abgeben; unser „sich in den Stand setzen", „imstande sein" und „sich imstande sehen" bedeuten also, sich schussbereit machen oder sein. Mochte er aber mit der Armbrust oder mit dem immer mehr in Gebrauch kommenden Feuerrohr, das noch lange als die weniger vornehme Schießwaffe galt, schießen, er musste sorgfältig das Absehen, d. h. das „Korn", ins Auge fassen, sein Absehen oder seine „Absicht" (ein bis dahin unbekanntes Wort) auf den Zweck richten, es auf ihn abgesehen haben, ihn auf das Korn nehmen. Dass auch „ins Schwarze treffen" und „den Vogel abschießen" aus der Schützensprache herkommt, bedarf nur der Erwähnung. Wer sich aber als der beste Schütze erwies und den Kranz- oder Königsschuss getan, erhielt den Hauptpreis oder, wie der gangbare Ausdruck lautete, das Beste.

Die Hauptgewinne aber waren an Fahnen befestigt und wurden mit diesen nach einer längeren Schauausstellung, die nicht wenig darauf berechnet war, den Gästen die Wohlhabenheit der Stadt zu erweisen, mit feierlichem Gepränge dem besten Schützen überreicht. Eine solche Fahne mit dem Preise davonzutragen („den Preis davontragen") und dem heimatlichen Rat oder der Schützenbrüderschaft als

Siegeszeichen zu überbringen, war dem Schützen Stolz und Ehre. Wenig erfreut war der, dem der letzte Preis zufiel. Er wurde der zweifelhaften Auszeichnung teilhaftig, aus der Hand des Pritschmeisters, des lustigen Aufsehers bei diesen Festen, ein Schwein, das mit feierlich-spöttischer Beglückwünschung überreicht wurde, zu erhalten und unter dem Jubel und Spott der ausgelassenen Menge nach Hause zu treiben, ein Brauch, aus dem die Auffassung herausklingt, dass der Letzte seinen Gewinn mehr dem Zufall als der eigenen Kunst zu verdanken hat. Der gangbare Ausdruck: „Schwein, Sau“, für „unverdientes Glück, günstiger Zufall“ muss als Kind dieses Schützenbrauchs gelten.

Im Gefolge jener bürgerlichen Waffenfeste waren noch mancherlei fesselnde Schaustellungen; besonders fand der nach Aufregung haschende Sinn des Volkes an den Kämpfen der berufsmäßigen Fechter Behagen. (Übten sie das Fechten vor einem Spiegel, so trieben sie „Spiegelfechtere“, worunter man ja heute Betrug, Gaukelwerk versteht.) Als die Vornehmen unter dem streifenden Volke der Landstraße schlugen sie sich recht eigentlich durch die Welt. Es war bei ihnen Herkommen, die Waffen auf den Boden zu legen und von dem durch das Los Bestimmten die Waffe [mittelhochdeutsch daz wâfen] mit jemandem aufnehmen zu lassen. So ist der einstmalige Fechtausdruck „es (nämlich daz wâfen) aufnehmen“, später: „den Kampf aufnehmen“ in unserer Rede zurückgeblieben. Das Aufnehmen oder Aufheben der Waffen geschah natürlich in feierlich angehauchter Handlung unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten, oft auch mit prahlenden Worten. Somit wird auch der Ursprung unserer Redewendungen „ein Aufheben, viel Aufhebens machen“ erklärlich.

In späterer Zeit, besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege, der ja auch dem deutschen Handwerke tiefe Wunden schlug, war es nicht selten, dass Handwerksburschen, die keine handwerksmäßige Beschäftigung fanden, die Kunst des Fechtens betrieben und diese in Stadt und Land vor den Türen um eine Gabe zeigten. Die Bezeichnung „fechtender Handwerksbursche“ übertrug sich dann auf die wandernden und Zehrung heischenden Handwerksgesellen überhaupt und so erhielt das Wort „fechten“ den Sinn von betteln. Daneben ließ vielleicht ein Riemenstecher seine Kunst für Geld sehen, „eine Art betrügerischer Landläufer, die einen Riemen mit gemachten Krümmen zusammenrollen und andere darein stechen lassen, da sie denn machen, dass der Stich allemal neben den Riemen geht“. Wie ihre Benennung im Sinne von gerissener, schlauer Mensch sich im Volksmunde erhalten hat, so ist auch die Erinnerung an ihre auf Täuschung berechnete Kunst in unserem „Durchstecherei treiben“ haften geblieben. Neben solchen Gauklern verstand es auch in späterer Zeit der Salbenarzt oder „Quacksalber“, durch überlautes und prahlendes Anpreisen seiner Wundermittel die Aufmerksamkeit der Masse auf sich zu lenken. Wie er gegen jedes Erdenweh zu helfen wusste, so übte er auch als Zahnbrecher die Kunst des Zahn- ausziehens. Von seiner Marktschreierei schreibt sich die Redensart „schreien wie ein Zahnbrecher“ her.

Nichts aber vermochte das Volk so in Aufregung zu versetzen wie der Glückstopf oder Glückshafen, der schlichte Ahnherr unserer Lotterien. Zu ihm strömte es in hellen Haufen. Auf einem Gerüste, auf dem zugleich die Gewinne zur Schau ausgestellt waren, standen zwei Töpfe; in dem einen waren die mit dem Namen der Mitspieler bezeichneten *Zettel*, in dem ändern die Gewinnnummern und Nieten. Ein Knabe, der zwischen ihnen stand, zog aus beiden zugleich, worauf der Name verlesen

und dann der Gewinn oder die Niete verkündet wurde. Seine Tätigkeit gab zu der Entstehung der Redensarten „in den Glückstopf greifen, einen Glücksgriff, einen glücklichen Griff tun" Veranlassung. In späterer Zeit veranstalteten in Italien und Holland *einzelne* geldbedürftige Gemeinden Ausspielungen von Warenvorräten und von größeren Geldsummen. Aus Italien haben wir in Lotto (Ableitung von der germanischen Wurzel hlut: das Los werfen, losen) altgermanisches Sprachgut in fremdem Gewände zurückerhalten; aus dem Holländischen stammt außer Lotterie das Wort Niete, Niet, das hochdeutsches „nicht" ist (althochdeutsch niwiht; ni Verneinung, wiht =Wesen, Ding).

Nach Gustav Blumschein

Deutscher Geisterglaube in der Sprache



Wodan

Auch seine Gemahlin, Bertha oder Holda (Holle), ursprünglich als gütige Gottheit verehrt, in christlicher Zeit aber zur verabscheuungswürdigen Unholdin und alten Hexe umgeschaffen, wird als die schreckhafte Führerin eines lärmenden Zuges gedacht; in ihrer Gesellschaft fahren die Hexen und Hollefahren. „Möt [mit] de Holle fahren" ist daher in Oberhessen und im Westerwalde ein volkstümlicher Ausdruck für Hexenfahrt, Nachtwandeln, aber auch für unruhige Träume und Aufregung im Schlafe; daher wird von einem, dessen Haare wirr und kraus sind, in einigen Landschaften gesagt: „Er ist mit der Holle gefahren"; auch wird ein solcher einfach ein Hollekopf genannt.

Insbesondere aber ist die Gestalt des germanischen Wettergottes Donar, der in manchen Gegenden die höchste Verehrung genossen zu haben scheint, dem Glaubenseifer der christlichen Sendboten als Opfer anheimgefallen, deren Streben, das Heidentum auszurotten, darauf ausgehen musste, ihn wie andere alte Gottheiten als ohnmächtig und unhold erscheinen zu lassen.

So kommt es, dass gerade Donar die wesentlichen Züge zum Bilde des deutschen Teufels geliefert hat, u. a. den roten Bart — roter Bart, Teufels Art.! — und den neben dem Pferdefuß vorkommenden Bocksfuß, der auf das heilige Tier Donars, den Bock, hinweist. Donner und Teufel werden daher in älteren Redensarten und Verwünschungen gleichbedeutend, wie man auch noch heute in Schlesien etwa von abhanden gekommenen Gänsen sagt: „Die Gänse sind zum Donner."

Ja, der Name des heiligen Tieres wird selbst zur Benennung des Gottes bzw. des Teufels. Der Hellebock ist eine der vielen, dem Mittelalter geläufigen Teufelsbezeichnungen und noch im 19. Jahrhundert erhielt eine in der Gegend von Aachen ihr Unwesen treibende Diebes- und Räuberbande vom Volke den Namen Bockreiter, da man meinte, die Diebe ständen mit dem Teufel im Bunde und ritten bei

ihren nächtlichen Raubzügen auf diesem in der Gestalt eines Bockes durch die Lüfte. Auch die früheren Fluchworte: dass dich der Bock schänd!, dass dich der Bock stoß!, wie der noch heute übliche fluchende Ausruf „Gott Strambach“ klingen in diesen Teufelsnamen fort; denn das ist in der Gegend von Eisleben und Mansfeld in der offenbar alten Form Gott Strambock (Gott straf den Bock) erhalten und dürfte auf eine Entstehungszeit hinweisen, in der die alten Götter mit dem siegreichen Christengotte kämpfend gedacht wurden. Nicht minder stehen durch Weglassung des Zeitwortes gekürzte Verwünschungen wie Donnerwetter, Donnerkeil und -kiel [Keil = Hammer] sowie die niederdeutschen Kraftworte: dat di de Hamer sla [schlage], gekürzt in: dat di de Hammer, und das allgemein verbreitete: da schlage doch der Teufel drein! in Beziehung zu dem altgermanischen Wettergote, der mit dem alles zermalmenden Hammer, dem Mjölñir, die Blitze aus seinem feuerroten Barte herausschlägt und die Donnerkeile zur Erde sendet.

Aber der böse Geist, der Feind der Menschheit, geht um, trachtet nach Seelenraub, schließt mit Leichtsinigen und Verzweifelnden Verträge, macht die Menschen so zu seinem Eigentum, ja er fährt als vollendeter Quälgeist in des Menschen Leib, schlägt in ihm seine Wohnung auf und plagt den Armen unaufhörlich.

Diese auch die Klügsten und Besten ihrer Zeit beherrschende Teufelsfurcht verkörpert sich in den für uns fast inhaltlos gewordenen Ausrufen: Bist du des Teufels?, man möchte des Teufels werden, der Teufel fahr' in dich!, welcher Teufel ist in dich gefahren?, plagt dich der Teufel? Aber der deutsche Teufel hat nicht nur die Erbschaft Donars angetreten, auch die Züge anderer heidnischer Gottheiten sind in sein Schreckbild verwoben: auch Wodan, der Führer des Nachtheeres, lässt sich in ihm, dem Obersten der Hölleninsassen, der die Seinigen zum nächtlichen Ritte abholt, sie in seinen Mantel nimmt und geleitet, unschwer erkennen. Darauf beziehen sich: schere, eigentlich schare dich zum Teufel!, der Teufel soll dich holen!, wo führt dich der Teufel her so geschwind? Namentlich die letzte Redensart weist auf das Getriebe der mittelalterlichen Poesie hin, dass nämlich Helden aus fernen Gegenden von dem Teufel plötzlich durch die Lüfte zur Heimat getragen werden.

Auch die Erinnerung an die Nornen, die Schicksalsgöttinnen des heidnischen Altertums, ist in deutscher Sprache festgehalten worden. Sie treten an die Wiege des Neugeborenen heran und raunen ihm sein Schicksal, das sie aus dem Brunnen am Fuße des Welt-Eschenbaumes geschöpft haben; wie die griechischen Parzen spinnen sie den Faden seines Geschickes und schneiden diesen bei seinem Tode durch. In dieser ihrer Tätigkeit haben ihren Ursprung die Redensarten: Das ist ihm nicht an der Wiege gesungen, den Lebensfaden durchschneiden, sein Leben hängt an einem Fäden. Aber diese Schicksalsjungfrauen sind wie die Asengötter dem Lose verfallen, herabgesetzt und verunstaltet zu werden: sie leben in Ortssagen als verfluchte Jungfern und in den Märchen als häßliche, zahnlose alte Spinnerinnen fort. Nach ihnen werden die fliegenden Herbstfäden, das kunstvolle Werk der Spinnen, Altweibersommer genannt.

Der einfache Naturmensch denkt sich aber das ihn umgebende All von Geistern jeder Art, von guten und bösen, belebt. Wie er Feld und Flur, Wind und Wasser, Wälder und Berge mit ihnen bevölkert, so glaubt er auch an ihr Walten in Haus und Heim.

Sie sind ihm zunächst gut gesinnt und haben ihre Freude daran, hilfreich seine Arbeit zu fördern, sie sind ihm Kobolde, Walter des Hauses; das Wort ist aus mittelhochdeutsch kobe, niederdeutsch kove = Behausung, Stall (bayrisch: Kobel =

Haus) und old, dem verstümmelten Partizip von walten, zusammengesetzt. Ein solcher Hausgeist — wir sprechen ja noch heute von dem guten Geiste eines Hauses — übt sogar ein gewisses Aufsichtsrecht im Hause aus. Dieser Glaube früherer Tage wirkt in uns, wenn wir sagen: Das hat dir dein guter Geist geraten, sein guter Geist hat ihn ganz verlassen. Dieser dienende Geist aber — man vergleiche den verallgemeinerten, scherzhaften Gebrauch dieses Ausdruckes! — wurde auch Schalk (Diener, Knecht) genannt; dieser hat seinen Aufenthalt teils im Busen, d.h. im Brustgewand, seines Herrn, teils sitzt er ihm im Nacken oder steckt ihm hinter den Ohren, von wo er lenkt und leitet. Den Schalk im Busen oder im Nacken oder hinter den Ohren haben bedeutet daher so viel als klug, gerissen sein und nicht unwahrscheinlich ist es, dass die Redensart „es hinter den Ohren haben“ hier ihren Ursprung hat. Wie aber die alten Götter zu Unholden wurden, so verloren auch die Hausgeister, ursprünglich Hausgottheiten, das dem Menschen Vertrauliche, Diensame und wurden zu schadenfrohen, tückischen Wesen, die durch Poltern und Pochen, durch Ziehen und Zerren als recht eigentliche „Plagegeister“ und „Quälgeister“ die Hausbewohner beunruhigten und mit höhnischem Gelächter sich ihres Unfuges freuten.

Nach altem Glauben gibt es aber auch Geister, die von vornherein dem Menschen feindlich gesinnt sind, die ihm zu schaden trachten, in den Leib des Menschen eindringen und ihm Krankheiten erregen. Die bösen Wesen — der Volksmund sagt noch heute von Fallsüchtigen, dass sie das böse Wesen haben — verüben dann nach böser Feinde Art Angriffe gegen den Menschen, der aus banger Scheu, sie zu nennen, mit dem geheimnisvollen „es“ auf sie hindeutet. „Es packt mich, es schüttelt mich, es hat ihn angefallen, er hat einen Anfall gehabt, er ist angegriffen, er sieht sehr angegriffen aus“ erhalten so ihre sittengeschichtlichen Beziehungen.

In diesen Vorstellungen wurzeln auch die Ausdrücke: der Alp befällt einen, Alpdrücken, es liegt mir wie ein Alp auf der Brust, ich bin von diesem Alp befreit. Alp nämlich, mittelhochdeutsch auch alb, angelsächsisch aelf, ist die ursprüngliche Benennung der Elfen, die im allgemeinen als gut und hold verehrt, frühzeitig aber auch schon als tückische, schadende Wesen gefürchtet wurden.

Nach Karl Blumschein



LITERATUR

1. Alte Bräuche — Frohe Feste. Mairs Geographischer Verlag, Ostfildern, 1984.
2. Jahraus, jahrein. Geleitet von Eugen Roth. Verlag Mensch und Arbeit. München, 1965.
3. Kirchhoff, H. Christliches Brauchtum im Jahreskreis. Kösel, München, 1990.
4. Kulturelles Leben in der Bundesrepublik Deutschland. Inter Nationes, Bonn, 1992.
5. Leonhardt, R.W., Engelhardt, H.: Deutschland, by Verlag C.J.Bucher GmbH, München, 1998.
6. Mezder, W. Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Universitätsverlag, Konstanz, 1991.
7. Moser, D.-R.: Fastnacht, Fasching, Karneval. Verlag Styria, Köln, 1986.
8. Nikolai, F. Unter Bayern und Schwaben. Verlag Neues Leben, Berlin, 1989.
9. Raabe, L.: Alte Weihnachtsbräuche aus deutschsprachigen Ländern. Heyne, München, 1984.
10. Schönfeldt, S. Gräfin von: Das große Ravensburger Buch der Feste und Bräuche. O.Maier Verlag, Ravensburg, 1987.
11. Schultz U. (Hrsg.): Das Fest. C.H.Beck, München, 1988.
12. Tatsachen über Deutschland. Societäts — Verlag, 1996.
13. Vossen, R.: Ostereier – Osterbräuche. Christians, Hamburg, 1987.
14. Willkommen in der Bundesrepublik Deutschland. Prestel Verlag, München, 1987.

INHALT

DEM LEBEN FORM UND FARBE GEBEN.....	3
DEUTSCHE VOLKSART	6
I. TRADITIONELLE FESTE IM JAHRESVERLAUF.....	11
Adventszeit, Nikolaustag und Weihnachten.....	11
Der Adventskalender.....	13
Das Adventshaus.....	16
Der Adventskranz.....	16
Der Rauschgoldengel	17
Die Weihnachts-(Christkindl)-Märkte.....	17
Die Geschichte vom Weihnachtsstern.....	19
Der Aufbau der Krippe.....	24
Alte Bräuche.....	25
Nikolaustag	27
Die Nikolausbescherung.....	29
Der Weihnachtsbaum	30
Der Weihnachtsmann	32
Weihnachtspyramide.....	36
Das Weihnachtsgebäck	37
Das Weihnachtsfestessen	41
Der Heilige Abend	42
Weihnachtskarten.....	42
Weihnachtslieder	45
Silvesterabend, Neujahr	49
Die zwölf Rauhächte	53
Dreikönigstag.....	54
Lichtmess	56
Fasching	58
Fastnachtreiben auf dem Lande.....	59
Städtischer Fasching.....	60
Karneval am Rhein.....	62
Aschermittwoch	63
Fastenzeit vor dem Ostern.....	64
Palmsonntag	65
Gründonnerstag	68
Karwoche und Karfreitag.....	69
Ostern	70

Frohe Ostern!	72
Woher kommt der Osterhase?.....	72
Das Osterei - ein Symbol mit Tradition	75
Ostereier-Verstecken	77
Eierticken, Eierpicken oder Andotzen	78
Das Osterfestmahl.....	79
Feuerräder und Osterfeuer	81
Walpurgisnacht	83
Maifeier.....	84
Zweiter Sonntag im Mai — Muttertag.....	86
Christi Himmelfahrt.....	87
Pfingsten	87
Trinitatis und Fronleichnam.....	91
Sommersonnenwende und Johannistag	93
Kräuterweihe an Mariä Himmelfahrt.....	96
Erntedankfest	97
Kirchweihfest und Kirmes	98
Michaeli	99
Herbstliche Bräuche.....	99
Allerheiligen und Allerseelen	103
Das Fest des Heiligen Martini	103
Andreastag	105
Valentinstag	105
II. REGIONALE FESTE	107
Märkte.....	107
Schützenfeste	112
Leonhardifahrten und Umritte	113
Weinfeste	114
Meistertrunk.....	115
Kinderzeche	115
Fegen der Bremer Domtreppe.....	116
Münchhausen-Spiel	116
Fischertanz und Fischerstechen	117
Tonnenfest	118
Bräuche und Feste der Schäfer	119
Feste und Bräuche der Sorben	122
III. FESTE UND FEIERN ZU BEDEUTENDEN ANLÄSSEN	
IM PERSÖNLICHEN LEBEN DER BÜRGER:	126

Geburtstag	126
Kommunion – Konfirmation	129
Schülerfeste	131
Hochzeit	133
Tod und Beerdigung	137
IV. WAS BIETET DIE DEUTSCHE KÜCHE? (Traditionelle deutsche Küche) ..	139
V. DEUTSCHE SAGEN	146
Nibelungensage	146
Siegfried und Kriemhild	147
Kriemhilds Rache	152
Das Gudrunlied	154
Die heilige Elisabeth	154
Zur Faustsage	157
Doktor Faustus. Der Vertrag mit dem Teufel	157
Doktor Fausts Verdammnis und Tod	162
Die Lorelei	166
Tellsage	167
Die Sage von der Entstehung der Wartburg	169
Friedrich Rotbart auf dem Kyffhäuser	171
Die Gründung der Stadt Aachen	172
Vom edlen Ritter Tannhäuser	173
Friedrich der Große und der Müller (eine preußische Anekdote)	174
August der Starke und der Schmied (eine sächsische Anekdote)	174
Prinzessin Ilse	175
Der Rattenfänger von Hameln	176
Der Mäuseturm von Bingen	178
Der Fliegende Holländer	178
Till Eulenspiegel auf der Universität	180
Das Schlaraffenland (ein norddeutsches Märchen)	181
Die Zwerge der Kammerlöcher	182
Das Rittertum im Spiegel der deutschen Sprache	183
Sprachliche Erinnerungen an das mittelalterliche Städteleben	185
Deutscher Geisterglaube in der Sprache	187
LITERATUR	190

НАВЧАЛЬНЕ ВИДАННЯ

ІВАНОВА Людмила Олександрівна,
*кандидат філологічних наук, доцент, завідувач кафедри німецької мови
Кам'янець-Подільського державного університету;*

ІОТКО Лариса Борисівна,
*старший викладач кафедри німецької мови
Кам'янець-Подільського державного університету*

DEUTSCHE FESTE UND BRÄUCHE

НІМЕЦЬКІ ЗВИЧАЇ ТА СВЯТА

Навчальний посібник

Einbandfotos

Vorderseite (von links nach rechts)

1. Weihnachtsmann mit Geschenken für artige Kinder.
2. Adventskalender.
3. Nikoläuse.
4. Sternsingen am Dreikönigstag.
5. Adventslichter.
6. Weihnachtskrippe.
7. Die Anbetung der Heiligen Drei Könige.
8. Osterhasen.
8. Ostereier-Verstecken.
- Osternest.

Rückseite (von links nach rechts)

1. Alpauftrieb im St. Gallen-Land (Schweiz).
2. Niederbayrische Tracht und Goldhaube (Goldstickerei).
3. Festliche Schwarzwälder Trachten. Zur Frauentracht gehört der bis zu vier Pfund schwere Bollenhut (links), wie auch die prunkvolle Schäppelkrone (rechts).
4. Das Treffen mit dem Schornsteinfeger bringt Glück.
5. Festliche sorbische Frauentracht.
6. Trachtenpaar am Maibaum in Seeshaupt (Oberbayern).
7. Der sagenumwobene Mäuseturm im Rhein ist Wahrzeichen von Bingen.
8. Mädchen in Überlinger Tracht (Bodenseeraum).
9. Münchner Oktoberfest. Gebirgsschützen.
10. Das Rathaus von Wernigerode ist eines der schönsten in Deutschland.
11. Bei den Schützen überwiegen die grünen Farben. Ein Schütze aus Tirol.
12. „Wilde Männle“ aus Allgäuer Alpen als Personifikation von Berggeistern.
13. Thüringer Trachten.
14. Festliche Stimmung im „Millionendorf“ (München).

Підписано до друку 10.04.2006 р. Формат 70x100/16.
Обл. вид. арк. 16,25. Умовн. друк. арк. 15,8. Зам. № 199. Наклад 300.

Редакційно-видавничий відділ Кам'янець-Подільського державного університету
32300, м. Кам'янець-Подільський, Івана Огієнка, 61

Свідоцтво серії ДК № 117 від 11.07.2000 р.